

Unsere Meinung	<i>Die Redaktion</i>	3
	<i>Maximilian Scheer</i>	10
Grüße an Thomas Mann	<i>Johannes R. Becher</i>	12
	<i>Arnold Zweig</i>	13
	<i>Lion Feuchtwanger</i>	15
Leiden an Deutschland	<i>Thomas Mann</i>	16
„Leiden an Deutschland“ und Erhebung	<i>Max Schroeder</i>	32
Mythos und Humanität	<i>I. M. Lange</i>	37
Auf einen lebenden Dichter	<i>Bruno Frank</i>	46
WIR SAHEN DEN KRIEG		
Die Stalinorgel	<i>Gert Ledig</i>	47
Weg in die Gefangenschaft	<i>Herbert Otto</i>	57
Null-Acht Fünfzehn bis zum Ende	<i>Hans Hellmut Kirst</i>	64
Mein General	<i>Karl Ludwig Opitz</i>	73
Tafel	<i>Günter Bruno Fuchs</i>	87
Der japanische Fischer	<i>Nazim Hikmet</i>	88
Eine deutsche Stunde	<i>Walter Werner</i>	89
Drei Bauern in einem Jahrzehnt	<i>Fritz Jensen</i>	90
Glockentürme	<i>A. E. Thoss</i>	108
Der Zentaur	<i>Georg Kaiser</i>	109
LITERATURDISKUSSION ZUM IV. DEUTSCHEN SCHRIFTSTELLERKONGRESS		
„Wer liest heute noch Lyrik?“	<i>Hanns Cibulka</i>	114
Fragwürdigkeit der indirekten Übersetzung	<i>Johanna Herzfeldt</i>	119
Nochmals: Methode des Autors – Methoden der Kritik	<i>Bezirksverband Halle des DSV</i>	128
	<i>Erwiderung der Redaktion</i>	130
Gesichtspunkte und Kriterien des Herausgebers	<i>Walthar Pollatschek</i>	133

NEUE BÜCHER

Günther Deicke: Drei neue westdeutsche Kriegsromane, S. 138; *Victor Klemperer*: Rabelais und „Doktor Rabelais“, S. 143; *Achim Roscher*: Erzählungen aus unserer Zeit, S. 145; *F. C. Weisköpfung*: Sprachliteratur – Literatursprache, S. 148.

UMSCHAU

Howard Fast: Literaturbriefe aus New York (fünfter Brief), S. 152; Geburtstagskind: Recha Rothschild, S. 155; *Arnold Zweig*: Dem Andenken Alfred Polgars, S. 156; *Franz Hammer*: Stürm voran, mein Gedicht, S. 157; *H. Wiltsh*: Blick in eine lateinamerikanische Literaturzeitschrift, S. 162; Aus unserer Korrespondenzmappe, S. 164; ferner: „O diese Sprache!“, „Schwarz eingerahmt“, „Rotschwarz eingerahmt“, „Rot eingerahmt“ u. a.

IM AUFTRAG DES DEUTSCHEN SCHRIFTSTELLERVERBANDES
GELEITET VON WILLI BREDEL UND F. C. WEISKOPF
REDAKTION:
GÜNTHER CWOJDRAK, GÜNTHER DEICKE, HENRYK KEISCH
SEKRETARIAT: ACHIM ROSCHER

Thomas Manns „Leiden an Deutschland“ sind im 12. Band („Zeit und Werk – Tagebücher, Reden und Schriften zum Zeitgeschehen“) der Thomas-Mann-Ausgabe enthalten, die der Aufbau-Verlag zum achtzigsten Geburtstag des Dichters herausbringt.

Gert Ledigs Roman „Die Stalinorgel“ ist 1955 im Claassen-Verlag, Hamburg, erschienen; die Zwischentitel in unserem Nachdruck sind von uns eingesetzt. Der Roman „Die Lüge des Alfred Haferkorn“, aus dem wir unter der Überschrift „Weg in die Gefangenschaft“ ein Kapitel veröffentlichen, wird im Verlag Kultur und Fortschritt, Berlin, erscheinen. Der satirische Roman „Mein General“ des in Hamburg lebenden Karl Ludwig Opitz kommt demnächst im Mitteldeutschen Verlag, Halle, heraus. Der dritte Band des Romans „Null-Acht Fünfzehn“ von Hans Hellmut Kirst ist, wie die vorhergehenden Bände, von Kurt Desch, München, verlegt worden. Die Bücher von Gert Ledig, Hans Hellmut Kirst und Karl Ludwig Opitz werden in der Rubrik „Neue Bücher“ dieses Heftes besprochen.

Günter Bruno Fuchs, 26 Jahre alt, lebt in Reutlingen (Württemberg); Gedichte von ihm und von den gleichfalls in Reutlingen lebenden jungen Lyrikern Richard Salis und Dietrich Kirsch werden unter dem Titel „Fenster und Weg“ im Mitteldeutschen Verlag, Halle, erscheinen.

Nazim Hikmets, des großen türkischen Dichters, Verse von dem vergifteten japanischen Fischer sind Teil einer Gedichtsammlung, die den Titel „Gesänge gegen die Atom-bombe“ führt. Der deutschen Nachdichtung liegt eine von Nazim Hikmet autorisierte russische Übersetzung zugrunde.

Zur selben Zeit, da Thomas Mann sich anschickte, nach Deutschland zu fahren, um hier – wie es so schön in seinem Brief an uns hieß – einiges „Liebevolle über Friedrich Schiller zu sagen, den Helden deutscher Sprache, deutschen Geistes, in dessen Namen Deutschland sich, entgegen unnatürlicher politischer Zerrissenheit, feierlich geeinigt vor aller Welt vorstellen soll“ ... zur selben Zeit erfuhren wir aus westdeutschen Gazetten, daß Hans Grimm, ein Mann, der es versteht, mit vielen Worten und in miserabelstem Deutsch nichts zu sagen und deshalb von sich und seinesgleichen für einen Schriftsteller gehalten wird, aus der Schillergesellschaft ausgetreten sei, weil diese „die Ungeschicklichkeit“ begangen habe, einen „Zivilisationsliteraten“ wie Thomas Mann als Redner zu den Schillerfeiern einzuladen.

Die Schillergesellschaft kann man zu dem Selbsthinauswurf Grimms nur beglückwünschen. Was hat schließlich einer, der sich heute für die „Bewahrung und Wiedereinführung alles Guten, das der Nationalsozialismus brachte“, einsetzt, nachdem er in der Hitlerzeit jede Scheußlichkeit der braunen Barbarei gebilligt, – was

hat ein solcher unzivilisierter Unliterat in einer Gesellschaft zu suchen, die den Namen jenes deutschen Dichters trägt, den wir nicht zuletzt deswegen ehren, weil er die Schaubühne (und die Kunst überhaupt) als moralische Anstalt aufgefaßt wissen wollte? So viel Berechtigung wir also für unseren Glückwunsch an die Schillergesellschaft sehen, so wenig Ursache haben wir, Thomas Mann unser Bedauern ob der Pöbelei des Hans(Grimm)Wurst auszusprechen, oder ihn dagegen etwa in Schutz zu nehmen, gehört es doch mit zu seinem Ruhm, daß ihn heute wie vor zwanzig Jahren *die* anpöbeln, welche auf Grimmsche und Johst-sche Art „den Revolver entschärfen“, wenn sie „das Wort Kultur hören“.

Aus demselben Grund nun, aus dem diese ihn hassen, fühlen wir uns mit ihm, dem großen Humanisten, dem virtuosen Beherrscher unserer herrlichen Muttersprache, dem Baumeister eines Lebenswerks, das kaum seinesgleichen hat in der neueren deutschen Nationalliteratur, zutiefst verbunden. Verbunden in Dankbarkeit, Respekt und Liebe – einer Liebe freilich, die nicht blind ist, sondern auch das sieht, was uns von ihm, dem

glanzvollen letzten Repräsentanten einer zu Ende gehenden Literatur- und Kulturepoche, der spätbürgerlichen, trennt. Doch weiß gerade er, daß – über alles Trennende hinweg – allein ein von der Arbeiterklasse geführtes und behütetes, wahrhaft humanes Deutschland sein literarisches Werk als lebendiges Erbe pflegen kann und pflegen wird. Und deshalb weiß er auch (insbesondere nach seiner jüngsten Reise zu uns, die einer wahren Triumphfahrt glich), wie aufrichtig, wie warm und herzlich die Wünsche sind, die an seinem achtzigsten Geburtstag von hier aus nach dem Haus am Zürichsee fliegen – nicht nur von den Redakteuren und Lesern dieser Zeitschrift, nein, von all seinen unzähligen Freunden, von den Arbeitern, Bauern, Schriftstellern, Künstlern, und von ihrer Deutschen Demokratischen Republik: „Noch viele, viele Jahre voller Schaffenskraft in Glück und Frieden für den verehrten und geliebten Dichter, für *unsern* Thomas Mann!“

fcw

Beethovens Neunte mit Schillers „Ode an die Freude“ als Auftakt, die Sprecher vieler Nationen, von Frankreich bis zur Mongolischen Volksrepublik, von Dänemark bis Indien, die des deutschen Dichters gedachten, die Aufführungen des

Deutschen Theaters, Berlin, der Theater von Weimar, Mannheim und Stuttgart, die Reden von Thomas Mann und Johannes R. Becher: das ist eine nur sehr unvollkommene Aufzählung der Ereignisse, die den Charakter der Gedenkwoche in Weimar bestimmt haben.

Wir haben Schiller nicht geehrt, weil er vor anderthalb Jahrhunderten gestorben ist; wir haben ihn geehrt, weil die lebendige Kraft seines Werkes bis in unsere Tage reicht; weil die nationalen und demokratischen Ideen, die er leidenschaftlich verfochten hat, in unserer Gegenwart weiterwirken; weil sein Vermächtnis, allen Gefährdungen zum Trotz, in unserer Zeit erfüllt werden muß.

Schiller lebt: das ist der wichtigste Eindruck, den wir in Weimar gewonnen haben. Becher war es, der sagte, man solle nicht gedenken, ohne zu *denken*. Es geht nicht darum, auf einen toten Dichter Lorbeerkränze und schmückende Beiwörter zu häufen, sondern allein darum, den ganzen Reichtum seines Werkes zu erschließen und auf die Gegenwart wirken zu lassen. Ein gutes Beispiel dafür war eine Diskussion über das Thema „Literatur und Wissenschaft“, an der sich unter anderem Georg Lukács, Johannes R. Becher und Professor Gerhard Scholz beteiligten, dessen Aufsatz im Maiheft unserer Zeitschrift die Anregung für die Aus-

sprache gegeben hatte.* Wir können hier nicht die Argumente und Gegenargumente dieser Diskussion skizzieren, die vor vielen Gästen aus Westdeutschland und dem Ausland über mehrere Stunden geführt wurde. Wir wollen nur hervorheben, daß auch Schiller durch sein Leben und Werk an dieser Diskussion teilnahm: er selbst ist ein Beispiel dafür, daß der bedeutende Dichter auf der Höhe seiner Zeit stehen muß, daß wissenschaftliche Studien und philosophische Bildung nicht nur eine Voraussetzung, sondern einen integrierenden Bestandteil eines großen dichterischen Lebenswerkes darstellen. Es ist nicht denkbar, daß ein Schriftsteller sich für ein bestimmtes Werk philosophische und historische Kenntnisse von einem Wissenschaftler sozusagen „ausleiht“; Georg Lukács formulierte: „Satt werde ich nicht davon, daß ich einen anderen essen sehe; satt werde ich nur dann, wenn ich selbst esse.“ Bei dieser Diskussion wurde Schillers gedacht, indem *gedacht* wurde. Kann es einen Zweifel geben, daß manche Werke unserer Gegenwartsliteratur auch deshalb blaß und farblos bleiben, weil sich in ihnen keine echte Bildung manifestiert, kein wissenschaftlicher Eigenbesitz, sondern lediglich oberflächliche Formelweisheit? Auch Schiller, der mit der

Philosophie seiner Zeit gerungen hat, der umfangreiche historische Untersuchungen vornahm, der naturwissenschaftliche Studien getrieben hat, gibt ein Beispiel für die Durchdringung der Wirklichkeit in all ihren Bereichen.

Ensembles aus Berlin und Weimar, Mannheim und Stuttgart haben Schiller gespielt: es waren gute und weniger gute Schauspiele Schillers, gute und weniger gute Inszenierungen und Schauspielerleistungen. Dadurch, daß wir in Weimar zusammenkamen, fanden wir auch die Unterschiede in der Auffassung Schillers heraus, Ausgangspunkte für kritische und klärende Gespräche ergaben sich. Über alle Unterschiede hinweg war aber in Weimar eines uns allen gemeinsam: die in Thomas Mann Gestalt gewordene Überzeugung, daß es nur ein Deutschland geben darf, dem Schiller unteilbar gehört. Aus dieser Überzeugung leitete sich auch, dem einzelnen mehr oder weniger bewußt, die Verpflichtung ab, in diesem Sinne zu wirken: Weimar war ein Schritt auf dem Wege zu *einem* Deutschland.

ge

Nach dem ersten Wartburgtreffen deutscher Dichter und Schriftsteller war von unseren Freunden in Ost und West viel Hoffnungsvolles, von unseren Gegnern viel Hämisches

* Gerhard Scholz: „Schriftsteller und Theorie“, NDL, Heft 5/55.

geschrieben worden. Der zweite Dichtertag auf der Wartburg hat dem Hoffnungsvollen recht gegeben. Die alten Freunde sind uns treu geblieben, namhafte Schriftsteller aus dem Westen unserer Heimat, die diesmal noch nicht teilnehmen konnten, haben Grußbotschaften gesandt.

War das Thema der ersten Wartburgtagung, „Vom Brückenschlag des Wortes“, noch ein tastender Versuch, erste Berührungspunkte zu finden nach jahrelanger, durch die Spaltung unserer Heimat hervorgerufener Entfremdung, so konnte nun schon an zwei festumrissenen Arbeitsthemen eine Auseinandersetzung beginnen, die gerade durch die Verschiedenartigkeit der Meinungen und Perspektiven das gemeinsame Anliegen stärker hervorhob, als dies rücksichtsvolle Unverbindlichkeiten getan hätten. Hanns Martin Elster (Düsseldorf) und Georg Maurer (Leipzig) sprachen über das „Kriterium vom Bleibenden und Vergänglichem in der Dichtung“, Stephan Hermlin (Berlin) und Werner Warsinski (Lünen/Westfalen) von „Not und Hoffnung der deutschen Nationalliteratur“. Wenn zum Beispiel Stephan Hermlin die literarische und politische Situation in der Bundesrepublik einer differenzierten Kritik unterzog, wenn Werner Warsinski gewisse Erscheinungen in der Literatur der Deutschen Demokratischen Republik sehr offenherzig kritisierte, wenn in den Diskussionen

keiner der Teilnehmer seine weltanschaulichen Positionen verschwieg, dann zeugte gerade dies von der Atmosphäre des Vertrauens, welche die ganze Tagung beherrschte.

Das eben macht die Kraft dieses Wartburgkreises aus, bildet seinen inneren Zusammenhalt, daß sich Bürger zweier verschiedener Staatsgefüge, Angehörige verschiedener Weltanschauungen dennoch als Kinder des gleichen Vaterlandes fühlen, dem verantwortlich zu dienen sie gerade in dieser schweren Zeit der künstlichen Trennung entschlossen sind. Nicht verhehlen wollen wir, daß unserer Meinung nach neue Berührungen und weitere Kontakte mit Schriftstellern im Westen unserer Heimat gesucht werden müssen, damit der Wartburgkreis sich einer echten Repräsentanz der humanen Literatur ganz Deutschlands nähere.

Der zweite deutsche Schriftstellertag auf der Wartburg hat bewiesen, daß die deutschen Menschen aus Ost und West einander verstehen, nämlich dann, wenn sie vertrauensvoll miteinander sprechen. Daß wir auf dem besten Wege sind, jene böse Psychose der Zweistaatlichkeit, der „deutschen Koexistenz“ zu überwinden, zeigten vor allem auch die persönlichen Gespräche, die oft bis tief in die Nacht hinein geführt wurden. Das meinte auch Wieland Herzfelde, als er in einem Diskussionsbeitrag feststellte, wir müß-

ten so weit kommen, daß wir uns nicht mehr fragten, ob der Gesprächspartner aus dem Osten oder dem Westen komme, sondern: „Was meinst du zu diesem oder jenem Buch?“ Den Weg dahin zu ebnen, wurde eine Entschließung angenommen, welche die Regierungen der Deutschen Demokratischen Republik und der Bundesrepublik auffordert, im Geiste des Wartburgtreffens „alle Maßnahmen für einen wirklichen Kulturaustausch, insbesondere auch der schriftstellerischen Publikationen, ohne Säumen durchzuführen“. (Daß damit bei unserer Regierung offene Türen eingerannt werden, sei nur am Rande vermerkt.)

In diesem Geiste auch lasen Schriftsteller aus dem Westen und aus dem Osten gemeinsam in Betrieben, Schulen und Kulturhäusern aus ihren Werken.

Wieder schloß die Wartburgtagung mit einem Bekenntnis:

„Der II. Deutsche Dichter- und Schriftstellertag auf der Wartburg hat im Gespräch über das Bleibende und Vergängliche in der Dichtung bewiesen, daß die auf der ersten Begegnung geschlagene Brücke zwischen West und Ost tragfähig ist.

Wir sind entschlossen, diese Brücke zu verbreitern und zu festigen, sind einig in der Überzeugung, daß Deutschland nur im Frieden vereint werden kann.

Wir wollen dem Schaffen aller Schriftsteller, die sich diesem Ziele verpflichtet wissen, mit Achtung begegnen und einander mit Rat und Kritik beistehen.

Im Glauben an die Macht des Wortes wissen wir uns verpflichtet, sie für ein glückliches Deutschland einzusetzen und ihrem selbstmörderischen Mißbrauch unnachgiebig entgegenzutreten.“ gd

Wir haben Anlaß, zwei wichtigen Werken, die unlängst in Verlagen unserer Republik erschienen sind, unsere Aufmerksamkeit zu widmen: wir meinen den Band „Meisterwerke Deutscher Literaturkritik“*, herausgegeben von Hans Mayer, und die Neuausgabe der zweibändigen Herder-Biographie von Rudolf Haym**, für die Wolfgang Harich verantwortlich zeichnet.

Hier ist nicht der Ort, sich kritisch detailliert mit der Bedeutung dieser beiden Bände, mit der Auswahl und dem interessanten einführenden Essay Hans Mayers oder mit Wolfgang Harichs gründlicher Studie über Rudolf Haym, zu befassen. In der Herausgabe beider Werke sehen wir wertvolle Beiträge zur Erschließung des-

* Verlag Rütten & Loening, Berlin 1954.

** Rudolf Haym: „Herder“, Aufbau-Verlag, Berlin 1954.

sen, was wir unser nationales Kulturerbe zu nennen pflegen. Dem gehaltvollen ersten Band der „Meisterwerke der Deutschen Literaturkritik“, der von Gottsched bis Hegel reicht, wird in absehbarer Zeit ein zweiter Band, der mit Franz Mehring abschließt, folgen.

Genauer betrachtet, handelt es sich bei den von Mayer und Harich herausgegebenen Werken nicht nur um Beiträge, sondern um Beispiele und Vorbilder: wir haben es bisher gröblich vernachlässigt, solche Leistungen auf dem Gebiet der Literaturkritik und der Literaturwissenschaft, die einen Teil unseres kulturellen Erbes bilden, wieder an das Licht des Tages zu heben.

Wir stimmen mit Harich völlig überein, der in seiner Studie über Rudolf Haym schreibt: „Man sage nun nicht, daß dies unmittelbar nur einen engen Kreis von Forschern angehe, die in den Bibliotheken und Instituten ohnehin fänden, wessen sie bedürften. Literaturforschung, sozialistische zumal, kann sich nur entwickeln, wenn ein breites Publikum an ihren Problemen, ihren Diskussionen, ihren Kämpfen lebendig teilnimmt und auch die wissenschaftlichen Quellen kennt, aus denen sie schöpft, an die sie anknüpft, die sie gleichzeitig auszuwerten und zu überwinden strebt. Es ist daher eine wichtige Voraussetzung für die kritische Aneignung des literarwissen-

schaftlichen Erbes der Vergangenheit durch die marxistische Forschung, daß die bedeutendsten einschlägigen Werke des 19. Jahrhunderts – von Gervinus bis Scherer –, mit kritischen Einleitungen versehen, der Öffentlichkeit neu zugänglich gemacht und vor ihr, von ihr im Zeichen des Marxismus diskutiert werden.“

Hier mag ein kleiner Wunschzettel solcher literarhistorischer Werke aus dem 19. Jahrhundert folgen, deren Herausgabe wir für besonders dringlich halten: Gervinus „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen“, die Werke von Th. W. Danzel über Gottsched und Lessing, die „Geschichte der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert“ von Hermann Hettner. Einfach schändlich mutet es an, daß Franz Mehrings reiches literaturwissenschaftliches Werk mit Ausnahme der Lessing-Legende von den Verlagen unserer Republik bis heute fast völlig ignoriert worden ist; sollte das, wie uns berichtet wurde, mit verlagsrechtlichen Schwierigkeiten zusammenhängen, dann müssen Mittel und Wege gefunden werden, diese Schwierigkeiten zu beseitigen.

Selbstverständlich ist es die Aufgabe einer marxistischen Literaturforschung, die von uns erwähnten Werke der bürgerlichen Literaturwissenschaft „gleichzeitig auszuwerten und zu überwinden“; bevor man sie aber auswerten oder überwinden

kann, muß man sie zuerst einmal kennen. Unsere Entwicklung ist soweit vorangeschritten, daß wir jetzt eine solche Auseinandersetzung brauchen. Die Herausgabe bedeutender Werke der bürgerlichen Literaturgeschichte, ihre kritische Verarbeitung, wird zweifellos auch der marxistischen Literaturforschung neue Impulse geben; kritische Aneignung und Heranbildung eines kenntnisreichen Traditionsbewußtseins sind zwei zusammengehörende Seiten einer Sache.

Auch das vielfältige literaturkritische Werk von Franz Mehring kann nicht einfach „übernommen“ werden; gegenwärtig sind aber weder seine Werke unserer Öffentlichkeit bekannt, noch gibt es gründliche und umfassende Analysen dieser Werke; der einzige uns bekannte Beitrag zu diesem Thema ist ein im Jahr 1933 verfaßter Essay von Georg Lukács*. Sicherlich kann man über einige Urteile von Lukács verschiedener Meinung sein; auf keinen Fall kann man aber so verfahren, wie Wilhelm Girnus das für möglich gehalten hat: In der Zeitschrift „Neuer Weg“ behauptete er kürzlich, daß Lukács die Arbeiten von Franz Mehring „entstellt“, und versichert, daß in einer Reihe der in diesem Buch enthaltenen Aufsätze „Lukács' Anbetung der Spontaneität deutlich zum Ausdruck“ komme. Girnus bleibt

uns freilich den Beweis für solche summarischen Behauptungen schuldig; dafür wird einige Zeilen tiefer auf die Notwendigkeit eines verstärkten Kampfes gegen „feindliche und schädliche Auffassungen“ hingewiesen. Gleichzeitig möchte Girnus den „so notwendigen Meinungsstreit“ möglichst „breit entfalten“. Mit Methoden, wie er sie hier gegenüber Lukács praktiziert, läßt sich jedoch der Meinungsstreit gewiß nicht „entfalten“, geschweige denn „breit entfalten“; auf diese Weise klappt vielmehr der Meinungsstreit zusammen, manchmal sogar der Streiter selbst. Eine kritische Auseinandersetzung mit dem literarhistorischen Werk von Franz Mehring, eine kritische Auseinandersetzung auch mit dem Essay von Georg Lukács würden wir sehr begrüßen. Wir bieten Wilhelm Girnus an, in der „Neuen Deutschen Literatur“ die zitierten Behauptungen ausführlich zu begründen und glauben, daß auch Georg Lukács selbst sich an einer solchen Diskussion beteiligen würde.

Die Herausgabe der „Meisterwerke der Deutschen Literaturkritik“ und der Herder-Biographie von Rudolf Haym sollte als Beispiel und Beginn verstanden werden: es gilt, auf diesem Wege weiterzugehen. Die Anteilnahme der Öffentlichkeit, ihre Meinungsäußerung und Kritik ist notwendig.

gc

* „Beiträge zur Geschichte der Ästhetik“, Aufbau-Verlag, Berlin 1954.

In den Kölner Kammerspielen wird Bertolt Brechts „Galileo Galilei“ gespielt. Es ist in Deutschland die erste Aufführung des Stückes, das vor rund fünfzehn Jahren geschrieben und anschließend nur in Zürich und in den USA (mit dem hinreißenden Schauspieler englischer Sprache Charles Laughton) gespielt wurde. Die vierzehn Bilder Brechts – von denen in Köln aus offenbar dramaturgischen Gründen nur dreizehn gespielt wurden – stützen sich auf die geschichtliche Überlieferung, daß Galilei mittels seines Fernrohrs zum erstenmal den Lauf der Gestirne beobachtet und zu dem Schluß kommt: die Erde dreht sich um die Sonne; und daß die Inquisition des Vatikans ihn unter Drohung mit der Folter zwingt, diese Erkenntnis zu widerrufen. Die Kirche beharrte auf der irrigen Meinung, die Erde stehe fest, sei der Mittelpunkt der Welt, und die Gestirne seien an kristallinen Schalen befestigt, damit sie nicht herunterfallen. Brecht meint in dem Stück, daß die Erde deshalb feststehen sollte, „damit die Schlösser nicht herunterpurzeln“.

In diesem Stück also – wie übrigens in den geschichtlichen Berichten zu diesem Fall – kommt der Vatikan nicht gut weg. Wenn das Stück trotzdem gerade im „hilligen Köllen“ gespielt wird, so scheinen dafür zwei Hauptgründe entscheidend gewesen zu sein: das mutige Bekenntnis der

Kölner Intendanz zur gesamtdeutschen Kultur und Brechts künstlerische Meisterschaft. Gerade der „Galilei“ ist ein Lehrstück besonderer Art: ein Lehrstück, wie geistige Auseinandersetzungen an weltanschauliche Gegner herangetragen werden können.

Es ist gewiß ein Wagnis, der Kirche unbestreitbar eine rückständige, irrige, aber mit bösesten Mitteln verteidigte Weltanschauung nachzuweisen. Brecht weist sie nach, gestützt auf historische Fakten. Trotzdem kann das Stück sogar in Köln gespielt werden; denn Brecht verletzt nicht den gegnerischen Zuschauer, den er überzeugen will; er arbeitet nicht mit grob formulierten Thesen, vor denen sich der Gegner verschließt; er legt dar, klärt, überzeugt. Er klärt den Zuschauer überzeugend darüber auf, aus welcher geistig-politischen Situation heraus die Figuren denken und handeln. Darum ist das Stück – neben allem anderen – ein Lehrstück für viele unserer Schriftsteller, die das Geheimnis überzeugender Wirkung noch nicht oder nicht tief genug ergründet haben.

Leider ließen sich manche westdeutsche Theaterkritiker die Gelegenheit entgehen, aus dem Stück das Ihrige zu lernen: daß Vernunft und Wahrheit schließlich siegen; trotz alledem. Obwohl Brecht den Triumph der Vernunft fordert und

ankündigt, schreiben sie so unvernünftig wie sonst. Obwohl Brecht vom Wissenschaftler – und nicht nur von ihm – fordert, sich selbst gegen gefährliche Drohungen zur Wahrheit zu bekennen, schreiben sie um die Wahrheit herum. Obwohl Brecht aus der Wende zur Erkenntnis der Gestirne ein allgemein gültiges Beispiel setzt, nehmen die wenigsten westdeutschen Kritiker davon Notiz, daß die heutige Wende zum Atomzeitalter ebenso mutige Entscheidungen fordert. Statt dessen zerreden oder fälschen sie den Sinn des Stückes und Brechts eigene geistige Position. Sie ziehen eine Parallele zwischen Brecht und dem listigen, die Macht überlistenden Galilei, ja, sie gehen so weit, zu lügen, Brecht dürfe den „Galilei“ in der Deutschen Demokratischen Republik nicht spielen.

Gibt es nicht Fakten, die die Wahrheit beweisen? Natürlich gibt es sie. Gibt es nicht Möglichkeiten, Fakten zu ignorieren? Es gibt sie heute so gut in Westdeutschland, wie es sie im Vatikan zur Zeit von Galilei gab. Im Stück zum Beispiel wird Galilei zum Verräter, sein Schüler aber entzieht sich der rückständigen finsternen Macht und geht in ein Land, wo die Vernunft nicht verfemt ist. Fakt ist, daß Brecht das gleiche wie sein Andrea Sarti, der Schüler Galileis, getan hat: er verließ Deutschland, als mit den Nazis die Finsternis triumphierte, dann verließ er die Vereinigten Staa-

ten und kam in die Deutsche Demokratische Republik. Zweimal kehrte er – wie mancher andere – einem Land den Rücken, in dem die Herrschenden die Vernunft zu ersticken suchten, und lebt nun in einem Staat, der sich bemüht, das gesellschaftliche Zusammenleben der Deutschen endlich vernünftig zu ordnen. Mehr noch: Als die Beherrscher seines früheren Gastlandes das vernünftige Beginnen in der Deutschen Demokratischen Republik mit Hilfe westdeutscher Vasallen zerstören wollten – wie die Inquisition die Lehre Galileis zerstören wollte –, da bekannte sich Brecht, wie der Schüler Galileis, zur Vernunft. Das war der Sinn seiner im Westen so viel gelästerten Erklärung zum 17. Juni 1953.

Hätten die Kritiker-Mönche der westdeutschen Presse besser zugehört, so wären sie durch die Bemerkung im Galilei: „Wer die Wahrheit nicht weiß, der ist bloß ein Dummkopf. Aber wer sie weiß, und sie eine Lüge nennt, der ist ein Verbrecher!“ vielleicht zum Nachdenken ermahnt worden – wenn es ihnen erlaubt worden wäre. Immerhin soll man die Hoffnung auf Vernunft selbst bei Unvernünftigen nie völlig aufgeben. Zumal die Zuschauer in dem von Bomben gemarterten Köln, die jeder Szene applaudierten, den Autor und sein Stück offenbar besser verstanden als mancher Kritiker.

Maximilian Scheer

GRÜSSE AN THOMAS MANN

THOMAS MANN

*Als Du aus Deiner Heimat warst verbannt,
War sie Dir in die Fremde nachgezogen.
In Deiner Sprache hochgewölbtem Bogen
Wie über die Jahrhunderte gespannt.*

*Hat sich die Heimat in Dir heimgefunden
Und hat Dir ihr Geheimnis anvertraut.
Du warst ihr Wiegenlied und Glockenlaut
Und warst ihr Trost in allerschwersten Stunden.*

*Du hast bewahrt der Sprache Heiligtum,
Sie liebend so, wie nur der lieben kann,
Der sie durchblitt, die heimatlosen Zeiten.*

*Du, Deutschlands Ehre und Du, Deutschlands Ruhm.
Willkommen in der Heimat, der befreiten,
Du Deutschlands Ruhm und Ehre: Thomas Mann.*

L. R. Becher .

, 4. Mai 1958

Lieber verehrter Thomas Mann,
zu Ihrem Vorigsten drückte ich in einer
„Kleinförmigen“ einen langen Aufsatz von mir.
Der endete: „Das ist der Weg von Thomas Manns Helden,
bis hierher haben sie ihn zurückgelegt, unter ist schön
und eine freundlicher Gedanke, daß wir bestimmt sind,
mit ihnen weiterzuwandern.“ Ich habe es nicht zu den Wun-
den und beglückendenfügungen, das ist Ihnen heute
zu Ihrem Geburtstag die Hand drücken darf? Unser Weg
hat uns am Tode vorbeigeführt und Ihnen die Aufgabe auf-
gelegt, immer neue Gestalten zu denken, in künstlerischen
höchsten Range, und unsere Sprache die Härte und zarte
Melodie abzugewinnen, die Ihnen oft, das meiste Leben,
gemäß war. Außerdem aber habe Sie das blinde und blinde
aussehen, unsere Völker den Weg aus dem Abgrund
zu zeigen, in welchem der Raub- und Kriegsgott es gestirnt
haben.

Wir sind kaum mehr als Finger an einer Hand noch da
von denen, die 1915 Ihnen Glück und einen guten Weg
wünschten. Aber da wir noch da sind, strecken die Hände
zu Ihnen aus und danken Ihnen mit Ihrer Lebensge-
fährlichkeit, daß Sie durchhalten konnten und das Bibelwort
bekräftigen: Unser Leben wäre niezig Jahr, und wenn es
noch kommt, achtzig Jahr, und ist es köstlich gewesen, so
ist es Mühe und Arbeit gewesen. Und da wir uns,
Ihrer Thomas Mann, noch keineswegs freubereit gönnen
dürfen, lassen wir uns vor den Blütenbäumen Ihres fünf-
monatigen des Vorsprechens zuversetzen, daß Sie noch Jahre und Jahre
im Vornah leben, und uns mit Ihrem Vertrauen zum Leben
noch lange beglücken werden
Aufs dankt Ihnen im Namen aller deutsch lebenden
und Lesenden

Ihr
Armin Zweig

Lion Feuchtwanger
520 Paseo Miramar
Pacific Palisades, Calif.
Tel. Exbrook 5-1402

20. April 55

Lieber Weiskopf,

Ich habe aufrichtig seines achtzigsten Geburtstages bereits an anderer Stelle ausgedrückt, warum ich Thomas Mann liebe und verehere. Aber es ist mir eine Freude, auch in Ihrer schönen und wichtigen Zeitschrift zu bekunden, wie tief ich ihn bewundere und wie eng und herzlich ich mich ihm verbunden fühle.

Mit gutem Gruss
wie stets

W
Lion Feuchtwanger

LEIDEN AN DEUTSCHLAND

Aus den Tagebuchblättern

25. Juli 1934

Ermordung Dollfuß'.
Die Stimmen der italienischen Presse über Hitler! Ist je über den Selbstherrscher eines großen Landes öffentlich so gesprochen worden?

Knut Hamsun läßt hören, Deutschland habe jetzt viel Gegenwind von seiten der Welt; aber schließlich werde man ihm erlauben müssen, nach eigener Fassung politisch selig zu werden. – Das ist die Parole. In Deutschland sagen es, als Beitrag zur Wahlpropaganda, die Geistigen auch, zum Beispiel Hermann Stehr und die Unterzeichner des „kulturschöpferischen“ Manifestes. Wenn es weiter nichts wäre. Nicht gut erlauben kann man aber einem Lande den Rückfall in eine weltbedrohliche, die sittlichen Grundlagen wüst verneinende Barbarei. Der alte Hamsun, dessen Blubo-Kunst viel zu raffiniert ist, als daß irgendein Nazimensch etwas damit anfangen könnte, hat gut reden. Er ist fünfundsiebzig, weiß nicht, was in Deutschland vor sich geht, ist ihm aber großen Dank schuldig und gehört zu der antiliberalen und anti-städtischen Geisteswelt, die im Nazitum ihre grauenhafte Verhöhnung erfährt. So findet er von außen das alles nicht so schlimm und glaubt „Deutschland“ verteidigen zu müssen, ohne zu bedenken, was auch die Deutschen vergessen haben, daß es sich nicht um Deutschland handelt, sondern um eine Handvoll geistig und moralisch krüppelhafter Gewaltmenschen, die Deutschland in seinem schwächsten und hilflosesten Zustand unterworfen haben und es verderben in jedem Sinn. Diese Banditen und das niedergeworfene Volk unter dem Namen „Deutschland“ zusammenzufassen, ist das schlimmste Zugeständnis, das man jenen machen kann. Aber es geschieht unaufhörlich, innen und außen.

Macht ein Ende! Ecrasez l'infame! Fort mit Hitler, dem elenden Subjekt, dem hysterischen Betrüger, dem hohlen Monstrum, dem undeutschen, hergelaufenen Hochstapler der Macht, dessen ganze Kunst darin besteht, daß er mit eklem Mediumismus den Gemütsnerv des Volkes zu ertasten und in der obszönen Selbstverzückung einer unbeschreiblich niedrigen Rednergabe darauf zu spielen weiß! Fort mit „General“ Göring, diesem putzsüchtigen

Henker mit seinen dreihundert Uniformen, der sich prassend und schmatzend im viehischen Genuß der ihm verrückterweise zugefallenen Schwertgewalt wälzt und täglich Todesurteile über junge Menschen mit seinem Schreckensnamen unterschmiert, die, zu verzweifelter Gegenwehr getriebene Kämpfer für eine meinetwegen irrümliche politische Heilslehre, vielhundertmal besser sind als er! Fort mit diesem riesenmäuligen Propagandachef der Hölle, Goebbels geheiß, der, ein Krüppel an Leib und Seele, bewußt und mit unmenschlicher Niedertracht die Lüge zum Gott, zum Alleinherrscher der Welt zu erheben trachtet! Fort mit diesem schamlosen Philosophaster Rosenberg, der mit seiner verhunzten Groschenwissenschaftlichkeit, seinem Viertelsbildungsschmus und Rassengefasel, seinem Denkertum der Gosse das Verbrechen „ideologisch unterbaut“, die Gehirne zerrüttet und einem durch sein bloßes Dasein die Lust am Gedanken und Wort auf ewig verekeln könnte! Fort mit diesem ganzen apokalyptischen Gesindel, dieser Bande von Strolchen, *dégénérés inférieurs* und Volksverderbern, die in den anderthalb Jahren ihrer Schreckensherrschaft Deutschland in eine ehrlose Vereinsamung geführt, einen Abgrund aufgerissen haben zwischen ihm und der gesitteten Welt und es mit tödlicher Sicherheit in physischen und moralischen Ruin stürzen werden, wenn man ihnen nicht Einhalt gebietet.

Tut es, denn ihr könnt es! Jeder Wicht in aller Welt kühlt heute sein geistiges Mütchen an der Idee der Demokratie. Wenn aber ein demokratischer Grundsatz heute auf schwachen Füßen steht, so ist es der der „Nichteinmischung“ in die sogenannten inneren Angelegenheiten eines fremden Volkes. Das europäische Pathos Goethes, der erklärte, Wohl und Wehe fremden Volkes wie das des eigenen zu empfinden, ist, allem Wüten des Nationalismus und aller autarkischen Verkrampfung zum Trotz, im stillen und in der Tiefe heute Gemeinbesitz geworden. Europa ist eine Einheit, in der nicht an einer Stelle Unheil gebräut und wüster Unfug getrieben werden kann, ohne daß man sich anderwärts darum zu kümmern brauchte und sich „einmischen“ müßte. Die Gesamthaftung Europas ist vollendet, praktisch und moralisch, und es bedeutet keine demokratisch unerlaubte Einmischung, wenn man von außen einem Volk behilflich ist, sich einer Gaunerclique sogenannter Führer zu entledigen, die im Begriffe ist, zusammen mit diesem Volke selbst die ganze Mitwelt in ein Chaos von Blut und Tränen zu stürzen –, ja, die, selbst wenn sie es mit ihrem schwachsinnigen Verstande wollten, nach dem ihnen eingeborenen Gesetz gar nichts anderes tun könnten. Einmischung? Ich kenne die Besorgnis, die davor warnt, durch den Druck äußerer Ultimaten das nationale Selbstbewußtsein Deutschlands zu reizen und das Volk mit der Regierung nur enger zusammenzudrücken. Aber, glaubt mir, es ist an dem, daß eine solche Wirkung nicht mehr zu befürchten ist. Es gibt noch Illusionen über den „Führer“ persönlich, genährt und gestützt durch die Legende seines

„keuschen“ Privatlebens, seiner Enthaltung von Weib, Wein, Fleisch, Tabak –, eines Asketismus, der auf den Wissenden widerwärtiger wirkt als irgendwelche Ausschweifung zu tun vermöchte. Es gibt unappetitliche Übertragungen der Ausschweifung, auf die man sich durch diese Art von Reinheit ungern hingewiesen fühlt, und nicht zu leugnen ist, daß dieser tugendhafte Notzüchter der Volksseele vor und nach einer öffentlichen Rede nicht anders aussieht, wie, nach glaubwürdigen Schilderungen, eine brave SA-Mannschaft, die eben von der Folterung Schutzgefangener kommt. Es gibt, sage ich, noch Illusionen über diesen Menschen im Lande: man sucht einen Unterschied aufrechtzuerhalten zwischen ihm, dem Guten, und seiner Bande; will glauben, daß er „das Beste will“ und vieles nicht dulden würde, „wenn er es wüßte“ –, ein Irrtum, denn er weiß alles, will alles, auch das Schmutzigste, und ist schuld an allem. Es gibt ferner einige hundert oder, mag sein, ein paar tausend Intellektuelle, Professoren, Schriftsteller, Blubo-Literaten (von den unmittelbaren Nutznießern des Systems und den Anpöblungen und Mitmachern aus Opportunität ist hier nicht die Rede), deren Gehirne unterworfen sind und es schon vorher waren, geistige Wegbereiter also und solche, die der Erfolg überwältigte, Germanisten, Nordschwärmer und sinnig-völkische Philologen der Urtümllichkeit, die es fertigbringen, ihren frommen Gelehrtenraum vom Ewig-Deutschen mit der niedrigsten Travestie und Verhöhnung des Deutschtums zu verwechseln. Es gibt gläubige Jugend, die ihren Lebensstil, ihre Lebenshoffnung in der „Bewegung“ wiedererkennt; kollektivistisch Blut, das zusammen leben, marschieren, abkochen und sterben will für irgend etwas und ebensogut kommunistisch sein könnte, es größtenteils in der Zufallsverkleidung des braunen Hemdes auch ist, und deren Führer der Landsknecht Röhm weit eher war als der tückische Kombinations- und Verratspolitiker, der ihn umbrachte, um die Mächte loszuwerden, die ihn hochgetragen, und sich auf die Seite des Reiches und der Reichswehr zu schlagen. Sie sind arg verstört, wankend und ratlos, diese Betrogenen, und nur noch mit halbem Recht mitzuzählen, wenn man die Anhänger des in Hitler-Göring-Goebbels verkörperten Systems aufzählen will. Aber dies alles zugegeben, ist es eine innere Gewißheit, daß es drei Vierteln, ja, sieben Achteln des Volkes oder, besser gesagt, dem Volke in seiner Gesamtheit heute längst in tiefster Seele vor seinen Führern graut und vor der Lage, in die sie es geführt. Abgestumpftheit, Fatalismus, Hoffnungslosigkeit sind weit eher die „Träger“ und Erhalter des Regimes, als Glaube und Begeisterung. Ein geducktes Abwarten und Lauern herrscht, ahnungsvoll-passiv, pessimistisch-neugierig; und alles in allem würden diese Menschen erlöst aufatmen, wie von einem Alptraum befreit, wenn es zu Ende wäre, und Empörung oder auch nur Verwunderung über eine Nachhilfe von außen wäre kaum zu gewärtigen.

Die Unterscheidung zwischen dem deutschen Volk und seiner Regierung ist heute viel berechtigter, als sie es im Kriege war. Die Identifikation wird einseitig, als freche Fiktion, von den Machthabern beliebt. Daß die Feindschaft der Welt eine Verschwörung gegen das deutsche Volk bedeute; daß die empörten Invektiven, die die Übertragung der inneren Mordmethoden aufs Äußere im Falle Dollfuß in der italienischen, englischen, französischen Presse hervorrief, Beleidigungen des deutschen Volkes bedeutet hätten, ist eine unverschämte Behauptung der regierenden Glücksritter, die der Zustimmung des anderen Teiles durchaus ermangelt. Ebenso wenig würde man dem deutschen Volk zu nahe treten mit dem moralischen Boykott derer, die es betrogen und unterwarfen, mit der Weigerung, diese Handvoll Brandstifter, Mordkumpane und Antichristen als gleichberechtigte Partner im internationalen Austausch, als verhandlungsfähige und glaubwürdige Vertreter eines europäischen Hauptvolkes anzuerkennen. Ihr Wesen ist Lüge, es kommt kein anderes Wort aus ihrem Munde. Ihr Wesen ist Verrat, sie können nichts tun, was etwas anderes wäre. Durch „Reichsgesetz“ macht dieser Hitler sich, ehe die Leiche Hindenburgs noch kalt ist, zum Staatsoberhaupt und läßt das Heer auf seinen Namen vereidigen. Da dies geschehen, erklärt er, seiner tiefen Überzeugung nach komme alle Gewalt vom Volke, und schreibt ein Plebiszit aus. Gesetzt, es fiel verneinend aus, wie es natürlicherweise ausfallen müßte –, würden dann die vollendeten Tatsachen rückgängig gemacht? Jedes Wort eine Lüge. Jede Tat ein Betrug. Ist europäische Zusammenarbeit möglich mit solchem Gelichter? – Was ihr nach dem Reichstagsbrand, nach dem Schmutzprozeß, der ihm folgte –, was ihr nach hundert antieuropäischen Gemeinheiten des lehrenden Wortes und der schändlichen Tat, nach der Metzlei des 30. Juni 1934, spätestens nach der Mordtat an Dollfuß hätten tun sollen und müssen – tut es endlich jetzt! Bringt dieses unmögliche und alle Zukunft bedrohende Zerrbild von Regierung zu Fall, indem ihr jeden Umgang mit ihm verweigert, eure Botschafter zurückzieht und völlige Isolierung über das Land verhängt, das sie verderben. Macht ein Ende! Macht, daß das ekle Gebell inferiorer Verlogenheit, daß diese Übelkeit erregende Stimme eines hysterischen Hausknechts im Radio verstumme, damit das europäische Ohr nicht länger davon gequält werde! Macht ein Ende und fürchtet nicht, was nachher kommen könnte, das Chaos. Es gibt kein Chaos in Deutschland, es gibt dort auch keinen „Bolschewismus“ –, wenn es der ist, dem ihr ein Unwesen vorziehen zu müssen glaubt, das tief unter allem Bolschewismus steht! Es steht unter allem und ist weltgefährlicher als alles, was je war und je sein kann. Ohne Ausnahme alles, was vorläufig oder auf die Dauer an die Stelle des Gegenwärtigen treten könnte, ist besser als dieses. Es möge fern davon sein, unsere Wünsche zu verwirklichen, es möge nicht die Freiheit, nicht das soziale Reich sein, das noch

Schleicher wollte –, alles Erdenkliche und jetzt nicht zu Erdenkende an Ordnung und Notbehelf wird besser sein als diese Pest...

Auf dem Magdeburger Philosophenkongreß erklärt der Ministerialrat Achelis im Namen des preußischen Ministers für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung: „Auf jeden Fall wird die neue Hochschule nicht aus dem Geist der Philosophie erwachsen, sondern aus dem Geist der SA.“ – Was ist es mit diesem Geist seit dem 30. Juni? Er ist ja geschändet, verleugnet und gestürzt, als lasterhafter Verrätergeist entlarvt und angeprangert. Die Lexika und Schulbücher müssen umgearbeitet werden, weil Röhm, Heines, Ernst, Roßbach, Ehrhardt noch darin als Helden gefeiert werden.

Gewiß, das Zusammengedrücktwerden von Volk und Regierung (jeder Regierung) durch den äußeren Widerstand. Die Identifizierung „Deutschlands“ mit dem Regime schon wiederhergestellt wie im Kriege. Als die Engländer vertriebene deutsche Professoren aufnahmen, hieß das „deutschfeindlich“ –, obgleich es doch das Gegenteil ist. Auch was nach dem Dollfuß-Mord die italienische Presse über die Lügenhaftigkeit der deutschen Machthaber sagte, war „Beleidigung des deutschen Volkes“. Es gibt keine frechere Fiktion als diese Gleichsetzung. Was war schon während der letzten zehn Jahre nicht alles „deutschfeindlich“. Zum Beispiel, wenn man feststellte, daß längst keine Tribute mehr gezahlt werden. Meine Reden waren deutschfeindlich, die Republik war es, was ich hier schreibe, ist es.

Das Halbe und Feige dieser „Revolution“, die sich so radikal gebärdet. Das Wort „barbarisch“ steht zwar in höchsten Ehren („Mit fanatischer Brutalität“) –, aber man möchte doch nicht barbarisch sein, scheut doch wieder das Odium vor der Welt und legt Wert auf Bildung, Kulturpropaganda durch Bayreuth. Der S.-Fischer-Verlag wird geschont, auf das Erscheinen meiner Bücher wird in Deutschland großes Gewicht gelegt, obgleich sie dann versteckt werden müssen. (Die Schriftsteller „werden zu verhindern wissen, daß ich zurückkehre“.) Putzt sich mit einer Literatur-Akademie, in der ein Schriftsteller unter Verbeugungen vor den machthabenden Exponenten geistigen Elends die deutsche Sprache preist, während Kollegen von ihm in Lagern und Gefängnissen so geprügelt werden, daß ihre Frauen sie sechs Wochen lang nicht sehen dürfen. Ossietzky, Mühsam, mit denen ich nicht viel gemein habe, was nicht hindert, daß mir übel wird, wenn ich von ihrem Schicksal höre. Pavillons in den Krankenhäusern mit streng nationalsozialistischem Wartepersonal, weil die Insassen nicht gezeigt werden können und über ihren Zustand und seine Herkunft nichts bekannt werden darf. In dieses Staates Akademie halten Schriftsteller Festreden, und junge Dichter verherrlichen in Versen, die gern schlecht sein dürfen, die Höllenstrafen für Sünden am Staate Brandenburg.

Übrigens geht es den Schriftstellern schlecht. Keiner spielt eine Rolle, keiner scheint diesem Staat etwas zu gelten, auch von denen, die geholfen haben, ihn herbeizuführen. Johst ist abgesägt, Jung erschossen, Kolbenheyer gemäßregelt, Jünger hat keinen Dank. Allen geht es wirtschaftlich schlecht. Wie könnte es anders sein? Dieser Staat, diese Revolution sind nicht Gegner eines bestimmten Geistes, etwa des „liberalistischen“ oder „marxistischen“. Es ist ein Staat, eine Revolution gegen allen Geist überhaupt, und das idiotische Schimpfwort „Intellektbestie“ (eine jener inferioren Schimpfschmissigkeiten, in denen die Propaganda groß war, wie „Rotationssynagoge“) gilt allem, was überhaupt mit Geist und Denken zu tun hat. Dabei kommen sie selber nicht ohne „Geist“ und „Denken“ aus. Sie reden ja, philosophieren und schreiben. Sie haben sich zu Alleinherren dieser Künste aufgeworfen. Was sie von sich geben, ist nichts als verhunzter Geist, Groschen-Intellektualismus. Schwaden verdorbener Literatur lagerten längst über Deutschland und machten das Atmen unmöglich. Das Elend besteht ja gerade darin, daß viertelsgebildete Mittelstandsmassen durch Not und Ressentiment zum Denken und zur Mystik gebracht worden sind, und das Schauspiel der höheren Sphäre, daß die Ratio das Irrationale, der Geist die „Seele“, die Literatur das „Blut“ predigt, wiederholt sich in der Sphäre geistigen Elends und wird Staatsprinzip. Im Grunde ist es das erlöste Abschütteln aller höheren Zucht und Verpflichtung, das Losgelassensein unterster Roheit, triumphierend gegen *alles* Geistige und Höhere.

Und der Kampf dagegen, der „revolutionäre Angriff“ geht unermüdlich und unersättlich weiter auch nach dem Siege. Man ist nicht siegessicher, der Haß ist ungestillt und wird nie gestillt sein, man bleibt beunruhigt, unsicher. Sind die Huch, Hesse, mein Bruder, ich selbst nicht über und über erledigt und abgetan? Aber es wird weiter auf uns geschimpft, als seien wir immer noch eine Gefahr. Vielleicht sind wir es.

Der Wort- und „Ideen“-Schleier, hinter dem die derbsten, trockensten Machtverschiebungen und Verteilungen sich vollziehen – lächerlich! Man fühlt sich genarrt, wenn man sich auf das Ideologische, „Weltanschauliche“, Moralische, Geistige überhaupt einläßt, die Kräfte seiner Seele daran wendet. Der Nationalsozialismus eine Weltanschauung! Geschwätz! Er ist das Instrument zur Aufrechterhaltung der durch den Sozialismus bedrohten Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung. Alles „Revolutionäre“ ist Schwindel, Mimik, Gestus, ganz äußerlich und oberflächlich. Der revolutionäre Impetus, der so eindrucksvoll, tobt sich an Äußerlichkeiten, Gleichgültigem aus, zu denen, mit Verlaub, die Judensache gehört. Aller Radikalismus ist Getu. Alles Entscheidende, die soziale Hierarchie, der bürokratisch-militärische

Apparat, bleibt unberührt, und die ganze „Revolution“ dient dazu, sie unberührt zu lassen. Vor allem ist das Wort „deutsch“ Schwindel. „Deutsch“ heißt einfach kleinbürgerlich im Gegensatz zu proletarisch. Die wild gewordenen Kleinbürgermassen „sind die politischen Träger der vom Kapital finanzierten Bewegung. Deutscher Sozialismus heißt Kleinbürgersozialismus. Was wirklich daran eine Art von Sozialismus war, wurde repräsentiert durch die Richtung Röhm, die „Zweite Revolution“, die gegen den Einbau der Nazibewegung in den alten Staat rebellierte und im Gegenteil den staatlichen militärischen Apparat der Bewegung unterordnen wollte. Sie verstanden nicht, daß der Faschismus (denn von ihm ist das Nazitum ja eine Spielart) eine Hemmungsvorrichtung und Gegen-Revolution ist, die den Namen der Revolution nur usurpiert. Im Geistigen war mir das früher klarer als im Politisch-Sozialen.

Ein Studienrat berichtet, wenn er sich seiner früheren Begriffe von Ehre, Gewissen, Selbstachtung crinnere und sie vergleiche mit alldem, wozu er seitdem genötigt worden, mit dem gegenwärtigen Zustand seiner inneren Persönlichkeit, so kenne er sich selber nicht mehr. Die Schüler werden zur Bespitzelung und Denunziation ihrer Lehrer geradezu aufgefordert. Die sittliche Zerstörung. Der Zwang zur Selbsterniedrigung.

Der Gedanke selbst und das Wort werden einem verkehrt durch die, die beides heute handhaben, die heute laut denken und noch dazu handeln dürfen. Die Ehre der Sprache, des Denkens und Schreibens ist geschändet durch einen so schamlosen Mißbrauch, wie man ihn vor dreißig Jahren in diesem Erdteil für unmöglich gehalten hätte.

Die historische Anspielung und Parallele (in Zweigs Erasmus-Buch) ist bereits unerträglich, weil sie der Gegenwart eine schwächlich wirkende Ehre erweist. „Luther, der Revolutionär, der dämonisch Getriebene dumpfer deutscher Volksgewalten.“ – Damit treibt man die Geschäfte des Feindes, denn wer erkennt nicht Hitler? Das ist es ja gerade, daß die nackte Travestie, die niedrige Äfferei und Heruntergekommenheit für mythische Wiederkehr genommen wird. Solches Zusammensehen ist schon Unterwerfung.

Nach dem Dollfuß-Morde schien es, als ob der Wille der Welt, mit dem Reichstagsbrand- und Mörder-Regime Hitler-Göring-Goebbels ein Ende zu machen, sich massiere.

Der Geisteszustand des deutschen Volkes, sein bedrücktes Erstaunen über die Verrufenheit des Landes. Ein paar Tage lang hat man die drastischen Angriffe auf das Gangster-Regime durchgelassen, um die ehrliche Entüstung zu erwecken, die bei sonstiger Unwissenheit die natürliche Folge ist.

Alles ist wie im Kriege: Deutschland vertritt die Wahrheit gegen die Lüge. Die Welt schwelgt in Gemeinheit, Deutschland leidet edel. Diese Rolle drängen die Betrüger dem Volke auf, weil sie wissen, daß sein Gemüt sich leicht darin gefällt.

Schon am 1. August fürchtete ich die bösen, sehr retardierenden Folgen der Inthronisierung als Reichspräsident. Würde nach allen Schändlichkeiten die Monumentalisierung und väterliche Befriedung dieser „Gestalt“ einmal sich vollziehen können?

Am folgenden Tage kamen die Bestätigungen, das vorbereitete Gesetz, kam die schleunige Vereidigung der Reichswehr, die Blomberg bei Zeiten zugesagt, und man verstand nun erst den Sinn des Mordputsches vom 30. Juni, durch den nicht zuletzt der Weg zu diesem Ziel frei gemacht worden. – Doch will der Held nicht Präsident genannt sein aus Pictät gegen den Vorgänger. Aber auch Ebert war Präsident, und warum schämt er sich nicht, nach Bismarck Reichskanzler zu heißen?

Reibungslos, da wohl vorbereitet, vollzog sich die Erhöhung, und durch den Tod des Alten, den man von ferne als einen kritischen Tag ins Auge gefaßt, ist ein Meltau auf die Hoffnungen der letzten Tage gefallen. Alle Schwierigkeiten bleiben freilich bestehen, aber mich grämt der neue Nimbus, der den Elenden umgeben wird.

Die Versicherung des jungen Kommunisten, daß alles, was ausländische und Emigrantenblätter über die Wirtschaft in den Konzentrationslagern vorzubringen wußten, nicht im entferntesten an die Wahrheit heranreicht.

Tiefe Niedergeschlagenheit durch den Unsinn der Ereignisse, das Gelingen des Staatsstreiches und den Druck, den dies Gelingen, das „tadellose Klappen“ macht. Das „Oh, le progrès, quelle blague! Et la politique – une belle saleté!“ stammt aus diesem Erlebnis, das damals Napoléon III. hieß. Es ist alles gar zu lach- und ekelhaft, und ich tue wohl Unrecht, es mir so nahe gehen zu lassen. Was bleibt von dem ganzen „Nationalsozialismus“, diesem angeblichen Produkt dunkler Volkskräfte übrig? Marterungen von Pazifisten und entlassenen Sträflingen und ein bißchen bedeutungslose Reichsreform. Der „Führer“ stößt die Partei ab und geht zum alten Staat, zu den Generälen, Industriellen und Junkern über. Manche sehen die Gefahr in der nun hemmungslosen Verwirklichung nationalsozialistischer Ideen. Im Gegenteil, der Großlaffe wird gar nichts verwirklichen und kann es auch gar nicht. Aber die Reichswehr wird verdoppelt und verdreifacht werden. Die abgeschüttelte und enteehrte SA aber beweist durch die Art, wie sie ihre Behandlung hin- nimmt, daß sie aus zusammengelaufenem Gesindel bestand.

Emigrantenwahn, warnend: Nitti: „Mon cher ami, vous verrez, en trois mois . . .“

Zeitungen, man sollte sie mehr verachten, auch wenn sie Wohltuendes sagen. Es steht kein Gefühl dahinter, sie könnten auch anders und werden wohl morgen anders können.

Der deutsche Wille zur Legende, zum Mythos, zu dem, was nicht wahr, aber „schöpferisch“ ist, ein Wille gegen die Wahrheit, gegen die geistige Reinlichkeit: sehr roh hervortretend in den Fällen Schlageter und Wessel. Von G. Hauptmann hat dieser Wille sich zurückgezogen, obgleich er ein gutes Objekt für ihn wäre. Aber H. hat es mit der Republik gehalten und so das deutsche Gemüt verstimmt, so daß es nur halbe Arbeit an ihm tut, wie große Mühe er sich auch gibt, wieder in Gnaden aufgenommen zu werden. Man interviewt Stehr, nicht ihn, und sein Name fehlt unter dem Aufruf der „Schöpfer“. – Zwar hat auch Hindenburg sich mit der Republik eingelassen, aber das hatte fühlbar einen entgegengesetzten Sinn, es tut seiner deutschen Monumentalität und Eignung zum mythischen Objekt keinen Abbruch. Dabei ist an seiner Legende kein wahres Wort. Er ist nicht der Autor von Tannenberg, wo er nun mit erschütternden Heldenbräuchen begraben wird. Die Pläne Hoffmanns und Prittwitzens waren fertig, und er hat sie gebilligt, wie er später stets Ludendorffs ruinöse Unternehmungen billigte und es zum Äußersten kommen ließ. Der geordnete Rückzug ist vornehmlich das Verdienst der Arbeiter- und Soldatenräte. Er floh nicht, wie Ludendorff, aber heroisch dachte er nicht, sondern riet dem Kaiser zur Flucht. Später setzte er sich, problematische Handlungsweise, an seine Stelle. Die Liquidation des Osthilfe-Skandals hat er, gelinde gesagt, aus Kasteninteresse verhindert, Schleicher geopfert, nachdem er schon Brüning treulos hatte fallen lassen und Deutschland dem Hitlerismus preisgegeben, angeblich in dem Wahn, die Einigung Deutschlands damit herbeizuführen, nachdem er sich lange gewehrt. Aber er ist und bleibt der getreue Ekkehart, riesenhaft aufgepflanzt, voll monumentaler Treue, obgleich er mehr vom zaristischen General hat als vom deutschen strategischen Denker. Der Ruhm Moltkes war viel sachlicher, trockener, sauberer, redlicher, mythenfrei. Die ganze „Bewegung“ ist ein wahres Sichsicheln des deutschen Gemütes in der mythischen Jauche, dem mythischen Urschlamm. Der ganze falsche und zeitverhunzte Wiederkehr-Swindel ist ein wahres Fressen für den Wahrheitshaß, die Gier nach Qualm und Dunst, die von der „Führung“ mit kalter Bewußtheit und Berechnung demagogisch-schundmärchenhaft ausgenutzt wird, dergestalt, daß man aus dem schwerleibigen, stumpfen und unbedeutenden Troupier den treuen Riesen macht, wie aus Schlageter und Wessel Jung-

helden des Volksliedes. „Wir brauchen das.“ Das Leben ist nicht Wahrheit, es wächst aus Lüge, und der Teufel hole die Wissenschaft.

Auf dem Reichstag zu Augsburg, den Karl V. in dem Wunsch einberief, die Aussöhnung zwischen Protestanten und der Kirche herbeizuführen, waren gute Chancen für den Frieden vorhanden. Er verlief, wie nach dem innersten Willen der Menschheit solche Versuche immer verlaufen. „Wiederkehrt“ gibt es in der Tat, insofern der antirationale und antihumane, auf Blut und Tragödie versessene Nationalismus die tumultuöse und blutige Rolle des Luthertums wieder zu spielen sich anschickt. „Wenn du furchtbare Wirrnisse in der Welt wirst entstehen sehen, dann denke daran, daß Erasmus sie vorausgesagt hat.“ (Er ging nicht auf den Reichstag. Er versagte. Er erkannte zwar, trat aber für seine Erkenntnis nicht ein, vielleicht aus Schwäche, vielleicht aber auch aus hoffnungsloser Einsicht in die Natur und den nicht vernünftigen Willen der Menschheit.) An den furchtbaren Wirrnissen wird es nicht fehlen, denn der gemütsstarke und bildgewaltige Grobian zu Wittenberg nimmt sie gern „auf seinen Hals“, und im Grunde will sie die Menschheit selbst, der mit vernünftig-gütlicher Ordnung und Beilegung keineswegs gedient ist, die das „Glück“ gar nicht will, sondern regelmäßig die Tragödie, das blutige Amusement, das wilde, zerstörende Abenteuer. Habeat! Der zynischste Egoismus, die gleichmütigste Beschränkung auf die Sorge um das eigen-persönliche Wohlergehen und leidliche Durchkommen durch den willentlichen und genußvollen Irrsinn der „Geschichte“ ist vollauf berechtigt. Ein Dummkopf, wer die Politik ernst nimmt, sie sich zu Herzen nimmt, ihr das Opfer seiner moralischen und geistigen Kräfte bringt. Durchkommen und seine persönliche Würde und Freiheit wahren ist alles.

29. Juli 1934

Was ist denn das für eine Sphäre, die Politik? Ist nicht ein Mensch wie Papen nur noch des Anspuckens wert? Nach allem, was ihm geschehen, erklärt er Hitler für den einzig würdigen Nachfolger Hindenburgs und huldigt ihm tief. Vielleicht ist es Todesangst, vielleicht kann er nicht zurück. Aber es zeigt doch, was „ein Mann sein“ bedeutet in einer Welt, wo „kahlgeschossen“ wird und der Kahlgeschossene zwar einige Tage etwas alt aussieht, dann aber männlich wieder mitmacht.

Die französische Linke kann sich nicht entschließen, ihr Augenmerk vor allem und allein auf die deutsche Gefahr zu richten. Ihr Haß auf Leute wie Barthou, Tardieu, ihre innerpolitischen Feinde, ist stärker. Es mag schwer sein, über den Vorrang der inneren oder äußeren Politik zu entscheiden, und bitter, seine Gesinnung von außen desavouiert und praktisch unmöglich ge-

macht zu sehen. Der innere Feind bekommt recht, wenn seine Weltanschauung und Gesinnung besser eingestellt ist auf die des Nachbarn. Auf den Klotz Deutschland gehört zur Zeit nicht der Keil Pazifismus, Demokratie, Humanität, sondern ein anderer, entsprechender. Daher das Ausscheiden MacDonalds und Hendersons und Barthous Sieg über sie. Übrigens hat die Linke in Frankreich regiert. Hat sie die Rüstungsindustrie verstaatlicht, wie längst jeder Anstand es erfordert? Schneider-Creuzot hat Hitler finanziert. Die Frage ist, ob die Welt es wert ist, daß man sie zu schützen sucht vor dem deutschen Basilisken.

7. August 1934

Englische und französische Blätter wollen wissen, das Testament Hindenburgs sei verschwunden; der Sohn „suche“ danach. Es soll darin stehen, Hindenburg wolle in Neudeck begraben sein. Das ohnedies verlogene Theater wird dadurch noch lügnerischer, daß es gegen den strikten Willen des Toten veranstaltet wird. Was steht sonst im Testament? Man sagt, der Alte habe seinen Papen zum Nachfolger gewollt. Das Dokument ist verschwunden. Gibt es einen ordinäreren Schundroman als die Geschichte des Nationalsozialismus? Einen lächerlicheren Abgrund von Lüge als Hitlers Huldigungen vor seinem „väterlichen Freunde“? – Was für ein Schwindel, die pompe funèbre in Tannenberg! Wie hat Hitler zur Zeit des Wahlkampfes den Alten heruntergezogen. Von ihm selbst stammte die Weisung, den Charakter des Konkurrenten aufs Korn zu nehmen.

Aber auch sonst ist man mit den Lügen im vollsten Zuge. Das Interview mit dem Rothermere-Journalisten. „Wünscht Deutschland, seine Grenzen zu erweitern?“ – „Durchaus nicht. Es wünscht nichts als die Erhaltung der gegenwärtigen!“ Tableau. In seiner Hindenburg-Rede spricht Hitler wieder von dem Glück des „Friedens“ und dem „Unglück des Krieges“. Und der Heroismus? Und „Mein Kampf“ wird nicht eingezogen? – Man darf neugierig sein, wie weit die schmutzige Verleugnung der „Ideen der Revolution“ noch gehen wird. Schwer ist sie nicht, denn es war nichts vorhanden, was man als Idee bezeichnen könnte. H. ist soweit, zu erklären, nicht auf Theorien komme es an, sondern darauf, das Volk glücklich zu machen. Die Abschüttelung der „Theorien“ ging bisher besser vonstatten als die Herbeiführung des Glücks. – Der „Stürmer“ ist für vierzehn Tage verboten worden. Der Grund war die plumpe Enthüllung der oppositionellen Stimmung in der Münchner Studentenschaft. Aber auch das ist ein Ausdruck des hoffnungslosen Wunsches, fein und europäisch zu werden. Die Auflösung des Staates in verschiedene Macht-Egoismen, die auf ihre Selbsterhaltung sinnen und zu positiven Leistungen für das Ganze keine Zeit und Kräfte übrig haben.

Die französischen Neosozialisten verlangen eine Verständigung mit Deutschland, auch unter Opfern für Frankreich. Die Stärkung von Hitlers Prestige sei bedeutungslos gegenüber dem Gewinn für den Frieden. Diese Leute kennen Hitler nicht und haben nicht das Erlebnis des Nationalsozialismus in seiner tiefen, verbrecherischen und außereuropäischen Lügenhaftigkeit. Ein Geist der Utopie ist zwar notwendig, um Europa zu schaffen, aber nicht der des Nationalsozialismus, sein falsch utopischer Geist. Gebt dem Hitlerismus das Saargebiet, und übermorgen wird er das Elsaß, nächste Woche „alles, was deutsch spricht“ verlangen. Das ist nicht der Weg zu Europa. So notwendig gegenüber einem Hitler ein Barthou ist, so können doch die Hitler und Barthou nicht Europa machen. Weiß der französische Nationalismus allenfalls, was Europa ist, so weiß ein Hitler es überhaupt nicht. Weiß er doch nicht einmal etwas von Deutschland, obgleich er es im Munde führt und nichts als die „Macht“ und „Ehre“ dieses „Deutschlands“ im Sinne hat. Nicht sein Revolutionarismus macht Europa und den Frieden. Es muß ein Revolutionarismus guten Willens sein, der nicht vor dem heute Phantastischen zurückschreckt, der nicht mehr an Bündnisse denkt, sondern an Vereinigungen, an die gemeinsame Armee, die staatliche Verschmelzung. Das bringt kein Faschismus zustande, sondern dazu müssen die universalistischen Kräfte ans Ruder der Welt gelangen und „Diktatur“ üben können.

Winnifred Wagner als Propagandistin: „Die Republik hat R. Wagner mit Haß und Hohn überschüttet. Adolf Hitler hat das Wunder seines Wiederaufstehens vollbracht.“ Es ist enorm!

Minister Neurath bei derselben Gelegenheit: „Wie 1914 hat die Welt sich gegen Deutschland verschworen. – Wählt Hitler!“ – Eine bittere Wahl, wo nur das Übel zur Wahl steht, das die alleinige Ursache dieser „Verschwörung“ ist.

Die beim Plebiszit abgegebenen Nein-Stimmen, die, wenn man die Enthaltungen und ungültigen Stimmen hinzuzählt, auf sieben Millionen kommen (die Unverfälschtheit des Ergebnisses vorausgesetzt), sind in Anbetracht des Propaganda-Terrors und des herrschenden Angstzustandes eine bedeutende nationale Leistung. Es ist klar, daß diese Stimmen nicht „demokratisch“ bewertet werden dürfen. Man muß sie doppelt und dreifach zählen (immer angenommen, daß ausnahmsweise keine Fälschung stattgefunden hat), und man darf nicht zweifeln, daß diese „Wähler“ für viele Millionen andere gestanden haben, die weniger Mut und mehr Fatalismus besaßen und fanden, eine Zeremonie, die nichts ändern könne, sei keine Gelegenheit, etwas aufs Spiel zu setzen. Bei der allgemeinen Gedrücktheit und Glaubenslosigkeit, die nicht nur Deutschlands Teil sind, bei der überall verbreiteten Abneigung,

für irgend jemand die Kastanien aus dem Feuer zu holen, der Neigung, sich zu drücken und andere machen zu lassen, ist solch Verhalten nicht überraschend. Aber man darf glauben, daß diese Resignierten und Schwachen mit Bewunderung und heimlichem Neid an diejenigen denken, die, kühner und trotziger als sie, für sie mitstimmten. Das Ergebnis paßt so wenig zu dem Bild des zwar immer wieder nationalistisch aufgeputschten und betrunken gemachten, aber betäubten, überrumpelten und vergewaltigten, bedrückten und mißtrauisch Unrat witternden, die Dinge fatalistisch gehen lassenden Volkes, das sich mit Gier auf jede Auslandszeitung stürzt und sich ohne jede Möglichkeit eines Widerstands einem dunklen Abenteuer ausgeliefert sieht (es rechnet mit allem erdenklichen Unheil, dem Krieg, der Auflösung des Reiches, der Wirtschaftskatastrophe und ist beunruhigt durch seine Unwissenheit, durch seine innere Ohnmacht vor der Propaganda, durch tausend Scheußlichkeiten, die in seiner Mitte geschehen, und durch die moralische Isolierung) – das Ergebnis also stimmt mit diesem Bilde und dieser wirklichen Verfassung des Volkes so wenig überein, daß es lächerlich ist, so zu tun, als sei nur noch ein kleiner Rest von Deutschen übrig, nur 10 Prozent, die dem Nationalsozialismus und dem „Führer“ noch nicht gewonnen seien, und als sei nur noch eine „Aktion“, sei sie versöhnlicher oder gewalttätiger Art, nötig, um auch diese zu bekehren und ein restlos einheitlich gesinntes Volk herzustellen, das bei jedem Wort und jeder Handlung des Führers unbedingt hinter ihm stehe. Diese Fiktion ist frech und albern. Da noch nach dem Reichstagsbrand dem Nationalsozialismus nicht mehr als 54 Prozent der Stimmen zufielen, ist nicht gut anzunehmen, daß sich der Prozentsatz bei dem Zustand, in dem sich heute das Land befindet, unter demokratischen, natürlichen Bedingungen erhöht haben würde.

Der betrogene Betrüger hofft, den kleinen Rest von Abscheu gegen seine Person und sein Elendssystem mit Zuckerbrot und Peitsche brechen zu können. Er wird es zunächst wohl mit dem Zuckerbrot versuchen, denn er wünscht seine Verklärung, sähe sich gern im Alter als Vater des Vaterlandes und nimmt von Zeit zu Zeit Anläufe, dem Nationalsozialismus ein Gesicht zu geben, mit dem auch eine gesittete Empfindung sich aussöhnen kann.

Es ist nicht zu wünschen, daß ihm das gelingt, es ist zu fürchten, zu verabscheuen. Was geschehen ist an Verbrechen, Lüge, unsühnbaren Untaten und unleidlicher Niedertracht, darf nicht ausgehen in Versöhnung und Verklärung. Es wäre gegen jedes moralische Gefühl. Es ist aber auch nicht zu besorgen, denn niemand kann aus seiner Haut, und die Art, wie am 30. Juni dieser Mensch sich von den anrühigsten seiner Freunde trennte (auf englischen Druck und um den Weg zur Reichswehr und zum Präsidentensitz frei zu machen), zeigte, welche Gestalt in seinem Kopf das Vorhaben annimmt, fein

zu werden. Man wäscht nicht auf wie er, man gelangt nicht ans Ziel auf die Weise wie er, um sich eines Tages zur Respektperson zu wandeln. Seine völlige Ungeschicklichkeit dazu wird sich zweifellos immer wieder erweisen. Der Mordgedanke, die Mordgewohnheit sind zu fest mit seiner Geistesform verbunden, als daß er sich ihrer je entäußern könnte. Auch ist die Rachsucht dieses kleinen Menschen von niederer Herkunft, der nichts vergißt, der haßvoll, furchtsam und mißtrauisch bleibt auch im Vollbesitze einer abenteuerlichen Macht, viel zu groß, als daß er zur Versöhnung taugte.

Der falsche Ekkchart, Herr von Hindenburg, starb sehr zur Unzeit, oder, vom Standpunkt der Gauner aus gesehen, er starb ihnen sehr gelegen. Und wäre er nur ihnen gelegen gestorben, aber auch draußen war es manchem willkommen, mit Trauer, Kondolenz und pompe funèbre über den 30. Juni und 25. Juli hinwegzukommen. Es kann kein Zweifel sein, daß England, allen Ekels ungeachtet, sich noch in diesen Tagen schützend vor „Deutschland“ gestellt und einen gemeinsamen Schritt der Mächte in Berlin, die politische Auswirkung der Ereignisse verhindert hat. Der erste sympathisierende Kommentar der „Times“ zum 30. Juni war entscheidend, die Morde hatten allerlei innerpolitischen Sinn, aber auch einen außenpolitischen: England wollte in Genf auf ein entwaffnetes Deutschland weisen können, mit der Reichswehr als „einzigem Waffenträger“; es wollte außerdem den Übergang des Regimes zur Normalität und Respektabilität. Es ist damit zum Auftraggeber und Mit-Autor des Handstreiches gegen die braune Armee geworden, direkt in Berlin und indirekt durch Mussolini. Daß Hitler seine übelsten Kumpane abstieß, lag in Englands Wünschen, wenn es sich die Sache auch weniger „abstoßend“ gedacht hatte. Die Form ist gewiß mehr nach Mussolinis Geschmack, dem der neue europäische Verbrecherstil geläufiger ist, der ihn mit erfunden hat und hier der Ratgeber war wie im Falle der Wiener Arbeiterschlacht. Der Schrecken über diese Methoden war groß in Europa: wenn es so weiter gehe, meinte man, werde der Erdteil in Blut und Schmutz verkommen. Auch England sagte das; aber gleich darauf schickte es den Gouverneur der Bank von England nach Amerika, um Deutschland Rohstoffkredite, Rüstungskredite also, zu besorgen. Man kann sagen, daß die deutsche Aufrüstung in Englands Auftrag und unter englischem Schutz geschieht gegen Frankreich, das die englische Presse als den allein Schuldigen an den Verträgen von 1919 und also auch an dem Dollfuß-Mord hinzustellen liebt; die bestimmende Idee ist für England seit 1918 die balance of power. Da Frankreich sich nicht entwaffnen lassen will, bewaffnet England Deutschland – unbekümmert oder vielleicht auch etwas bekümmert darum, was das für ein Deutschland ist und wer es führt. Was kümmert dieses politisch handelnde England der sittliche und geistige Zustand des Kontinents, seine Kultur, die

Verfassung seiner Jugend? Daß der russische Sozialismus einen starken Gegner im Westen hat, ist der herrschenden Klasse Englands wichtiger.

Notwendig im kontinentalen Interesse war jetzt wie immer das, was alle großen Europäer gewollt und verlangt haben: die deutsche Zusammenarbeit, das Bündnis, die Vereinigung mit Frankreich. Das Gegenteil geschieht durch eine Zusammenarbeit Europas mit diesem Deutschland. Nur ein Bündnis aller Staaten des Erdteils gegen dieses Deutschland kann es zur Vernunft und Menschlichkeit zurückführen. England will Deutschland in das Sicherheitssystem des Ostpaktes aufnehmen, es vor Isolierung bewahren und „warnt vor der Wiederholung der Vorkriegsbündnisse“. Es vergißt *seine* Schuld am Kriege, und daß klare und offene Bündnisse ihn verhindert hätten. Hätte England sich damals als der Verbündete Frankreichs und Rußlands bekannt, so wäre der Krieg nicht gekommen. Nur der stärkste Bund konnte ihn verhindern und wird ihn gegen ein Hitler-Deutschland verhindern können. Es ist unsinnig, ein Land dieser Geistesverfassung in eine Koalition wechselseitigen Schutzes aufzunehmen.

Der „Völkische Beobachter“ schämt sich nicht, das italienische Regime daran zu erinnern, daß es nach einigen Jahren seines Bestehens noch so weitgehend vom Volke abgelehnt wurde, daß die Empörung über die Ermordung Matteottis es beinahe hinweggefegt hätte! Gereicht es der italienischen Gesellschaft denn nicht zur Ehre, daß diese eine Untat sie bis zum Grunde erbeben ließ und daß damals Mussolini, der das Ende gekommen glaubte, eine Nacht lang vor verzweifelter Wut über den Tölpel, der ihm das angetan, mit der Faust auf den Schreibtisch trommelte? Schämt dieser „Beobachter“ sich nicht seines eigenen Volkes und der „Disziplin“, der Stumpfheit, mit der es hundert, tausend, viele tausend Schandtaten gleich jener zwar mit heimlichem Grauen, aber ohne jede Aufwallung hingenommen hat?

Die Motive zum 30. Juni: England, auf balance of power bedacht, hält unter der Hand und halbwegs zu Deutschland, sei es auch Hitler-Deutschland, gegen Frankreich und vor allem Sowjetrußland. Für ein allzu verwildertes und unrespektables Land aber kann er nicht eintreten und wäre auch auf der Friedenskonferenz durch die paramilitärischen Formationen geniert, die Frankreich zur deutschen Kriegsmacht rechnet. Es wünscht die Normalisierung, Europäisierung, das Respektabelwerden des deutschen Regimes, wünscht also, daß Hitler sich von seinen kompromittierendsten Freunden trenne und zugleich die Privat-Armee, die er früher gegen den Staat geführt und die ihn zur Macht getragen, als militärischen Faktor ausschalte. Es übt also in dieser doppelten Richtung diplomatischen Druck in Berlin aus, indem es zu verstehen gibt, daß die Verstärkung der regulären Armee für den

Ausfall der SA als Machtfaktor reichlich Ersatz bieten werde, und daß es gegen solche Aufrüstung nichts einzuwenden habe, da Frankreich nicht abrüste. Es übt diesen Einfluß direkt durch seinen Botschafter und indirekt durch Mussolini, der in Venedig bei Hitler die Rolle spielt, die er in Sachen der Wiener Arbeiterschlacht bei Dollfuß gespielt hat. Wieder handelt es sich um *Niederschlagung eines Sozialismus*, nämlich des National-Bolschewismus, der in der SA zu Hause ist und den Röhm verkörpert, welcher den Staat von der Partei absorbieren lassen und selbst Reichwehrminister werden will. Hier gehen die außenpolitischen Motive in die innenpolitischen über. Hitler, an das Kapital, die Industrie, das agrarische Junkertum, den alten Staat gebunden, deren Agent und Geschäftsführer er ist, *Verkörperung des die alte Wirtschaft erhaltenden Faschismus*, will nicht das Aufgehen des Staates in der revolutionären Partei, sondern das Umgekehrte. Dies stimmt überein mit den Wünschen des britischen Botschafters und Mussolinis. Ihnen gesellt sich Blomberg zu, der verlangt, daß die Reichswehr der einzige „Waffenträger“ der Nation sei, und der ihre Erweiterung und Aufrüstung und die militärische Ausschaltung der SA fordert, unter dieser Bedingung aber nicht nur die Vereidigung der Truppen auf Hitler zusagt, sondern diesem auch das Leben aller derjenigen freigibt, die der Herrschaft Hitlers von rechts her gefährlich werden könnten, vor allem das Leben Schleichers. Dieser letztere mit unterlaufene Vorteil ist ein großer Anreiz zu der Aktion gegen Röhm und die revolutionären Führer. Ein weiterer Anreiz ist es, daß mit ihrer Tötung eine Menge Mitwisser um das Geheimnis des Reichstagsbrandes aus der Welt geschafft werden. Ferner wird mit dem Mordputsch der Weg zur Nachfolge Hindenburgs frei gemacht: hat Hitler sich jener Kumpane entledigt, nimmt ihn die Wehrmacht als Oberbefehlshaber und Staatsoberhaupt an. Obendrein aber läßt sich die Aktion, eine komplizierte und unter sechs Gesichtspunkten sich aufdrängende Notwendigkeit, als „reinigendes Durchgreifen“ des Führers, als Erlösungstat aufmachen und als grandioses Propagandamittel zur Hebung der schon völlig auf den Hund gekommenen Stimmung, zur Erneuerung des Glaubens an den Führer, der Unmoralität nicht duldet, die Großen und nicht die Kleinen straft, an den Edlen, der verraten werden sollte, aber im letzten Augenblick gewaltig zuschlägt, den Getreuen, der seiner nächsten Freunde nicht schont, wenn es das Vaterland gilt, ausgiebig benutzen, als ein Ablenkungsmanöver größten Stils Schrecken und Liebe zugleich ins Gebein jagend, und wirksamer als irgendein Fahnentag und Massenaufmarsch.

„LEIDEN AN DEUTSCHLAND“ UND ERHEBUNG

Zum Erscheinen der Gesammelten Werke von Thomas Mann

Gut und böse – gut und schlecht: Nietzsche hat viel psychologisches Federlesens gemacht von diesem Gegensatzpaar, aber es fragt sich, ob schlecht und böse wirklich so verschiedene Dinge sind, wie er wahrhaben wollte. In der ästhetischen Welt, das ist wahr, braucht das Böse, das höhnisch Menschenfeindliche und Grausame nicht das Schlechte zu sein. Es habe nur Qualität, so ist es „gut“. In der Welt des Lebens und der menschlichen Gesellschaft aber ist das Schlechte, Dumme und Falsche auch das Böse, nämlich das Menschenunwürdige und Verderbliche, und sobald der Kritizismus der Kunst sich nach außen wendet, sobald er gesellschaftlich wird, wird er moralisch, wird der Künstler zum sozialen Moralisten.

Der Künstler und die Gesellschaft, 1952

Die zwölfbändige Gesamtausgabe der Werke Thomas Manns, die im Aufbau-Verlag zum 6. Juni 1955 erschien, ist die erste geschlossene Ausgabe nach der vom S. Fischer Verlag vor dreißig Jahren veranstalteten zehnbändigen Ausgabe. An Bogenzahl hat sich der Umfang der Werke annähernd verdoppelt. Sie ist auch wesentlich umfassender als die noch nicht abgeschlossene „Stockholmer Ausgabe“, in der vom S. Fischer Verlag seit einer Reihe von Jahren die Werke des Dichters in Einzelbänden herausgegeben werden.

Die Ausgabe des Aufbau-Verlages entstand in freundschaftlicher Zusammenarbeit zwischen dem Autor und dem Verlag, dem Professor Hans Mayer bei der Durchführung des Vorhabens und vor allem bei der Zusammenstellung der Essaybände große Hilfe leistete. Der liebevollen Arbeit von Erich Neumann und Benno Slupianek ist eine Säuberung der Texte von zahllosen Fehlern zu danken, die sich seit den Erstausgaben – und zum Teil schon in sie – eingeschlichen hatten. (Trotz dieser erfolgreichen Bemühungen will und kann die neue Ausgabe nicht den Anspruch einer akademisch-textkritischen Ausgabe erheben, da eine solche Aufgabe sich nicht an einen relativ kurzfristigen Erscheinungstermin binden läßt.)

Die Ausgabe umfaßt in sechs Bänden die „großen Romane“ („Buddenbrooks“, „Zauberberg“, „Joseph und seine Brüder“, „Doktor Faustus“), in zwei Bänden die „kleinen Romane“ („Königliche Hoheit“, „Lotte in Weimar“, „Der Erwählte“, „Die Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull“), in einem Band die Erzählungen, in drei Bänden die Essays, Reden und Tagebücher.

Der Erzählungsband wurde gegenüber der Stockholmer Ausgabe durch eine Reihe früherer Erzählungen, die dramatische Arbeit „Fiorenza“, die epischen Dichtungen „Gesang vom Kindchen“ und die jüngste Erzählung Thomas Manns, „Die Betrogene“, erweitert.

Der erste Essayband, „Adel des Geistes“, wurde gegenüber früheren Ausgaben um mehrere Beiträge aus den „Neuen Studien“ und um den großen Schiller-Essay von 1955 erweitert. Auch dem zweiten Essayband wurden wichtige Beiträge hinzugefügt.

Auf Wunsch des Autors wurden die „Betrachtungen eines Unpolitischen“, die auch in der Stockholmer Ausgabe fehlen, sowie einige erzählerische Fragmente nicht aufgenommen. In den letzten beiden Bänden konnte keine Vollständigkeit angestrebt werden, vor allem soweit es Briefe, Aufzeichnungen und Gelegenheitsarbeiten betrifft.

In Band XII der Ausgabe sind unter dem Titel „Zeit und Werk“ zum erstenmal die Aufsätze autobiographischen Charakters, die Tagebücher und die politischen Reden und Aufsätze Thomas Manns zusammengestellt. In den verschiedenen Etappen gibt dieser Band sowohl über die Stetigkeit als über die Widersprüchlichkeit in der Entwicklung des Dichters Aufschluß.

Ein in beider Weise besonders wesentliches Stück bilden die Tagebuchaufzeichnungen „Leiden an Deutschland“, die hier zum erstenmal (abgesehen von einem Privatdruck) veröffentlicht werden. Die Aufzeichnungen reichen vom März 1933 bis in den August 1934. Sie umfassen die Zeit, in der Thomas Mann sich vom Züricher Exil aus mit dem von ihm als erschreckendes Phänomen betrachteten Hitler-Regime auseinandersetzte, ohne noch öffentlich gegen das faschistische Regime Stellung zu nehmen. Noch gab er sich der Meinung hin, sein literarisches Werk könnte innerhalb Deutschlands stärker gegen die Barbarei wirken als Rufe von außerhalb. Noch war ihm nicht voll bewußt, daß es der deutschen Nationalliteratur für die kommenden Jahre bestimmt war, ihr Lager unter fremden Himmeln aufzuschlagen. Wohl stand Thomas Mann nicht zwischen den Lagern, er stand unzweideutig gegen Hitler, aber er stand auch in einer gewissen Isolierung, solange er sich nicht offen mit den deutschen Antifaschisten im Ausland verbündete und gemeinsam mit ihnen durch Schriften und Reden auch den Widerstand im Land bestärken half.

Die „Leiden an Deutschland“ sind vor allem ein Zeugnis der Selbstverständigung, die später in den deutschen Romanen „Lotte in Weimar“ und „Doktor Faustus“ ihren schöpferischen Niederschlag, ihre gedankliche Vertiefung erfahren hat. Die Aufzeichnungen selbst enthalten viel Mißverständenes, viel Mißverständliches, das eben von der Widersprüchlichkeit, aber ebensoviel Entschiedenes und Klarsichtiges, das von der Stetigkeit in der Entwicklung des Dichters zeugt.

So hegte er noch die Illusion, daß das Regime des Generals Schleicher Deutschland vom Faschismus hätte retten können und wollen, während der Kurs der Reaktion bis in die reaktionäre Führung der rechten Sozialdemokraten hinein schon längst auf Abbau der Demokratie hinielte und auf diesem Kurs die schwächeren Rivalen von der robusteren Nazibewegung überannt wurden. Doch sah Thomas Mann klar, daß auch diese Bewegung nur dank der Begünstigung durch Großgrundbesitz, Großindustrie, Finanzkapital und Militär zur Macht gelangen konnte. Trotzdem überschätzte er die angeblich revolutionäre Rolle des Kleinbürgertums im Hitlerstaat. Empfund er auch den unüberbrückbaren Unterschied zwischen echter Revolution und „einem weltbeleidigenden Unfug wie der deutschen Revolution“ – er spricht mit großer Hochachtung von der französischen und von der Oktoberrevolution –, so findet er oft für diesen Unterschied nicht die eindeutige Formulierung. Noch ist die Auseinandersetzung mit Friedrich Nietzsche, die Thomas Manns Lebenswerk bis zum „Doktor Faustus“ durchzieht, nicht zu Ende geführt, und daraus ergeben sich abwegige Vergleiche zwischen Nietzsche und Marx. Auch benutzt Thomas Mann den Begriff „Bolschewismus“ oft in einem unhistorischen, der reaktionären Propaganda und dekadenten Philosophie entlehnten Sinne.

Der große Geist des Dichters ist erstarrt vor dem eingetretenen Grauen, doch verharret er nicht in Erstarrung. In manchen Punkten, besonders auf dem ihm vertrauten literarischen Gebiet, setzt er tiefer an als viele der politisch radikaleren deutschen Antifaschisten.

So notiert er schon im März als Momente des Faschismus: „Nietzsche, also Bergson, der Elan vital, Klages der Ankläger des Geistes als des Mörders der Seele, das Antizivilisatorische bei Hamsun, der Aristokratismus Georges, das Unbewußte.“ (Alles Momente, mit denen er im „Doktor Faustus“ schneidend abrechnet.)

So wendet er sich im Juli 1934 scharf gegen Stefan Zweigs gefährliche Geschichtsinterpretation: „Die historische Anspielung und Parallele (in Zweigs Erasmus-Buch) ist bereits unerträglich, weil sie der Gegenwart eine schwächlich wirkende Ehre erweist. ‚Luther, der Revolutionär, der dämonisch Getriebene dumpfer deutscher Volksgewalten.‘ Damit treibt man die Geschäfte des Feindes – denn wer erkennt nicht Hitler? Das ist es ja ge-

rade – daß die nackte Travestie, die niedrige Äfferei und Heruntergekommenheit für mythische Wiederkehr genommen wird. Solches Zusammensehen ist schon die Unterwerfung.“

Auf außenpolitischem Gebiet überschätzt Thomas Mann die Rolle – und die angeblichen Erfolge – der französischen Diplomatie, noch befangen in der im deutschen Bürgertum verbreiteten Fehleinschätzung der Briand-Stresemannschen Locarnopolitik. Doch nach dem Massaker vom 30. Juni 1934 findet er eine Äußerung der Londoner „Times“, die ihm über die hinterhältige Rolle des britischen Imperiums die Augen öffnet.

„Die ‚Times‘ waren im ersten Augenblick zufrieden und lobten den Willen, das Regime zu ‚normalisieren‘, gaben aber der empörten öffentlichen Meinung rasch nach“, schreibt er schon unter dem 1. Juli. Für einen Augenblick hat die offiziöse Londoner Zeitung den Vorhang aufgerissen. Der Einblick ist so erschütternd, daß Thomas Mann im August noch zweimal darauf zurückkommt. Er sagt: „Es kann kein Zweifel sein, daß England, allen Ekels ungeachtet, sich ‚noch in diesen Tagen schützend vor Deutschland‘ gestellt und einen gemeinsamen Schritt der Mächte in Berlin, die politische Auswirkung der Ereignisse verhindert hat. Der erste sympathisierende Kommentar der ‚Times‘ vom 30. Juni war entscheidend...“

Kurz darauf findet er die tiefere Begründung für das Verhalten der britischen Regierung: „Die Motive zum 30. Juni: England, auf balance of power bedacht, hält unter der Hand und halbwegs zu Deutschland, sei es auch Hitler-Deutschland, gegen Frankreich und vor allem Sowjetrußland.“ Eine Vorahnung des Münchener Paktes von 1939.

„Leiden an Deutschland“ entstand noch vor Abschluß der Josephstetralogie, in der die mittlere Schaffensperiode des Dichters gipfelt. Die Aufzeichnungen bilden aber schon den Auftakt zu seiner späten Schaffensperiode, die dadurch bezeichnet ist, daß der Dichter das Fazit zu verschiedenen Hauptfragen zu ziehen versucht, die ihn sein Leben lang bewegt haben. Besonders bezeichnend ist, daß er in seinen Werken bei wachsender Schärfe der Kritik an den Verfallserscheinungen der bürgerlichen Gesellschaft dennoch einen stark optimistischen Ausblick gewährt. Das trifft auf „Lotte in Weimar“, auf den „Erwählten“, auf „Die Betrogene“ zu, und sogar auf die Tragödie des „Doktor Faustus“ mit ihrem Blick auf eine neue Harmonie zwischen Kunst und Volk. Diese Seite seines Wesens keimte bereits in Hans Castorps Flucht aus dem „Zauberberg“. Mit dem Einbruch der Nazi Herrschaft hatte der Dichter eine harte Prüfung zu bestehen, wovon „Leiden an Deutschland“ Zeugnis ablegen. Doch nötigen die schlimmen Ereignisse andererseits zu einer immer konkreteren Standortsüberprüfung. So frei Thomas Mann in seinen künstlerischen Spätwerken die Phantasie walten lassen kann – sie ist gezügelt durch

die verpflichtende Einheit von Kunst und Wirklichkeit, die der große Realist sich zum Gesetz gemacht hat.

Dieser Prozeß drückt sich notwendigerweise auch in seiner politischen Haltung aus, die immer stärker darauf abzielt, die Aufgaben der Zeit nicht nur zu sehen sondern zu meistern. Von jenem Blick hinter den Vorhang, den ihm die Indiskretion der Londoner „Times“ eröffnet, zur Erkenntnis und frühzeitigen Markierung amerikanischer imperialistischer Pläne nach Franklin D. Roosevelts Tod (im Tagebuch über die Entstehung des „Doktor Faustus“ und in einer Rede auf dem Bankett der Nobelpreisträger 1947) durchmißt Thomas Mann einen oft schmerzreichen Weg zu überlegener Einsicht, die ihn auch zu der Bewegung des Standorts im Hinblick auf die neu erstandene sozialistische Gesellschaft in der Sowjetunion und den volksdemokratischen Ländern führt. Die im Alter wieder aufs engste geknüpften brüderlichen, freundschaftlichen und geistigen Beziehungen zu Heinrich Mann hinterlassen auf diesem Weg eine tiefe Spur.* In vieler Hinsicht tritt der Dichter nach dem Hinscheiden des Bruders auch dessen Erbe an und wird dafür von der Reaktion mit Verleumdungen und Verfolgungen bedacht. Dessenungeachtet schreitet er fort, ein Leben und ein Lebenswerk vollendend, das, der Erkenntnis von Gut und Böse geweiht, zum unverlierbaren Besitz seines Volkes und der Menschheit geworden ist.

* Hierüber schreibt Thomas Mann im März 1946 zum 75. Geburtstag Heinrich Manns in der damals in Mexiko erscheinenden Zeitschrift „Freies Deutschland“ unter dem Titel „Bericht über meinen Bruder“:

„Es gibt über diese Dinge zwischen uns keine Meinungsverschiedenheiten. Zu seiner Nichte Erika, meiner Ältesten, hat er auf einer Heimfahrt von uns einmal gesagt: ‚Mit deinem Vater verstehe ich mich politisch jetzt wirklich recht gut. Etwas radikaler ist er als ich.‘ Das klang unendlich komisch, aber was er meinte, war unser Verhältnis zu Deutschland, dem teuern, auf das er weniger zornig ist als ich, aus dem einfachen Grunde, weil er früher Bescheid wußte und keinen Enttäuschungen ausgesetzt war. Heute lehnt er es ab, in der deutschen Aufführung einen ganz und gar ‚monströsen Einzelfall‘, eine ‚unbedingte und zusammenhanglose Verschuldung‘ zu sehen – ich brauche seine Worte. Es ist alles bedingt und erklärlich, wenn nicht verzeihlich, und die Deutschen sind auch nur Menschen: ich glaube, die Behauptung, sie seien so ganz ausnehmend schlecht, würde ihm als eine Form des Nationalismus erscheinen. Er hat von der deutschen Verrücktheit an Qual und Einbuße so viel auszustehen gehabt wie ich – mehr sogar, da er bei seiner Flucht aus Frankreich in persönlicher Lebensgefahr geschwebt hat. Aber er bringt es fertig, es den Leuten dort nicht so übel zu nehmen, wie ich ihnen, schlecht und recht, den Verlust von Freunden nachtrage, die Zierden meines Lebens waren (Karl Čapek, der an gebrochenem Herzen starb. Menno ter Braak in Holland, der sich erschöß). Die Sache ist, daß er, obgleich von zarterer Körperbeschaffenheit, seelisch immer viel ausgeglichener war als ich, und dabei politisch viel früher auf dem Plan.“

MYTHOS UND HUMANITÄT

Zu Thomas Manns „Joseph und seine Brüder“

*In allen mit unserm Gegenstand zusammenhängenden
Mythen ist die Erinnerung an wirkliche Ereignisse, die
über das Menschengeschlecht ergangen sind, niedergelegt.*

Bachofen

Tief ist der Brunnen der Vergangenheit. "Menschengeschichte, Erdgeschichte, Weltgeschichte reicht tief hinab in kosmogonische Jahrtausende; und es mag reizvoll sein, den Mythos des Werdens immer weiter nach rückwärts zu verlegen, bis dahin, wo in grauer Vorzeit ungestaltete Wesen, Handfüßler, Chiropodien, ihre Spuren im grauen Gestein zurückgelassen haben. „Doch gibt es“, schreibt Thomas Mann in dem einleitenden Essay zu seinen Joseph-Romanen, „Anfänge bedingter Art, welche den Ur-Beginn der besonderen Überlieferung einer bestimmten Gemeinschaft, Volkheit oder Glaubensfamilie praktisch-tatsächlich bilden.“ Erst wo Gesellschaft sich zu formen beginnt, wird aus dem tastenden Schweifen des Mythos Geschichte, zerteilt sich der Nebel der Vorzeit und nimmt Gestalt an. Es ist epische Dichtung, in der sich dieser Übergang vom bloßen Mythos zur Geschichte vollzieht. Bei allen Völkern, die es zu einer Gesellschaft gebracht haben, findet sich auch dieses Bemühen, ihre Vorzeit mit der Geschichte und damit der jeweiligen Gegenwart in Einklang zu bringen. Thomas Manns Romanfolge „Joseph und seine Brüder“, aus deren einleitendem Vorwort zitiert wurde, ist heutige Epik, die einen der ältesten Menschheitsstoffe zum Inhalt hat.

Daß ein heutiger Schriftsteller, der nach Herkunft, Bildung und Denken so ganz der bürgerlichen Gesellschaft verpflichtet ist wie Thomas Mann, sechzehn Jahre eines bedeutenden Schriftstellerdaseins daran gewagt hat, ein episches Werk der Genesis eines Volkes zu widmen, dessen Anfänge an viertausend Jahre vor unserer Zeit liegen, will erklärt sein. Der bürgerliche Schriftsteller im entwickelten Kapitalismus ist nicht ohne Nötigung *laudator temporis acti*, Kündler vergangener Zeiten, und er wird auch kaum Kündler künftiger, glücklicherer und besserer Zeiten sein. Das Bürgertum war einmal die *letzte* Klasse, die sich in der Klassenwelt für die Erfüllung gesellschaftlicher Möglichkeiten hielt; heute gibt sie das nur noch vor, wo sie es

nötig hat, skrupellos apologetisch zu werden. Damit aufs engste verbunden ist die Entstehung der typisch bürgerlichen Form epischer Dichtung, des Romans, der optimistisch beginnt und in der Zeit des noch ehrlich zugegebenen Niedergangs zum Desillusionsroman wird. Es muß also besondere Gründe haben, daß gerade der mit Recht berühmteste und letzte der großen bürgerlichen Schriftsteller jahrzehntelang Mühen an einen solchen Stoff aus fernster Vergangenheit wandte.

Dazu ein Zweites. Für die Lage deutscher bürgerlicher Schriftsteller ist das immerwährende Suchen nach einer neuen gedanklichen Form für ihre Aussage typisch; daß ein deutscher Schriftsteller von Rang zyklisch gearbeitet oder sich auch nur auf eine spezifische Form der Epik beschränkt hätte, wie Balzac oder Zola, ist eine Ausnahme. Selbst bei Fontane, Thomas Manns unmittelbarem Ahnen, läßt sich dergleichen nicht feststellen. Auch Thomas Manns Werk wechselt von Mal zu Mal die spezifische Form: der Joseph-Roman zeigt uns eine der seit dem „Zauberberg“ extrem gespannten Möglichkeiten. Die Zusammenhänge zu seinem übrigen Werk liegen tiefer als bei den genannten Beispielen und sind so unzweifelhaft national-deutsch und bürgerlich, wie geschichtlich und künstlerisch begründet. Kennzeichnend ist bereits, wie der Autor an seinen Stoff herangeht.

Selbstverständlich kennt ein Mensch von der Bildung Thomas Manns den heutigen Stand der Geschichtsforschung, davon zeugt gerade der Joseph-Roman überall. Und doch hält er sich immer zuerst an die biblische Legende als Richtschnur für seine Fabel, zieht die längst erforschten älteren Quellen, wie Gilgamesch und andere, allenfalls zur Bestätigung oder als Kommentar heran. Diese Wahl Thomas Manns ist tief in seinem Bekenntnis zur klassischen deutschen Dichtung begründet, sie kann sich auf Herders Wort von der „ältesten Urkunde der Menschheit“ und auf Goethes jugendlichen Versuch einer Josephslegende berufen. Sie könnte es (und hat es getan) selbst in bezug auf das breite Ausspinnen des Stoffes, das Verliebtsein in ihn, wenn dies nicht der besonderen Eigenart gerade Thomas Manns so entgegenkäme, daß wir auf eine spezielle Begründung verzichten können. Darüber hinaus sei darauf hingewiesen, daß nicht nur die Entstehung der deutschen, sondern aller bürgerlichen Literatur aufs engste mit ihrer Beziehung zu dieser „ältesten Urkunde“ zusammenhängt – auch in ihrem kritischen, der bürgerlichen Aufklärung entspringenden Verhältnis. Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts“ spricht bewußt in biblisch-lutherischer Sprache. Ja, noch dort, wo sich das Denken einer neuen Klasse und damit klassenloser Gesellschaft ankündigt, wo sich das Denken freimacht von der zu Fesseln gewordenen bürgerlich-protestantischen Tradition, mit den donnernden Klängen der Absage an das „Opium des Volkes“, in Karl Marx' „Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie“, spürt man den alten, in der Sprache Luthers, Goethes

und Hegels überlieferten Klang. Dort freilich wird nicht nur die Religion aufgehoben, sondern mit ihr die gesamte – bürgerliche – Philosophie.

Nicht zufällig wird hier Marx genannt. Denn in Thomas Manns Wiedererzählung der Josephslegende handelt es sich um eine „Aufhebung“ im Hegelschen Sinne, wie in der 1842 entstandenen Jugendschrift von Karl Marx. Auch sie ist nicht nur ein Zurückgreifen auf die Tradition, sondern ein Stück ihrer Liquidierung. Zurückgreifen, weil zur Zeit, als Thomas Mann die Josephslegende schrieb, in Deutschland Kräfte am Werk waren, diesen Teil der humanistischen großen Tradition unseres Volkes zu diffamieren; Aufhebung wiederum, weil ja Thomas Manns ganzes Spätwerk, mindestens seit dem „Zauberberg“, also mit Ausgang des ersten Weltkrieges, der Kritik und der Überwindung einer nur bürgerlichen Kunst gewidmet ist (ohne freilich jemals seine Klassenherkunft zu verleugnen), so daß der große Künstler seine eigenen Werke als ein Letztes, als „Bücher des Endes“ dieser seiner Welt anzusehen geneigt ist.

So wird also die „älteste Urkunde der Menschheit“ gleichzeitig zu einer der letzten, die das bürgerliche Zeitalter an die Zukunft weiterzugeben hat. Es ist ein nach Form und Inhalt schweres und schwieriges Stück dieses Erbes, es trägt neben der reichen Ausbeute der Tradition auch viel von ihrem Ballast mit sich. Merkwürdig genug, daß trotz allem das Verständnis für das Werk dieses Dichters dort größer ist, wo diese Tradition „aufgehoben“, als wo sie konserviert wird. Denn nirgends ist in den marxistischen Kritiken dieses Werkes ein solches Unmaß von Unverständnis und Mißverstehen zu finden wie bei seinen bürgerlichen Kritikern, denen der Autor es längst nicht mehr recht machen kann. Wie sollte er's auch.

Schwierig ist schon die Sprache des Werkes. Sie ist nicht, womit man sich billig für eigenes Mißverstehen entschuldigen mag, erstarrtes „Altersdeutsch“, sondern ein Deutsch, das die Überfülle unserer Muttersprache in sich aufgesogen hat, prall an Wort und Gedanken, jedem Bild und Inhalt gefügig. Daß sie als Grundstimmung archaisch, uraltertümlich gestimmt ist, kann nicht verwundern, ist das doch durch das Thema bedingt, und Thomas Mann nimmt das Thema, wie es sich gehört, grade in seiner Urtümlichkeit tief ernst, so ernst, daß er besonders dort sprachliche Ironie (auch historische Ironie) walten läßt, wo Charaktere allzu modern erscheinen möchten. Hier läßt er sie sogar ein übermodernes, anglisierendes Deutsch sprechen – „so long!“, nein „so lang!“ verabschiedet sich Amenhotep-Echnaton, als wär's im heutigen goldenen Westen. Man bedenke dazu, daß große Teile der Dichtung in der Fremde geschrieben wurden, einer Fremde, die zwar nicht so befremdend war wie jene der jüdischen Emigration in Ägypten, aber stets fühlbar und drückend. (Das führte schließlich zur abermaligen Emigration des Dichters in die Schweiz, ein Land seiner Muttersprache.)

Schon die Sprache stellt die wandernden Hirtenvölker Jakobs der hochzivilisierten Sklavenhaltergesellschaft der Ägypter gegenüber: sie gestaltet also. Sie ist nicht ein Notbehelf, sondern sie vermag auch das Schwierigste und Entfernteste auszudrücken, Gedanken, Empfindungen wie Handlung. Sie kann das, bis zur äußersten dichterischen Steigerung, zum Prosagesang, der doch niemals – wie dürfte er das im Prosaepos! – versucht, Vers zu werden, so vor allem in den Schlußzeilen des einleitenden Essays mit der Sicht auf das Land, das in der Bibel das gelobte heißt. Sie drückt das an den Mythen gesättigte Denken der noch halb mutterrechtlichen Hirten aus, wie sie, fast als Parodie modernster bürgerlicher Psychologie wirkend, die Qualen des Geschlechtes, der Versuchungen der Frau des Potiphar, der Mut-*em enet*, auszudrücken vermag. Sie bringt es so fertig, eine Gestalt, die eigentlich der vulgären Tradition nach schon gar nicht mehr zur Diskussion steht, wenn auch nicht zu rechtfertigen, doch mit den Mitteln modernster (was hier westeuropäischer heißt) Psychologie zu erklären. Wobei es gerade die Sprache ist, welche die Gefahr des Psychologismus behebt, während allerdings die ideologische Bindung an Freud die Gefahr mit sich bringt, die Gestalt der Frau Potiphar nur individuell, das heißt losgelöst von ihrer gesellschaftlichen Bindung, zu sehen: der Realismus des Dichters ist stark genug, um selbst diese aus dem Ideologischen drohende Gefahr aufzuheben.

Kurz gesagt, es ist die ungewöhnliche Sicherheit des Handwerklichen, die das Archaische und Exotische dieser Handlung dichterisch möglich macht. Wer will, kann hier viel lernen. Es ist leider seit langem vergessen worden, was gerade die Sprache für eine Dichtung bedeutet, als wäre das selbstverständlich oder als wäre allenfalls zu fordern, daß der Schriftsteller die Grammatik beherrsche. Daß aber ein großer Schriftsteller sogar mit der Grammatik eigenwillig schalten kann, wenn es die Dichtung verlangt (daß also die Grammatik ihre ursprüngliche Funktion wieder erlangt, plastisch zu sein, bevor sie in Regeln abstrahiert) – auch das wäre hier zu lernen.

Mit all dem ist bereits gesagt, worauf es bei der Lektüre solcher Bücher wie der *Joseph-Romane*, des „Zauberbergs“ oder des „Doktor Faustus“ ankommt. Sie haben eine durchaus moralische Tendenz, sie wollen der Erziehung deutscher bürgerlicher Menschen dienen. Wie sehr dieser Versuch am untauglichen Objekt geschieht, hat die bürgerliche Kritik dieses großen und großartigen Werkes zur Genüge bewiesen. Jedoch gehört große, nämlich realistische Dichtung niemals einer Klasse allein; sie hat auch nicht etwa nur eine historiographische Aufgabe wie ein beliebiges, einer bestimmten Epoche angehörendes Dokument. Dichten ist Gerichtstag halten, aber auch verdeutlichen; es will die Zeit – die jeweilige Zeit der Dichtung wie des Dichters mit der Vergangenheit wie mit der Zukunft – dem Leser ins Verhältnis setzen.

Hier kommen wir auf einige Probleme des Realismus zu sprechen.

Zum Realismus des historischen Romans gehört außer der Treue des Details und der getreuen Wiedergabe typischer Charaktere unter typischen Umständen auch die Auswahl und Einordnung in die eigene Zeit des Schriftstellers. Thema und Gestalten sind nicht zufällig oder aus formalen Gründen gewählt, sondern weil sie bestimmte Seiten der schriftstellerischen Gegenwart zu erklären vermögen. Hier ist zunächst die historische Beispielhaftigkeit zu nennen, die dem Schicksal des jüdischen Volkes, wie es in den Schriften des Alten Testaments erscheint, innewohnt; dann die Wiederbelebung der durch Luther und Herder bestimmten Tradition im Gegensatz zu dem barbarischen Antisemitismus der Nazizeit; schließlich der Umstand, daß dieses Volk große und historisch vorbildliche Charaktere geschaffen hat, „ewig-menschliche“ Gestalten, gleich den großen Figuren des Aischylos, Shakespeares, Goethes, die auch heute noch abschreckend oder als Vorbild wirken, weil sie trotz ihrer Verhaftung in der Mythologie des jüdischen Volkes doch nicht überirdisch hoch, dämonisch oder göttlich sind (das trifft auch auf die eigentlich mythischen zu), sondern fehlbare und der Besserung fähige Menschen. Der realistische Roman ist das Gegenteil des Fürstenspiegels alter Schule, der die Erziehung zum unfehlbaren, zum Befehlen geborenen Menschen zeigt: der realistische Roman ist Erziehungsroman im echten Sinne, er läßt die Charaktere an den Aufgaben der Praxis sich formen und schafft Gestalten, die im Physischen und Psychischen uns Menschen verwandt sind. Hier stehen in Thomas Manns Roman drei große Typen nebeneinander, Jakob, der Patriarch, noch ganz vom Mythos umwittert, großartig auch im Ringen mit den unbekannten Kräften der Gottheit, ihrer Tradition wie ihrer Forderungen. Dann Amen-hotep, der degenerierte, verspielte, doch nicht eigentlich bössartige Typus des Herrschers, einer, der sich noch grade hält, solange er gehalten wird (erst durch seine Mutter Teje, dann, besser durch Joseph). Und endlich Joseph selbst, der es am schwersten hat, weil er es sich zu leicht machte, sich verzärtelte und überheblich wurde, bis ihn das „Schicksal“, das hier eine historisch gerechtfertigte Kategorie ist, in Situationen und vor Aufgaben stellte, an denen er sich bewähren konnte. Denn Joseph überlebt die „Grube“, die hier noch nicht die grausige Widerspiegelung der KZ-Hölle ist, wie die „Hölle“ im Teufelsgespräch des „Doktor Faustus“, sondern Prüfung, Wecken des eigenen Gewissens mehr denn physisches Leiden. Es liegt im Charakter des Joseph, daß diese nur angedeuteten „Bußen“ seinen Charakter und seine Fähigkeiten zum Besseren und Besten lenken, daß aus dem Knaben der Mann, aus dem Sichnährenden der Ernährer, aus dem Erzogenen der Erzieher wird. An wen, bei dieser Gestalt, der Dichter aus dem Vorrat seiner bürgerlichen Welt gedacht haben mag, sei dahingestellt, auch warum die sich anbietende bürgerlich-heutige Parallele

nicht befriedigen kann – warum es freilich auch nur ein bürgerliches Beispiel sein kann, in dem Widerspruch durch Widerspruch aufgehoben wird: natürlich konnte der Vergleich nur aus der Klassengesellschaft genommen werden.

Auch der Frauen ist zu gedenken. Sind die Mittel der Gestaltung bei der Schilderung von Mut-ern enets Geschlechtsnöten hochmodern und gradheraus gesagt der Psychoanalyse entnommen, so die des Thamar-Exkurses (Geschichte der Stammutter künftiger Herrscher und Heilande) archaisch streng. Nicht die Libido der vernachlässigten Frau, sondern der Wille, die Geschlechterfolge zu sichern, erfindet diese listenreiche Geschichte, die gemacht scheint, in die Novellistik der Weltliteratur einzugehen; auch sie, wie die Josephsgeschichte, unmittelbar der biblischen Quelle folgend und doch eine der stärksten und positivsten Schöpfungen Thomas Manns.

Positive Helden im bürgerlichen Roman sind selten und haben einen schweren Stand: auch Thomas Manns Bruder Heinrich stieg, um eine für die bürgerliche Gesellschaft positive Gestalt zu finden, weit in die Geschichte zurück, und es war ein französischer König, den er als Vorbild nahm, an der Wende der feudalen zur bürgerlichen Gesellschaft. Der weit größere Abstand, der uns von Joseph trennt (3500 Jahre gegen 350 im Falle von Heinrich IV.), ermöglicht dem Autor eine größere Abstraktion von den gesellschaftlichen Widersprüchen der aufsteigenden Entwicklung und läßt die Charaktere „reiner“ oder „absoluter“ erscheinen, ohne freilich die Widersprüche grade in der beginnenden Klassengesellschaft, oder anders: der sich auflösenden Urgesellschaft verkleinern zu wollen. Denn ohne Zweifel ist Joseph positiv gemeint, als Bejahung der Möglichkeit des Menschen, als eine Möglichkeit, an den Menschen zu glauben, so sehr auch die Entwicklung es dem bürgerlichen Humanisten schwer macht. Aber er wäre kein Humanist, wenn er nicht an das Mögliche positiv – und damit auch an eine künftige positive Entwicklung der menschlichen Gesellschaft zu glauben vermöchte, so wenig er sie zu gestalten weiß.

Zu den Kriterien des Realismus des Joseph gehört nun auch, wie und inwiefern sich der Dichter der historischen Forschung bedient. Nach heutiger Annahme fällt der Aufenthalt der Israeliten in Ägypten in die Zeit der Hyksos, also ins 17. oder 16. Jahrhundert vor unserer Zeit. Amenophis dagegen herrschte im 14. Jahrhundert. Doch nicht die historische Zeit will Thomas Mann geben; er sucht vielmehr die Möglichkeit der Konfrontierung zweier historischer Charaktere um der künstlerischen Tendenz des Romans willen: kein anderer dieser ägyptischen Herrscher wird historisch so deutlich, kein anderer hätte als Charakter den Gegenspieler zu Joseph abgeben, keine andere Zeit eine solche Fülle historischen wie künstlerischen Details ergeben wie die Amarna-Zeit. Mehr noch: es kam ihm gerade auf den Kontrast zwischen der Produktionsstufe der Israeliten und der hochzivilisierten

Stufe der Ägypter an; hier hätte die Schilderung der Hyksos-Herrschaft, soweit sie überhaupt möglich war, ein ganz anderes Bild ergeben. Es ist doch mit dem Vergleich der beiden Kulturen etwas gemeint, was der Roman, soweit es eine Dichtung überhaupt kann, wenigstens andeuten mußte; auch hier wird es nicht gut sein, den aktuellen Parallelismus zu weit auszuspinnen. Es ist mehr das erlebte Motiv als die spezifische Situation, die der Dichter widerzuspiegeln hatte, mit der heimlichen Lizenz, daß gerade das Epos ja mit örtlichen und zeitlichen Verschiebungen recht frei schaltet. Die bewußte Zeitverschiebung erst ermöglicht die Gegenüberstellung des Pharaos und seines Dieners, des dekadenten Neuerers und des resoluten, wenn auch durch Erfahrung gewitzten Praktikers. So viel Modernes hier hineinspielt, wird es doch nie zu anachronistischer Spielerei. Es ist Fortsetzung der dichterischen Übersetzertätigkeit, die immer nötig ist, wo Fremdes und Entferntes in heutige Sprache zu übertragen ist. Auch das Umgekehrte ist, wie der „Doktor Faustus“ gezeigt hat, möglich: daß nämlich heutige Barbarei sich archaisch ausdrückt. Derartige formale Überlegungen des Künstlers haben aufs engste damit zu tun, daß es auch für jene wenigen fortschrittlichen bürgerlichen Schriftsteller, zu denen Thomas Mann gehört, zu Ende geht; daß sie bestenfalls zeigen: hinter ihnen hat etwas Neues anzufangen; daß also die Generation, zu der Thomas Mann gehört, die letzte einer versinkenden Klasse ist, eine Generation von heute Siebzig- bis Achtzigjährigen, wie sie durch die Brüder Mann, Hermann Hesse, den in der Emigration verhungerten Robert Musil vertreten wird. Der einfache, das individuelle Scheitern zeigende Desillusionsroman, mit dem dieser Prozeß begann, Flauberts „Madame Bovary“ und „L'Éducation sentimentale“ oder die „Frères Zemganno“ der Goncourts waren vergleichsweise harmlos. So auch die „Buddenbrooks“. Sie zeigen doch nur, daß ein einzelner, oder ein einzelner als Typus einer Gattung, scheitern muß. Hier geht es aber mit ihrer ganzen Klasse zu Ende. Edle Überläufer, denen es gelingt, ihre Klassengrenzen zu überspringen, sind aber selten, vor allem wenn sie so völlig durch ihre Klasse determiniert sind wie Thomas Mann. Sein Bruder Heinrich, der frühzeitig in die jakobinische Tradition eintrat, hatte es leichter, zu einem revolutionären Optimismus zu kommen (und ging doch, um das Werden einer Nation zu schildern, um wenigstens dreihundert Jahre zurück). Im anderen Falle blieb, um ein optimistisches Werk zu schreiben, nur die Rückkehr zum Mythos, dorthin, wo die geprägte Geschichte – allerdings, wie konnte es anders sein, immer noch christlich, das heißt biblisch determinierte Geschichte, begann. Auch deshalb, weil nur von dort aus jede Spielerei mit der Restauration ausgeschaltet werden konnte, die in Deutschland von Justus Möser bis Hofmannsthal immer wieder als Ausflucht vor der Revolution auftrat und die ja im „Doktor Faustus“ deutlich genug gekennzeichnet wurde. Denn Mythos ist nicht (oder nicht ohne

weiteres) reaktionär, sondern nur dort, wo er restaurieren will, wo der Mythos die Praxis barbarischer Zustände rechtfertigen soll. Das ist das letzte, was man nun gerade Thomas Mann vorwerfen könnte: denn wie schon sein Vorwort sich ernsthaft mit den reaktionären Mythentheorien auseinandersetzt, die wir eingangs angedeutet haben, so ist die Josephsgeschichte als Ganzes eine Fehdeansage an Rosenbergs so pöbelhaften wie bildungsfeindlichen „Mythos des 20. Jahrhunderts“ und sein genaues Gegenbeispiel. Im „Doktor Faustus“, in den Szenen des Münchner Kreises, läßt Thomas Mann einige von diesen Vorbereitern Hitlers auftreten, auf die zum Teil schon im Joseph-Vorwort angespielt wird: Edgar Dacqué und Josef Nadler, auch Rudolf Borchardt. Es geht also im Joseph durchaus um heutige Dinge, es ist eine sehr komplizierte Widerspiegelung der Zeit, gegen welche die große Legende, mahnend und tröstend, gerichtet war. Nur darf man nicht versuchen, die Beziehungen allzusehr ins einzelne auszuspinnen. Sie erscheinen, wenn man von der Tendenz des Ganzen absieht, weit mehr als einzelne, ironische Aperçus denn als gewichtige Motive der Handlung, die trotz aller ironischen Modernität ihren historischen Ort wahr und nur eben gelegentlich andeutet, wo der eigene historische Ort des Dichters ist. Aus der Gegenwart entspringt, außer der Tendenz, auch die Fähigkeit, einen solchen Stoff zu meistern, womit nicht nur die Beherrschung des heutigen Standes der historischen Wissenschaft gemeint ist, sondern auch die Stellung des Dichters innerhalb der Ideologie seiner Klasse: innerhalb, auch wenn sie kritisch ist und alles andere als apologetisch. Die Kritik, auch wo sie über die Kirchtürme der bürgerlichen Ideologie hinaussieht, auch wo sie durchaus den gesellschaftlichen Fortschritt anerkennt, bleibt in ihrer Gesetzmäßigkeit; selbst wenn sie weiß, daß drüben auch Menschen wohnen, selbst wenn sie ahnend zugibt, daß diese Menschen dort vielleicht etwas Besseres machen. Ihre Skepsis will nicht ganz zulassen, daß dieses Bessere etwas Neues ist, das die bürgerliche Klassenmoral aufhebt, was für ihren Standpunkt bedeuten würde, daß die sinnlich faßbare Welt überhaupt zusammenbricht. Hier sind die Grenzen, soweit auch eine hochorganisierte Schriftstellereexistenz wie die Thomas Manns die Grenzen der Erkennbarkeit ausweitete – dahinter steht das mephistophelisch höhnende „Eritis sicut Deus“; an dessen nüchterne Umsetzung in menschliche Praxis zu glauben versagt ist. Das bedeutet, daß zwischen der optimistischen Konzeption des Joseph und der Verzweiflungsagonie des „Doktor Faustus“ ein dialektischer Zusammenhang besteht, der nicht übersehen werden darf. Die faustische Tragik des Endwerkes strahlt auf die Harmonien der josephischen Sphären zurück. War der schwere Weg, den die „älteste Urkunde der Menschheit“ zurücklegte (und dessen Anfang nirgend sinnlich-deutlicher wird als in dem kleinen legendarischen Einschnitt der Genesis) so vergeblich, wie es der Ausgang des „Faustus“ auszusagen

scheint? Kann der Klang der Hirtenflöte, die mit der Menschheit auf Du und Du stand, nach den diabolischen Klängen Leverkühnscher Dissonanzen noch einmal erklingen und Menschen erfreuen? Das Werk des Dichters läßt nicht mehr als eine Sehnsucht offen, die noch nicht zur Gewißheit gläubiger Hoffnung gelangt. Und doch bleibt die Weisheit der Josephslegende: es ist in die Menschen gelegt, sich zu verwandeln und besser zu werden. Davon kann auch der Faustus keine Zurücknahme sein. Was verurteilt wird, ist der als notwendig und konsequent erkannte Untergang der Klassengesellschaft, hinter dem nur die Hoffnung der Wiederkehr eines goldenen Zeitalters bleibt. Der Dichter ist zu spröde, um dieser Hoffnung wenigstens in seiner Dichtung Gestalt zu geben. Nachdem er in der Erzählung „Das Gesetz“ dem Volke Josephs noch harte Strafe für das Übertreten der Gebote angedroht hatte, ließ er nach dem „Doktor Faustus“ im „Erwählten“ parodistisch die Aussicht auf „göttliche Gnade“ als Hintertür für die sündige Menschheit offen. Aber es scheint, als ob selbst die tiefe Sündhaftigkeit des erwählten Gregorius verzeihlicher sei als die geistige Versündigung des Leverkühn (zu der die physische ja nur Mittel ist). Hier endlich hebt sich die Berufung auf die Urworte der ältesten Urkunde der Menschheit, ihre Geltung und ihre ideologische Konsequenz, selber auf; die Parodie läßt an der Gültigkeit der „ewigen Satzungen“ zweifeln. Der „Ernährer“ war der tüchtige, handelnde, zukunftsgläubige Mensch schlechthin, und damit eine Möglichkeit des Menschen, die bestehen bleibt. Weiter vermochte der Dichter nicht zu gehen. Der durch eine fragwürdige Gnade „Erwählte“ bleibt der Held einer Legende à la Voltaire – einer nicht nur formalen Parodie kanonisch-christlicher Literatur. Der Geist Voltaires spukt auch sonst in dem merkwürdigen Joseph-Buch, Geist der heitersten französischen Aufklärung: in der Sprache Voltaires moquieren sich auch die Seraphin über den Demiurgen, der sich da Menschen „nach seinem Bilde“ geschaffen und sich nun zu ihrem „Stammesgott“, gleich dem zahllosen Götterpöbel gemacht hatte. Ähnlich war schon der große Anatole France, einer der legitimsten Erben französischer Aufklärung, in seiner „Révolte des anges“ mit den Gestalten der christlichen Hierarchie umgegangen. Aber dort hatten die Engel, wenn auch die gefallenen rebellischen Engel, das letzte Wort, hier hat es der Mensch, der sich bewährt hat. Der Götterhimmel der christlichen Ideologie wird als Ideologie gezeigt; bestehen bleibt am Ende der handelnde Mensch, der die Ideologie seines Volkes, die Ideologie einer werdenden Nation, anerkennt, ohne sich von ihr Schranken auferlegen zu lassen. Der Mensch, ein bürgerlicher Mensch freilich, der für die Gesellschaft lebt: er ist der Mythos des Citoyen, in dem das Beste der Ideologie „abendländischer“ Klassenwelt in jedem Sinne aufgehoben ist. Also doch ein Dokument der Vergangenheit, kein Kanon für die Zukunft oder nur so, wie Marx in der Einleitung zur

„Kritik der politischen Ökonomie“ von der Gültigkeit der Gestalten der griechischen Mythologie gesprochen hat: „Die Schwierigkeit ist, daß sie für uns . . . in gewisser Beziehung als Norm und unerreichbare Muster gelten. Ein Mann kann nicht wieder zum Kinde werden, oder er wird kindisch. Aber freut ihn die Naivität des Kindes nicht und muß er nicht selbst wieder auf einer höheren Stufe streben, seine Wahrheit zu reproduzieren? Lebt in der Kindernatur nicht in jeder Epoche ihr eigener Charakter in seiner Naturwahrheit auf? Warum sollte die geschichtliche Kindheit der Menschheit, wo sie am schönsten entfaltet, als eine nie wiederkehrende Stufe nicht ewigen Reiz ausüben?“

Bruno Frank

AUF EINEN LEBENDEN DICHTER

*Ein Andres ist es, heut als Leuchte prangen,
Ein Andres, Leuchte sein in hundert Jahren,
Früh schon ist vielen, die wie Sonnen waren,
Ihr Öl, das nieersetzte, ausgegangen.*

*Doch eine seh ich in der Reihe hangen
Der neu entzündeten, an deren klaren
Lichtstrahlen will ich alle Zweifel sparen.
Um diese eine mag ich mich nicht bangen.*

*Ruhig gespeist von edlem Kern entpreßten
Köstlichen Ölen, die sie sparsam näßten,
Ist sie der flackernden und grellen keine.*

*Doch über unsrer Enkel schönsten Festen,
In einem klaren, guten, starken Scheine,
Wird sie noch hangen, diese eine, eine . . .*

Dieses Gedicht fand sich im Jahrgang 1915 der von Siegfried Jacobsohn herausgegebenen „Schaubühne“, Berlin am 10. Juni. Da diese Nummer zum vierzigsten Geburtstag von Thomas Mann auch die erste Fortsetzung eines umfangreichen Thomas-Mann-Aufsatzes von Arnold Zweig brachte, ist die Wahrscheinlichkeit fast Gewißheit, wem aus seinem Freundeskreise Bruno Frank diese schönen Verse widmete.

WIR SAHEN DEN KRIEG

Zur gleichen Zeit, da in Westdeutschland Söldnertruppen für die NATO aufgestellt, ein neuer Ostlandritt propagiert, Faschismus und Militarismus restauriert werden, entstehen in Ost und West Romane, die sich, in der Auseinandersetzung mit dem Erlebnis des zweiten Weltkrieges, eindeutig gegen die Vorbereitung eines neuen Krieges wenden. Wir veröffentlichen im folgenden einige Auszüge aus diesen Werken.

Gert Ledig

DIE STALINORGEL

Standgericht

Der Kübelwagen, der nach Emga flitzte, streifte das Gewühl nur am Rande. Der Gerichtsoffizier neben dem Fahrer blickte unbewegt der Panik ins Gesicht. Truppenbewegungen interessierten ihn nicht. Disziplinelose Einheit, dachte er. Ihn interessierten nur juristische Probleme.

Erst auf dem freien Platz hatte sein Fahrer Schwierigkeiten. Der Wagen wurde eingekeilt. Der Oberst mußte aussteigen, mußte sich durch die Soldaten hindurchdrängen, wenn er die Kommandantur erreichen wollte. Die körperliche Nähe ungepflegter Menschen bereitete ihm Übelkeit. Er ließ sich mit halbgeschlossenen Augen zum Gebäude der Kommandantur treiben. Den Weg zu diesen Brei verdankte er dem Befehl: Der Gerichtsoffizier haftet für die sofortige Aburteilung eines Fahnenflüchtigen in Emga. Die Vollstreckung des Urteils ist der Armee unverzüglich zu melden. Ein Fahnenflüchtiger in Emga – welcher? Die Vollstreckung des Urteils – was für ein Urteil? So etwas erforderte Vorbereitungen, Berichte, Sitzungen. Der Oberst, im Zivilberuf Staatsanwalt, verstand sich auf Paragraphen. Paragraphen waren immer klar, nackte Sätze mit Satzgegenstand und Satzaussage. Bei dem Armeebefehl schien die Hauptsache zwischen den Zeilen zu stehen. Etwa: Außergewöhnliche Umstände erfordern außergewöhnliche Maßnahmen. Jedenfalls kam es ihm so vor. Ihm fröstelte wie einem gewissenhaften Buchhalter, durch dessen Bürotür kalte Zugluft streicht. Dafür war er nicht zuständig. Er richtete sich nach Vorschriften. Andeutungen blieben

Glatteis. Außerdem hieß es in dem Befehl, er hafte für die Aburteilung. Das bedeutete jedenfalls ordnungsgemäß. Sein Entschluß war gefaßt; er hatte zu gehorchen. Darauf konnte er sich notfalls berufen. Was zwischen den Zeilen stand, ging ihn nichts an.

Im Gewühl war die Ortskommandantur das Rettungsboot in der Springflut. Hier trafen sich mit schlechtem Gewissen alle, die das sinkende Schiff schon verlassen hatten. Jeder suchte sein Versagen mit einer Forderung zu bemänteln. Aber der Ortskommandant, ein kleiner dicker Major, besaß nichts, nur Formulare. Er rannte mit gerötetem Gesicht und viel Verantwortung herum. Er hörte alles mögliche. In Wirklichkeit gar nichts. „Meine Batterie benötigt sofort Munition, andernfalls lehne ich jede Verantwortung ab!“ Die Geschütze dieser Batterie standen verlassen neben der Rollbahn. Die Kanoniere verteidigten ihre Sitzplätze auf dem Gespensterzug. Daß die Kommandantur über keine Munition verfügte, war allgemein bekannt. „Wenn meine Abteilung kein Benzin erhält, muß ich die Fahrzeuge sprengen!“ Die Fahrzeuge gab es nur noch auf dem Papier. Sie standen, mit verladenem Gerät und einer Treibstoffreserve für drei Tage, brennend in den Wäldern. Der Abteilungschef hatte den Schreibstubenwagen selbst angezündet. „Geben Sie mir wenigstens einen Kübel für den Hauptverbandsplatz! Ich muß doch abtransportieren!“ Der Stabsarzt war mit seiner Limousine im Morast versackt. Er benötigte den Kübel dringend für sich selbst. „Ersuche um schriftliche Bestätigung, daß mein Bataillon nicht mehr einsatzfähig ist . . . Brauche Verpflegung . . . Benötige Kartuschen . . . Dringend Ersatz . . . Bedauere, ohne panzerbrechende Waffen unmöglich . . . Lehne jede Verantwortung ab . . . Lehne Verantwortung . . . Verantwortung ab . . .“ Der Major, seit einer halben Stunde auch noch Kampfkommendant von Emga, hatte diesen Satz bereits hundertmal gehört. Dazu kamen der Lärm vor dem Fenster, das Motorengeheul der russischen Jäger, das Krachen der Flakgranaten, das Rasseln der Telefonapparate. Luftwaffenleitstelle: „Wo verläuft vorderste Linie?“ Armeekorps: „Sondervollmacht für Kampfkommendant Emga!“ Heeresintendantur: „Machen Sie für dortige Lagerbestände verantwortlich.“ Division: „Verlangen Lagebericht!“ Diese Idioten!

Der Gerichtsoffizier im Range eines Oberst mußte dem Major, der wie ein Wiesel durch die Räume huschte, förmlich nachrennen. Die Atmosphäre hier kam ihm vertraut vor. Wenn sie ihn erkannten – und sie erkannten ihn alle –, kam der kalte Hauch seines Titels, den er für Respekt hielt. Er hätte sich zu Hause fühlen können: Unsicherheit, ängstliches Warten, verstohlene Blicke – genau das fühlte er, wenn er durch die Wandelhalle des Justizgebäudes ging. Er, angetan mit Talar und Würde, selbstsicher auf Paragraphen einherschreitend: Der Herr Staatsanwalt. Ein unterwürfiger Gruß wurde zur Maßnahme des Selbsterhaltungstribs . . .

Sie grüßten ihn alle. Mit Genuß nahm er zur Kenntnis, daß sie sich unmerklich verbeugten. Nur der Unteroffizier von der Feldgendarmarie blieb steif wie ein Stock. Der Versuch des Gerichtsdieners, etwas von der allgemeinen Beachtung für sich einzuheimsen. Auf jeden Fall herrschte hier Ordnung. Vielleicht war das draußen nicht so schlimm. Immerhin – außergewöhnliche Umstände; deswegen war er schließlich hier. Endlich stellte er den Major:

„Würden Sie mir auf Grund des Befehls die Möglichkeit schaffen, meine Erhebungen anzustellen!“ Im Grunde genommen hätte er direkt befehlen können. Hinter ihm stand die Armee. Aber unter seinesgleichen hatte er noch nie den Boden der Höflichkeit verlassen.

Der Major, die ganze Zeit über der Lage nicht gewachsen, verstand plötzlich Spaß: „Ich kommandiere die hier versammelten Offiziere sofort für Ihre Zwecke ab.“ Er sah den Oberst an wie ein Clown sein Spiegelbild. Wartete auf das Lächeln, das erscheinen mußte. Das Lächeln blieb unerwarteterweise aus.

„Sind die Herren denn frei?“ lautete die verblüffte Frage.

„Ja, gewiß!“ Auch ein Kampfkommandant hat Galgenhumor. Wenn der Narr von der Armee einen Zirkus haben wollte – bitte sehr! Dem Major stieg das Wort „Kampfkommandant“ wie Lachgas in die Nase. Macht nichts, dachte er glucksend. Sollten die versammelten Deserteure über die abwesenden Deserteure zu Gericht sitzen! Er kam sich vor wie ein Held in Unterhosen. „Nehmen Sie, wen Sie brauchen“, erklärte er großzügig. Er mußte lachen. Hinter ihm stand sein Adjutant: „Die Division ist am Apparat!“

Gerade im richtigen Augenblick. Der Major verschwand, ehe der Oberst Erklärungen vorbringen konnte.

Der Oberst überblickte den Raum. Er hatte Unordnung immer gehaßt. Wenn er sich wohl fühlen sollte, mußte er einen entsprechenden Rahmen schaffen. Den Tisch dort in die Mitte. Die Kisten raus. Ausfegen konnte auch nichts schaden. Bedauerlich, daß die Offiziere nicht zum Besen griffen. Er wählte aus den Herumstehenden zwei Offiziere aus. Die anderen verliefen sich spurlos. Der Raum war plötzlich leer.

„Was soll der Lärm da draußen?“ fragte er. „Ich mußte mich durchkämpfen. Auf meinen Rang wurde keine Rücksicht genommen!“

„Rückzug, Herr Oberst!“ Nun wußten sie, daß er ein Tropf war. Sie lächelten sauer. Das hatte ihnen gerade noch gefehlt. Der Boden brannte ihnen unter den Füßen. Aber Vorsicht, der Mann war gefährlich. Es sah ganz so aus, als fürchtete er sich nicht. Ihre Blicke trafen sich in heimlichem Einverständnis. Im Grunde wußten Sie nicht, was er von ihnen wollte. Ein Fahnenflüchtiger? Hier gab es Tausende! Entweder war der Armeebefehl schon drei Tage alt oder der Kerl verbarg ihnen etwas.

Der Oberst verbarg ihnen nichts. Befehl blieb Befehl, ob er nun zweideutig war oder nicht. Mit dem Betreten der Ortskommandantur hatte für ihn die Amtshandlung begonnen. Auf Amtshandlungen verstand er sich. Jetzt würde alles seinen Gang gehn. Genau nach Vorschrift. Zunächst die Ausführungsbestimmungen. Er ähnelte einer alten Jungfer, die der Wirklichkeit entrückt in alten Liebesbriefen blättert. Der Griff in die Aktenmappe, das Aufschlagen der Vorschriften. Selbst der muffige Geruch hier glich dem Geruch von Sitzungssaal III.

„Die Liste der Inhaftierten, bitte.“ Er wandte sich an den Unteroffizier der Feldgendarmarie, der wie ein gut dressierter Jagdhund um ihn herumsprang. Sein bürokratisches Gehabe brachte die beiden Offiziere zur Verzweiflung. Der Rittmeister hatte vor der Kommandantur seinen Wagen stehen. Er war nur gekommen, um sich ein Alibi zu verschaffen. Vom Fenster aus beobachtete er seinen Fahrer, der unruhig am Steuer hin und her rutschte. Jeden Augenblick konnte der Mann ohne ihn abfahren. Er suchte ihm verstoßen ein Zeichen zu geben. Der prüfende Blick des Obersten nagelte ihn fest. So wurde aus dem Wink eine spielerische Handbewegung auf dem Fensterbrett.

Der Oberst fand, er habe schon würdigere Beisitzer gehabt: „Darf ich um Ihre Namen bitten?“

Sie stotterten wie Schuljungen. Nun klebten sie an der Ortskommandantur. Die Hoffnung, sich davonzuschleichen, zerstob. Sie suchten fieberhaft einen Ausweg. Das Gehämmer des Vierlinggeschützes draußen trieb sie an. Aber jeder Gedanke scheiterte an der Ruhe des Obersten. Der befaßte sich mit dem Namen des Soldaten, hinter dem das Wort „Fahnenflucht“ stand. Die Geschichte lag dunkel in seinem Gedächtnis. Die Voruntersuchung war bereits abgeschlossen. Der Fall würde schnell erledigt sein. Ein wenig spielte da auch die Erinnerung an eine halbverhungerte Kindergestalt mit. Bei der Voruntersuchung hatte er den Eindruck gehabt, als habe sich der Junge schon selbst aufgegeben. Nur der matte Einwand, seiner Mutter zuliebe habe er's getan. Mitleid? Davon stand nichts in den Vorschriften.

„Vorführen!“ befahl der Oberst. Der Unteroffizier ging, und der Oberst begann, den Beisitzern ihre Pflichten zu erläutern. Sie sahen sein Gesicht. Hinter dem Kneifer, der auf die rotgeäderte Nase geklemmt war, schienen seine Augen dicht beieinander zu stehen. Er erteilte seinen Segen: er verpflichtete die beiden Offiziere, ohne Rücksicht auf persönliche Gefühle Gerechtigkeit zu üben. Er selbst wollte Vorsitz und Anklage übernehmen. Der Rittmeister mit dem fluchtbereiten Wagen vor der Kommandantur wurde zum Verteidiger bestimmt. Der andere hatte als Zeuge zu fungieren. Man nahm es mit gesenktem Kopf zur Kenntnis. Der öde Raum wirkte wie eine Hinrichtungsstätte.

In Emga peitschten Schüsse. Entweder war das schon der Russe oder eine nervöse Streife der Feldgendarmerie.

Immer noch las der Oberst, als verkünde er die Weihnachtsgeschichte. Die Verteidigung habe sich auf Tatsächliches zu beschränken. Sei kein Grund gegeben, so müsse jegliche Intervention unterbleiben. Der Zeuge solle auf die Einhaltung der Vorschriften achten. Zum Schluß habe er dann den ordnungsgemäßen Ablauf der Verhandlung zu bestätigen. Das Urteil werde er sich selbst vorbehalten. Er rechne mit Strafkompagnie. Im übrigen wolle er es kurz machen. Die beiden wechselten rasch einen Blick: Wer daran noch glaubte.

Der Fahrer vor dem Fenster hatte seinen Batteriefeldwebel erkannt und bummelte an die zerbrochene Scheibe.

„Schicken Sie ihn zum Teufel“, sagte die Gerechtigkeit. Der Rittmeister konnte nur einen unklaren Wink hinausschicken. Der Soldat ließ sich nicht verschrecken. Er ging vor dem Fenster auf und ab. Er kannte seinen Chef lange genug, um zu ahnen, daß hier höhere Gewalt im Spiele war. Sein Gebärden ähnelte dem eines Polizisten, der vor einem drittklassigen Restaurant die Straße kontrolliert. Bei jedem Vorbeigehen warf er einen Blick durchs Fenster. Der Oberst begann sich zu verhaspeln.

„Was will er eigentlich?“

„Ich kenn' ihn nicht!“ log der Rittmeister. In der Dürstlichkeit des Raumes sah man nicht, daß er rot wurde. Endlich brachte der Unteroffizier das Opfer. Die Beisitzer erschraken: Wenn er eine Strafe verdient hatte, dann war sie bereits verbüßt. Die Augen des Kindes mit den mageren Schultern blickten durch sie hindurch. Sie schienen alles zu wissen. Dem Rittmeister fiel die Geschichte mit seinen brennenden Fahrzeugen ein. Er hatte „Anzünden!“ gerufen, und das genügte, um ihn zu erledigen. Mindestens dreißig Mann seiner Kompanie hatten ihn gehört. Er sah ihre aufgerissenen Augen. Furcht hatte sie gepackt. Dabei hatte er nur das getan, was sie wollten. Sein Schrei hatte sie von den Fesseln der Disziplin befreit. Wie die Wilden hatten sie Strohbinden in Brand gesteckt. Waren in alle Winde zerstoßen. Wer eine alte Rechnung begleichen wollte – und auch in seiner Kompanie gab es alte Rechnungen –, der brauchte die Geschichte nur breitzutreten. Dann käme auch er in die Mühle. Diese Gerechtigkeit da vor ihm lechzte nach solchen Fällen. Sie wußte nichts von Angst. Nichts von gewissen Erniedrigungen. Das erbärmlichste Leben ist ein Geschenk voller Verheißungen. Wo ist der Narr, der es einfach wegwirft? Sehnsucht hat man in solchen Augenblicken: nach einem Kanten Brot, nach einem Vaterunser, nach einem Schluck Wasser. Der Junge sah mit stumpfen Augen durch ihn hindurch. Vielleicht war Strafkompagnie für ihn noch nicht einmal das Schlimmste. Wenn Gott wollte, überstand er auch das . . .

Der Oberst eröffnete die Verhandlung. „Wir wissen genug“, stellte er selbstherrlich fest. „Aber der Ordnung halber erzählen Sie doch mal, wie es dazu kam. In jener Morgenstunde, als der Angriff beginnen sollte, waren Sie nicht zu finden. Warum?“

Hätte er selbst je hinter einer Böschung gelegen und auf das Zeichen gewartet, wäre die Frage wahrscheinlich unterblieben. Vielleicht war die Gelegenheit günstig, der Nebenmann außer Sichtweite. Es hätte klappen müssen. Irgendetwas kam dazwischen. Als er hörte, wie sie seinen Namen riefen, war es zu spät. In dieser Sekunde wäre er voller Verzweiflung mit den anderen durch den Kugelhagel gehetzt. Ein Anfall blindwütiger Tapferkeit hätte aus ihm einen Helden machen können. Zu spät. Ein Handlanger des Schicksals stieß ihn in den Abgrund. Das kalte Gesicht mit dem Kneifer war Handlanger und Schicksal zugleich. Das Brechen seiner Knochen würden die Ohren, die zu diesem Gesicht gehörten, nicht mehr vernehmen.

In Emga peitschte Gewehrfeuer. Der Oberst schien es für eine Schießübung zu halten. Wenn der Junge nur ein bißchen Verstand hatte, zog er die Verhandlung in die Länge, bis der Russe da war. Fast unbewußt sah der Rittmeister zum Fenster hinaus: sein Fahrer startete den Wagen. Er hätte seine Pistole ziehen mögen, aber er wußte nicht, auf wen er schießen sollte. Auf den Oberst, auf den flüchtenden Fahrer, auf das Kindergerippe, das an allem schuld war?

„Einen Augenblick“, sagte der Rittmeister und stürzte einfach hinaus. Der Oberst konnte in der Eile nichts erwidern.

Der Rittmeister erreichte den Vorplatz: Fahrer und Wagen waren fort, die Fahrbahn leergefegt in der prallen Mittagssonne. Ein paar Verwundete schleppten sich zum Bahnhof. Am Ortsausgang hämmerte ein Maschinengewehr.

Langsam, als hätte er nur frische Luft schöpfen wollen, wandte er sich um, ging wieder hinein. Er lief durch den Gang mit den weißen Kalkwänden. Vorbei an Kisten voller Papiere und Vorschriften. Er mußte sich an den hohen in die Wand eingelassenen Ofen anlehnen. Als er den Raum wieder betrat, nahm der Oberst seine Rückkehr nur zerstreut zur Kenntnis. Mit zynisch erhobener Stimme fragte er den Jungen:

„Wissen Sie, was Sie sind? Ein widerliches Produkt Ihrer Mutter!“ Es folgte eine Flut von Beschimpfungen, von kaltem Hohn. Das Gesicht des Soldaten verzog sich. Er lallte unzusammenhängende Worte, hob beschwörend die Hände. Die tiefliegenden Augen richteten sich auf die Beisitzer. „Ihre Mutter wird sich schämen!“ fuhr der Oberst fort. „Sie Feigling!“

Den Rittmeister traf das Wort wie ein Stich.

„Sagen Sie ihm, was er verdient hat“, wandte sich der Oberst an die beiden Offiziere. „Sagen Sie's“, wiederholte er, als er keine Antwort bekam. Sie

schlugen die Augen nieder. Das unwürdige Schauspiel würgte ihnen in den Kehlen.

„Sprechen Sie ihn frei“, forderte der Rittmeister plötzlich impulsiv. Er wußte nicht, woher er den Mut nahm.

Das Gesicht des Obersten verzerrte sich: „Ist das die Antwort eines Offiziers?“ Er schien sich nach einer Waffe umzusehen, um den Widersacher zu züchtigen. „Ich verkünde das Urteil!“ Seine Stimme wurde ruhig. Kühl und unpersönlich. Ein kalter Blick streifte den Jungen. Die Beisitzer hörten nur das Ende: „... zum Tode durch Erschießen!“ Sie erstarrten, als hätte das Urteil ihnen gegolten. Der Junge stand, ohne sich zu rühren. Der Unteroffizier spielte nervös mit seinen Fingern. „Und Sie vollstrecken das Urteil!“ schloß der Oberst. Seine ausgestreckte Hand wies auf den Rittmeister. „Und zwar sofort!“ Der Rittmeister wurde bleich.

„Ich?“

„Ja – Sie! Hinter dem Haus, wo Sie wollen. Es ist Platz genug.“ Der Oberst tat, als wäre der Verurteilte gar nicht mehr im Raum. „Sie haben doch eine Pistole?“ fragte er gleichgültig.

„Ich protestiere.“

„Abgelehnt.“ Der Oberst sah sich um. Aber er hatte vergessen, daß es hier kein Publikum gab. Seine Hände legten die Vorschriften zusammen. Er nickte dem Unteroffizier zu. Pause. Der Oberst stand hinter dem Tisch. Wie ein gelangweilter Zuschauer drehte er sich zum Fenster. In der Ferne ratterte das Maschinengewehr. Das Fensterglas klirrte. Ein Loch war in die Scheibe gefressen. Ein feines Zischen. Der Oberst faßte sich ins Gesicht. Erschrocken ließ er die Hand sinken. Sie war rot von Blut. Die Offiziere sahen ein verstümmeltes Gesicht. Gerötete Augen in einer blutigen Fratze. Der Kneifer zerbrochen auf dem Tisch. Wie ein Sack plumpste der Oberst auf seinen Stuhl. Röchelte. Schleim tropfte aus den Nasenlöchern. Die Kugel hatte den Unterkiefer wegrasiert. Nie wieder würde er ein Urteil verkünden.

Der Rittmeister ließ ihn ungerührt zu Boden fallen. Nur der Unteroffizier sprang hilfsbereit vor. Der junge Soldat stand immer noch wie angenagelt auf seinem Platz. Am Ortsausgang hämmerte das Maschinengewehr.

In der Tür erschien der Ortskommandant mit zwei Soldaten.

„Eine verirrte Kugel“, meldete der Rittmeister.

Der dicke Major schüttelte den Kopf. „Tragt ihn hinaus“, befahl er den Soldaten. Der Unteroffizier öffnete beflissen die Tür. „Und das Urteil?“ fragte der Major. Er musterte den Jungen. „Das ist doch der Falsche“, entfuhr es ihm ärgerlich. „Ich hab’s gleich gewußt, daß der Oberst ein Narr ist. Wenn die Armee ein Exempel statuieren will, gibt man sich doch nicht mit einem gewöhnlichen Soldaten ab.“ Er sagte: „Wenn man nicht alles selber macht! Vor einer halben Stunde bereits habe ich der Armee gemeldet, daß ein

Feldwebel erschossen wird. Abschreckendes Beispiel. Wird überall bekanntgemacht. Und dieser Narr beschäftigt sich mit dem Falschen.“ Er hob zornig die Hand. „Verschwinden Sie!“ schrie er den Jungen an, der – wie aus einem Traum erwachend – davontaumelte. „Raus!“ befahl er dem Unteroffizier. Als sie allein waren, sah er den Rittmeister an: „Das Schlimmste ist überstanden. Ein frisches Regiment hat den Ortsrand besetzt. Ich hoffe, es hält ihn!“ Er schwenkte seinen Bauch, wollte sich entfernen, drehte sich aber zum Rittmeister noch einmal um. Er sagte leise: „Sie müssen den Feldwebel unauffällig erschießen.“

Im Lufthauch, der durch die Tür strich, bewegte sich ein Spinngewebe. Das Feuer am Ortsausgang wurde stärker. Zwei Panzer rasselten am Fenster vorbei. Auf dem Platz draußen entwickelte sich eine Schützenkompanie zur Gefechtsformation.

Die Abstimmung

„Munition!“ Der Ruf sprang durch die Windungen des Grabens, zum Fuchsloch. Vom Fuchsloch her brüllte einer: „Ergeben, Mensch! Weiße Lappen raus!“ Und der Mann knallte, als wäre er verrückt geworden, Schuß auf Schuß hinaus. Zielte verbissen. Bejubelte jeden Treffer mit grimmigem Geheul. Der Unteroffizier brachte ihn fluchend zum Schweigen. Sein Stahlhelm huschte durch den Laufgraben, erreichte den Major.

„Müssen abstimmen“, sagte der Unteroffizier. Er keuchte. Der Major erkannte auch an ihm sein eigenes Gesicht. „Wir müssen sie wählen lassen, Herr Major. Einem Befehl gehorcht keiner mehr. Gefangenschaft oder Durchbruch. Letzte Möglichkeit.“ Der Major biß sich in den Handballen. Die Haut war pelzig. Das Mückengift brannte wie Feuer.

Der Major wich aus: „Sie haben das Kommando.“

„Gut“, sagte der Unteroffizier. „Durchbruch oder Gefangenschaft?“ Er hielt die Pistole in der Hand. Die Mündung auf den Major gerichtet. Als wolle er jedem mit der Pistole die Antwort in den Mund legen.

Der Major biß auf seine Finger. Er fragte: „Sie glauben, daß ein Durchbruch gelingt?“ Aus den Blasen an den Fingerkuppen quoll Blut. Immer fester biß der Major zu.

„Ja“, sagte der Unteroffizier. „Gott soll verflucht sein, wenn er nicht gelingt.“

Der Major schüttelte Blut von seiner Hand: „Mehrheit entscheidet?“

„Jawohl, Herr Major.“

„Das war kein Befehl.“

„Doch.“ Der Unteroffizier drückte den Lauf der Pistole in die Grabenwand. Die Mündung war voller Erde. Ein Schuß würde die Waffe in seiner Hand zerreißen. „Ihre Antwort!“ schrie er den Major plötzlich an. „Gefangenschaft oder Durchbruch?“

„Ich zähle nicht.“ Der Major sah in einem Einschnitt der Böschung, beim Unterstand, den verwundeten russischen Offizier liegen. Sie hatten ihn einfach hinausgeworfen. Das Gesicht konnte er nicht erkennen. Aber er sah, wie sich eine Hand des Verwundeten in die Erde krallte.

„Sie müssen sich entscheiden“, drängte der Unteroffizier. „Sie als erster. Ich hab keine Zeit zu verlieren. Wir verschießen unsere letzte Munition.“ Der Major schwieg. „Ich brauche Ihre Stimme“, hämmerte der Unteroffizier auf ihn ein.

Keine Zeit, keine Munition. Durchbruch oder Selbstmord. Gefangenschaft oder Selbstmord. Beides ging auf. Der Major biß wieder in seinen Handballen. Über ihnen barst ein Explosivgeschöß. „Ich muß mich jeder Stellungnahme enthalten“, sagte der Major. Der verwundete Russe wälzte sich von seinem Platz. Er konnte die Hand nicht mehr sehen. Für ihn gab es keine Gefangenschaft.

„Herr Major!“ mahnte der Unteroffizier. „Durchbruch oder Gefangenschaft?“ „Verstehen Sie doch endlich, daß ich mich an dieser Wahl nicht beteiligen kann!“

Der Unteroffizier blickte auf seinen verdreckten Pistolenlauf. Er schlug ihn am Ellbogen leer. Die Erde rieselte über die nackten Füße des Majors. Es war wie eine Berührung. „Ich verlange eine Antwort!“

„Also gut – Gefangenschaft.“ Die Zähne des Majors gruben sich wieder in den Handballen. Der Schmerz des Bisses durchdrang den ganzen Körper. Das Brennen der Mückenstiche spürte er nicht mehr. Die nackten Fußsohlen waren eiskalt. Der Unteroffizier sah ihn an: sein eigenes Gesicht sah ihn an. Nur voll Haß. Er fühlte, wie der Unteroffizier ihn sah; ohne Schulterstücke, barfuß, mit dem Riß in der Feldbluse, verschmierte Hände, um Hals und Handgelenke blutunterlaufene Geschwürbänder.

„Feigling!“ Der Unteroffizier drehte sich um.

Dem Major tat das Schimpfwort nicht weh. Hätte er nicht eben sein Leben verschenkt, wäre er stolz darauf gewesen. Er begann zu überlegen, wie er es machen müsse. Eine Pistole hatte er nicht. Wenn er einen Draht nähme, wenn er den Lauf des Karabiners in den Mund nähme? Die Russen in den Sappen stellten das Feuer ein. Es wurde fast ruhig. Der Unteroffizier stand beim nächsten Gewehrposten.

„Durchbruch oder Gefangenschaft?“

„Was wählt der Major?“ fragte der Posten.

„Durchbruch.“

„Gut. Dann Durchbruch“, sagte der andere.

Das ist nicht wahr, wollte der Major rufen. Er brachte es nicht heraus. Der Stahlhelm des Unteroffiziers wanderte weiter. Der Major suchte nach einem Draht oder nach einem Stück Schnur. Er fand einen Tragriemen. Beim

Durchladen des Gewehrs fiel ihm auf, wie ruhig sich die Russen beim ehemaligen Kompaniegefechtsstand verhielten. Vielleicht hatten sie sich auch verschossen. Vielleicht hätte er doch für den Durchbruch stimmen sollen. Die Vorstellung, daß er sich kurz vor der entscheidenden Wende töten könnte, hemmte ihn. Als er den Riemen am Abzugsbügel einhing, zitterte seine Hand. Er zwang sich, an nichts anderes zu denken. Wichtig war für ihn nur, daß er gleich tot war. Die Kugel sollte durch den Oberkiefer ins Gehirn eindringen. Schmerz würde er keinen spüren. Er stellte das Gewehr zwischen die Beine. Probierte, ob er mit den Zehen abziehen könnte. Beim Anblick seiner Füße kam ihm zum Bewußtsein, wie widerlich er als Toter aussehen würde. Ein zerschmetterter Schädel, ein verdreckter Leib. Gut, daß ihn niemand sah. Als Offizier hatte er übrigens Anspruch auf einen Sarg. Wenn er Glück hatte, würden sie ihn in ein Loch verscharren. Tröstlich immerhin, daß er niemanden mehr zurückließ, weder Frau noch Kind. Er wollte so stürzen, daß er mit dem Gesicht auf die Erde fiel. Er brauchte sich nur nach vorn zu neigen. Die Mündung unterm Kinn starrte ihn wie ein totes Auge an. Vom Fuchsloch kamen plötzlich Stimmen. Sein Name fiel. „Wenn er nicht gekommen wäre, lebten sie noch.“ Den Grund für ihren Haß wollte er noch erfahren. „Als der Hauptmann uns zur Übergabe aufforderte, waren wir mehr. Er hat fünf Mann auf dem Gewissen.“ Dann wieder die Stimme des Unteroffiziers. Offenbar ein Streit. Die Stimmen wurden lauter. „Gleiches Recht für alle! Mich kannst du nicht übergehen!“ Der Unteroffizier antwortete etwas Unverständliches. „Schieß, schieß doch schon!“ schrie die Stimme wieder. Der Unteroffizier: „Glaubst wohl, für dich ist die Patrone zu schade?“ Der andere: „Übergabe – ob der Major will oder nicht!“

Ein Schuß peitschte durch den Graben. Fünf und eins macht sechs, dachte der Major. Die Mündung zwischen den Beinen starrte ihn an. Er hätte in Podrowa bleiben sollen. Das Telefongespräch mit der Division fiel ihm ein. Sein Befehl: Gegenstoß auf den Knüppeldamm. Das war doch erst gestern gewesen? Dreißig Mann Ersatz, die er in diese Stellung befohlen hatte. Und der tote Fahrer auf dem Friedhof von Podrowa. Das Ergebnis eines einzigen Tages, das auf sein Konto ging. Und wieviel solche Tage lagen hinter ihm? Er beugte sich über die Mündung, den Mund weit geöffnet. Der kalte Lauf berührte seinen Gaumen. Unsicher tastete er mit dem Fuß nach dem Riemen. Würde er am Ende doch etwas spüren?

„Herr Major!“

Er fuhr auf, lehnte das Gewehr verlegen an die Grabenwand. Der Unteroffizier stand vor ihm:

„Einstimmig für Durchbruch!“

Der Major starrte auf seine nackten Füße. Der Unteroffizier sah das Gewehr, sah den Riemen am Abzugsbügel . . .

WEG IN DIE GEFANGENSCHAFT

Nachfolgendes Kapitel stammt aus einem Roman, der voraussichtlich den Titel „Die Lüge des Alfred Haferkorn“ tragen wird. Gegenwärtig beendet der Autor die Arbeiten am Manuskript.

Die Offensive des Gegners war wie ein Unwetter über die deutschen Truppen hereingebrochen. Zwischen Dnjestr und Pruth bebte die Erde, stöhnte und barst, als wollte sie alles verschlingen. Schon am Abend des 23. August war die Südfront aufgerissen. Die zersprengten deutschen Regimenter fluteten nach Westen oder waren von Einheiten der Roten Armee eingekreist. Hier und da loderte Widerstand, blindwütig und sinnlos, belebt von der Hoffnung, die deutsche Linie noch zu erreichen. Niemand ahnte das Ausmaß der Niederlage. Niemand wußte, daß die Panzer mit den ölfleckten roten Fähnchen am Turm die Donau längst erreicht hatten, daß die deutsche Südfront nicht mehr bestand.

Entsetzen und Furcht vor den Russen, vor den „Horden ohne Recht und Gnade“, jagten unzählige deutsche Soldaten in die Wälder. Sie scheuten das offene Feld. Zwischen den Hügeln, abseits von Straßen und Dörfern, schlichen sie dahin oder verbargen sich wie Diebe. Hitze und Hunger mergelten sie aus; Sumpfwasser machte sie krank.

Manchmal schimmerten plötzlich die blassen Farben einer Siedlung durch Stämme und Sträucher. Das schiefe Gestänge eines Ziehbrunnens überragte die Dächer. Man hätte trinken können, bekam vielleicht ein Stück trocken Brot. Aber zwischen den Gehöften wimmelte es von feindlichen Soldaten. Der Anblick der graubraunen Gestalten, der roten Fetzen an den Fahrzeugen peitschte die kraftlosen Glieder auf. Hunger und Durst waren vergessen. Wieder zurück in den Wald und weiter nach Westen!

Nur nicht in Gefangenschaft!

Menschen, dem Trommelfeuer, den Gefahren der Schlacht entronnen, klammerten sich verzweifelt an ihr Leben. Irgendwo mußte doch die deutsche Front sein! Und sie schlepten sich weiter . . . immer nach Westen . . .

Die Tage waren lang, die Hitze ermüdete. Haferkorn und sein Kamerad irrten ziellos in den Wäldern umher, mieden die Dörfer, hockten stundenlang in den Ästen eines Baumes und spähten aus. Auf der Straße am Horizont bewegten sich Kolonnen. Eigene oder fremde? Wer wußte es?

Ein Weinfeld stieß mit seiner Schmalseite an den Wald. Sie schlichen hin und aßen unreife Trauben, um ihren Durst zu stillen. Anderswo schöpften sie vorsichtig Wasser aus einem abgestandenen Tümpel. Es war lauwarm, schmeckte nach verfaulten Blumen und nach Erde.

Am Abend des dritten Tages öffnete Haferkorn mit dem Taschenmesser die letzte Konservenbüchse. Sie schlangen die Leberwurst hinunter und wünschten sich Brot. Der Magen verlangte etwas Festes.

Während der letzten Stunden war der Lärm der Front immer schwächer geworden und hatte sich schließlich ganz entfernt. Die feindselige Stille beunruhigte, weckte Gefühle der Verlassenheit, der Hilflosigkeit. Sie sprachen wenig und nur flüsternd miteinander. Überall konnte der Feind lauern.

Geschützt gegen die Sicht von oben bereiteten sie unter hohen Bäumen das Lager für die Nacht. Während des ganzen Tages waren die Doppeldecker mit dem roten Stern am Rumpf hin und her geflogen. Morgen würde es nicht anders sein.

Sie hatten sich ausgestreckt. Als Kopfpolster diente ein Haufen vorjährigen Laubes. Georg blinzelte durch das Geäst der Pappeln in den Abendhimmel, dehnte die Glieder und stöhnte sehnstchtig auf. „Man müßte ein Mädchen haben“, sagte er leise.

„Wenn wir zu Hause sind!“ erwiderte Alfred.

„Man müßte jetzt eins haben, meine ich.“

„Man müßte . . . Man müßte zu Hause sein und nicht hier. Wir haben schöne Seen bei uns. Stille Plätzchen gibt's da am Ufer. Durch das Schilf guckt das Wasser und am anderen Ufer die hellbraunen Kieferstämme . . . Unter den Bäumen sitzt du wie unter einem Dach . . . Vor sechs Wochen hab ich da noch gegessen und gebadet . . . mit meinem Mädchen . . .“

„Wie heißt sie denn?“

„Mein Mädchen?“ Haferkorn lächelte verträumt und antwortete nicht gleich.

„Weißt wohl nicht welche, he?“

„Waltraut heißt sie. Morgen zeige ich dir ein Bild.“

Alfred mußte an die junge Partisanin denken, glaubte ihr strenges Gesicht zu sehen. So wie an jenem Morgen: über Kimme und Korn seines Gewehrs. Die Urlaubserinnerung verflog augenblicklich. Schon mehrfach war er nahe daran, mit Georg über die Erschießung zu sprechen. Was dachte der andere darüber? Doch wenn er ihn danach fragte, dann unverdächtig, wie zufällig.

„Was meinst du . . .“, begann er zögernd. „Wer mag damals nicht geschossen haben?“

„Was denn?“

„Na, im Wäldchen. Da lag doch eine Patrone zwischen den Hülsen. Es könnte ja sein, daß sie von dir gewesen ist.“

„Einfälle hast du! Wieso?“

„Ach, nur so ein Gedanke.“

„Warum soll ich nicht geschossen haben? Überhaupt so ein Blödsinn. Wer weiß, was der Alte mit uns gemacht hätte in seiner Wut, wenn die Russen nicht dazwischengekommen wären. Der versteht nämlich keinen Spaß!“

„Kennst du ihn schon länger?“

„Wir kannten uns schon, da war er noch einfacher Hauptmann.“ Er sagte das mit wichtigtuereischer Miene. Haferkorn belustigte sich im stillen darüber. Er spielte an den Knöpfen seiner Feldbluse, die unter ihm ausgebreitet lag.

„Was heißt ‚einfacher‘?“

„Eben bloß Hauptmann. Das war bei Odessa. Wir gingen zurück. Er hatte fünf Mann bestimmt, die das Dorf anstecken sollten. Einer wollte nicht mitmachen. Den hat er auf der Stelle umgelegt. Ja . . . so einer ist das!“

Am Morgen klagte Georg über Schmerzen im Kreuz. Er mochte nicht aufstehen. In seinen Gliedern steckte eine unerklärliche Schwere. Ihm war zumute, als läge er in einer hohen Halle, unweit eines Dampfkessels. In seinem Kopf zischte und dröhnte es unausgesetzt. Wenn der andere sprach oder Zweige und Laub unter dessen Füßen raschelten, erschreckten ihn die Geräusche. Er bekam Fieber und bat um eine Decke.

Haferkorn saß neben ihm und versuchte, den Puls zu fühlen. Dabei zählte er wie beim Handgranatenwerfen. Einundzwanzig . . . zweiundzwanzig . . . Das Herz des anderen hatte es eilig. Zwei Schläge in einer Sekunde. Er flehte um Wasser.

Haferkorn gab ihm den letzten Rest aus der Feldflasche und unterdrückte den Wunsch, selbst zu trinken. Er fühlte, wie schmerzhaft es war, nicht helfen zu können, hoffte von Stunde zu Stunde, daß das Fieber zurückgehen würde.

Als es dunkel wurde, bekam Georg Angst, zitterte am ganzen Körper, sah den Kameraden bittend und traurig an und bettelte, jetzt mit ihm ins Haus zu gehen. Fast die ganze Nacht hindurch phantasierte er.

Am nächsten Vormittag, während Georg schlief, erkundete Haferkorn die Umgebung. Aus den Ästen einer hohen Eiche blickte er über das Meer von Baumkronen. Im Süden, etwa zwei Kilometer entfernt, endete der Wald. Äcker dehnten sich dort, dunkelgrüne, gelbe und graue Flecke. Sicher war da etwas Eßbares zu finden! Er entschloß sich, aufzubrechen.

Eine halbe Stunde später erreichte er den Waldrand, lugte durch das Unterholz und trat auf einen schmalen Weg hinaus. Die Äcker brüteten in der Sonne; die stille, schwere Luft flimmerte und verzerrte die Linien des Horizonts.

Haferkorn entdeckte ein verwildertes Melonenfeld. Die meisten der Früchte waren bereits verfault. Er kauerte zwischen den Pflanzen und schlürfte heiß-

hungrig das süße rosafarbene Fleisch zweier riesiger Wassermelonen. Der klebrige Saft rann über Kinn und Unterarme, tropfte auf die Hose.

In die Feldbluse schnürte er Melonen und Maiskolben, warf das Bündel über die Schulter und schritt eilig dem Walde zu.

Nur noch wenige Meter bis zu den ersten Bäumen! Plötzlich Stimmen und lautes holpriges Gelächter. Haferkorn zuckte zusammen. Auf dem Weg, der am Waldrand entlangführte, kamen zwei Soldaten. Sie trugen Maschinenpistolen. Sie hatten ihn bemerkt und riefen.

Nur für den Teil einer Sekunde erstarrte Alfred. Dann ließ er das Bündel aus den Händen fallen und sprang mit großen Sätzen über den Weg. Ein Feuerstoß kreischte, wieder einer.

Von Schreck und Furcht getrieben, ohne zu bedenken, daß es sinnlos war zu fliehen, stürzte er durch die Sträucher, lief keuchend, so schnell die Beine ihn trugen, zwischen den Bäumen davon.

Schneller! Nur nicht in Gefangenschaft!

Jetzt krachte eine neue Salve. Und noch eine. Die Kugeln piffen dicht neben ihm. Er warf sich hin und preßte das Gesicht auf den Boden. Er hatte solche Angst, daß er zu weinen anfang. Rasend pochte das Blut gegen die Schläfen. Er krallte die zitternden Hände in die lockere Erde, als wäre sie das Leben, das ihm entrissen werden sollte. Das junge duftende Leben!

Haferkorn horchte auf die Schritte der Soldaten. Er unterdrückte den Atem und rührte sich nicht. Gleich ist alles zu Ende, dachte er. Ein Feuerstoß noch ... und dann ...

Einer der Russen mußte ganz nahe sein, mußte direkt neben ihm stehen. Warum schoß er nicht? ... Worauf wartete er? ...

Eine kräftige Hand griff ihn an der Schulter und warf ihn herum. Zögernd öffnete er die Augen, sah ein dunkles Gesicht, eine geschwungene Nase und kleine tiefliegende Augen.

„Nu, dawai“, stieß der Russe hervor. „Auf!“

Haferkorn gehorchte widerwillig. Hilfesuchend, furchtsam blickte er auf die Waffe des anderen, auf seine Hände, in sein Gesicht und auf die kleine Gestalt des zweiten Soldaten. Der näherte sich fluchend, hielt mit der Hand die Fetzen seiner Hose, die er sich eben erst zerrissen haben mußte. Dann stürzte er auf den Deutschen zu und schlug ihm mit der Faust ins Gesicht.

Haferkorn taumelte und prallte gegen einen Baum. Schmerzen spürte er nicht; sie gingen unter in der niegekannten übermächtigen Angst, die ihn ganz beherrschte, die alles überwucherte.

Den Russen in die Hände gefallen ... ausgeliefert, preisgegeben dieser unberechenbaren bössartigen Gewalt! ...

Seine Blicke irrten hin und her, hefteten sich an den einen, sprangen zum anderen. Die Russen stritten sich. Es schien, als ginge es um ihn. Der Soldat

mit der gebogenen Nase, der größere von beiden, packte das Handgelenk des anderen, redete wütend auf ihn ein. Doch der Kleine riß sich los, schwenkte den Arm, fluchte laut und zeigte immer wieder auf die zerrissene Hose. Schließlich starrte er den Gefangenen böse an und spuckte aus.

Der andere tastete Haferkorn ab, wies energisch mit dem Kopf nach dem Waldausgang und sagte wieder: „Dawai!“

Die kurze Strecke bis zum Waldrand, kaum hundert Meter, wollte nicht enden. Sie schien kilometerlang; jede Sekunde eine halbe Ewigkeit. Haferkorn erwartete den Feuerstoß, das kalte erbarmungslose Brüllen der Pistolen. Er schnte es herbei. Da es kommen mußte, sollte es bald kommen, das letzte Geräusch, das den Tod an der Hand führte.

Vor seinen hilflos geweiteten Augen schienen die Mündungen zu tanzen. Er spürte sie im Rücken. Er machte das Kreuz hohl, weil er glaubte, sie berührten seine Haut.

Warum schießen sie nicht? ... Worauf warten sie noch? ... Er wollte sich umsehen, vergewissern in den Gesichtern der Soldaten. Ihre schlurfenden Schritte peinigten. Unerträglich, auf den Tod zu warten! Zwischen zwei Herzschrägen, von denen jeder ein unvermutetes Geschenk ist, immer der gleiche zehrende Gedanke: dies ist der allerletzte! Danach hört alles auf!

Wann schießen sie endlich?

Sie rächen sich für die ermordeten Partisanen. Aber ich bin schuldlos. Meine Kugel hat nicht getötet! Sie hat einen Ast vom Baum gerissen. Mehr nicht! Ich habe es genau gesehen! ... Sie haben kein Recht, mich zu töten! Krebs ist der Schuldige ... und die anderen, die zu feige waren ...

Als er aus dem Wald auf den Weg hinaustrat, rief der kleinere der beiden Russen ihn an und machte ihm verständlich, daß er seine Feldbluse holen solle. Haferkorn rührte sich nicht vom Fleck. Mit irren Augen blickte er die Soldaten an. Vielleicht fünfzig Meter entfernt, zwischen Melonen und Maiskolben, lag seine Bluse auf dem Weg.

Wenn ich gehe, schießen sie, dachte Haferkorn. Es heißt dann: auf der Flucht erschossen.

Unschlüssig blieb er stehen, die Arme auf dem Rücken und drehte das Handgelenk zwischen den Fingern.

Der Soldat mit dem dunklen Gesicht musterte ihn. Ein gutmütiges verstehendes Lächeln verbarg sich um den Mund. Es schien, als wüßte er, was in dem jungen Deutschen vorging.

Doch sein Kamerad, über der Mitte des geschorenen Kopfes die Mütze, wie ein spitzgiebeliges Dach, hob die Maschinenpistole und schrie: „Nu, dawai ... schnell!“

Wieder starrte Haferkorn die Russen an. Der Kleine sah böse aus, unverzüglich und finster. Der andere nickte ihm zu.

Haferkorn ging. Er zitterte an allen Gliedern, wie vom Schüttelfrost gepackt. Nach wenigen Schritten begann er zu rennen. Kein Laut. Kein Feuerstoß. Nur das eigene Keuchen, das scharfe Knirschen der Stiefel auf dem Feldweg. Als er die Bluse aufgehoben hatte, kehrte er zurück.

Die Russen fragten ihn, ob noch Kameraden im Wald seien.

Georg! Was sollte er antworten? Ihn verraten ...?

Haferkorn schüttelte den Kopf.

Dann ging es unter der schweren moldauischen Augustsonne dem Dorfe zu. Ein langer Marsch. Im Kopf die endlose Frage: was wird kommen? Haferkorn sah, wie das grelleuchtende Band des Weges unter ihm dahinlief, ruckartig, im Rhythmus der schleppenden Schritte.

Zeitweise wich das betäubende hilflose Bangen ums eigene Leben. Haferkorn dachte an den Kameraden. Georg lag allein im Wald. Das Fieber umklammerte ihn, er flehte um Wasser, schrie ... Ohne Hilfe mußte er umkommen. Und wenn er starb ... Wer hatte die Schuld?

Er selbst doch! Wer sonst?

Darüber erschrak Alfred Haferkorn. Er wischte mit dem Arm den Schweiß von der Stirn, fühlte, wie die Beine schwerer wurden, wie der Magen schmerzte. Die Sonne lastete auf dem Kopf wie eine glühende Eisenplatte.

Schuldig am Tod eines Menschen! Das ganze Leben lang diese eine Minute verfluchen, eine einzige Feigheit bereuen! ... Er hatte an jenem Morgen im Buchenwäldchen auf einen Ast gezielt, damit er diese Last nicht zu tragen brauchte. Und jetzt?

Immer schneller ging Haferkorn. Der Abstand zwischen ihm und den Rotarmisten wurde größer und größer.

Sie riefen ihn zurück. Er wartete. Wie sollte er sich verständlich machen ...? Zögernd ging er den Soldaten entgegen.

Sie standen Auge in Auge.

„Ich ... dort Kamerad ...“ Er wies mit dem Kinn auf den Weg, den sie gekommen waren. Weil die Russen schwiegen, wurde Haferkorn lebhafter. Er zeigte mit dem Arm nach dem Wald.

„Mein Kamerad ... dort ... Er krank ... malad ... so ...“

Die flache Hand auf der Brust, deutete er heftiges Herzklopfen an, legte dann seine Finger auf die Pulsader.

Der Soldat mit dem dunklen Gesicht hatte verstanden. Er zog die Brauen herunter, so daß die Härchen sich sträubten und fragte barsch: „Wieviel Kamerad?“

Haferkorn hob den Zeigefinger. „Ein Kamerad!“

Der Soldat ging auf ihn zu. Zorn stach aus seinen Augen. Er packte ihn am Hemd.

„Du Faschist, da?“

Er sagte das leise, mit spitzen Lippen. Doch die Stimme bebte. Man sah, daß er Mühe hatte, seine Wut zu zügeln. Sie zuckte um die Lider, auf dem ganzen Gesicht. Haferkorn befahl wieder die Angst. Er war doch kein Faschist ...

Der Russe schüttelte ihn und schrie. Warum er gelogen hätte und erst jetzt sagte, daß sein kranker Kamerad im Walde liege? Warum?

Die Worte waren Haferkorn fremd. Doch ihr Sinn ging ihm ein. Er konnte den Russen nicht ansehen. Und was sollte er sagen? Der Soldat zog ihn zu sich heran. Ganz dicht. Der Atem des anderen brannte auf der Haut. Wenn doch alles vorbei wäre ... Wenn er ihm doch sagen könnte, daß er nichts Schlechtes für den Kameraden gewollt hatte ... daß alles nur Angst war ...

Statt zu reden, wandte er den Kopf, langsam, fast widerwillig.

Sein Blick schlich an dem Soldaten hinauf, kroch über die Bluse, die Ordensspange. Bis in seine dunklen Augen ... Ich wollte ihn nicht umbringen ... ich kann keinen Menschen töten ... Versteh doch ... Angst hatte ich einfach ... durcheinander war ich ... weil ihr nicht geschossen habt ...

Der Russe verzog den Mund. Kränkung, Bedauern und Verachtung traten in sein Gesicht. Haferkorn spürte, wie sein Griff härter wurde. Er bekam einen Stoß gegen die Brust, taumelte, verlor das Gleichgewicht und fiel ...

Sie gingen den Weg zurück, bis zu der Stelle, wo Georg lag. Hier erst begegnete Alfred wieder dem Blick des Soldaten. Er fand ihn streng, aber nicht mehr zornig. Die Geringschätzung fehlte. Auch das Furchterregende. Er floßte Zutrauen ein, ermunterte.

Der Russe hatte ihn belehrt. Er hatte ihn für die Lüge getadelt, die den Kameraden umbringen mußte. Dieser fremde Soldat mit dem dunkelroten Stern an der Mütze und dem goldglänzenden Zeichen ...

Haferkorn hatte es als Kind aufs Straßenpflaster gemalt ... mit weißer Kreide ... Eines Tages hatte das Vater verboten und ihm eine Ohrfeige gegeben: er sollte sich einprägen, daß er das Zeichen vergessen mußte ... Die einzige Ohrfeige, die er von Vater bekommen hatte.

Der Soldat hatte nichts Feindliches mehr an sich. Haferkorn wunderte sich darüber. Er merkte auch, daß die Angst gewichen war, die betäubende rasende Angst ...

Er schämte sich nur noch.

Georg war sehr schwach. Er konnte nicht allein gehen. Auf dem Wege ins Dorf stützten sie ihn zu zweit – Haferkorn und der russische Soldat.

NULL-ACHT FÜNFZEHN BIS ZUM ENDE

Aus dem dritten Band des Romans: „Null-Acht Fünfzehn“ veröffentlichten wir zwei Abschnitte und das „Nachwort“, in denen die Absicht Kirsts, die er mit diesem Romanwerk verfolgt, relativ deutlich zum Ausdruck kommt. Der erste Abschnitt ist ein Gespräch zwischen dem alten Freitag, dem Gewerkschaftler und „Sozialisten ohne Romantik“, und Pfarrer Westhaus. Freitag war auf Betreiben des alten Asch durch den von Asch abhängigen Ortsgruppenleiter festgesetzt worden, er befindet sich in einer Art „Schutzhaft“ vor dem Regime und seinen Pogromhelden.

„Herzlich willkommen, Hochwürden“, sagte der alte Freitag in seiner Gefängniszelle und sah Pfarrer Westhaus mit jenem skeptischen Erstaunen entgegen, das Ungläubigen, die Wundersamem begegnen, zu meist eigen ist. „Sie wollen mir doch nicht etwa Trost spenden?“

„Ganz im Gegenteil“, sagte Westhaus ernsthaft, „ich brauche viel eher Ihren Zuspruch.“

„Mein Haus sei Ihr Haus!“ rief der alte Freitag und breitete die Arme aus, doch nur, um auf die kahlen Wände seiner Zelle zu weisen. Er lächelte verkniffen und machte bereitwillig auf seiner Pritsche Platz.

Hochwürden Westhaus, ein hochgewachsener Mann mit einem ausgemergelten, durch lange Nachtwachen strapazierten Gesicht, zögerte nicht, setzte sich breit hin und lachte dann verlegen auf. „Das ist schon eine Sauerei!“ sagte er überzeugt und nickte vor sich hin.

„Nicht fluchen, Hochwürden“, riet ihm der alte Freitag.

„So wie ich hier bin, bin ich sanft wie ein Lamm“, sagte der, und in den Augen schimmerte betrübte Ergebenheit. Doch sein Kinn war streitlustig hervorgereckt. Die Fäuste lagen auf seinen Knien.

„So wie ich Sie vor mir sehe“, sagte der alte Freitag, „genauso habe ich mir immer ein sanftes Lamm vorgestellt.“

„Herr Freitag“, sagte Hochwürden Westhaus, „ich bin nicht gekommen, um Ihnen meine Dienste als Seelsorger anzubieten, ich bin also nicht als Gefängnisgeistlicher hier – dieses Amt, das ich nur übernommen habe, weil ich der einzige Geistliche meiner Konfession am Ort bin, ermöglichte mir lediglich den Zutritt zu Ihnen.“

„Sie kommen zu mir“, sagte der alte Freitag, „und das freut mich. Vielleicht komme ich auch mal zu Ihnen.“

„Sie haben eine andere Religion“, stellte Hochwürden fest, „möglicherweise haben Sie überhaupt keine. Aber das hat mich in dieser Situation nicht zu interessieren.“

„Vergebet euren Feinden.“

„Waren wir jemals Feinde, Herr Freitag? Höchstens: Gegner! Aber was besagt das schon? Haben wir nicht sogar zwölf Jahre lang an dem gleichen Strang gezogen?“

„Und sind dabei keinen Schritt weitergekommen.“

„Aber wir haben gezogen!“

Der alte Freitag lehnte sich ein wenig zurück, bis er mit dem Rücken gegen die weißgekalkte Mauer stieß. Er sah in den trostlosen, kastenartigen Raum hinein und vermied es, in die forschenden Augen des Pfarrers zu sehen. „Warum“, fragte er dann, „sind Sie hier?“

„Einmal, um Ihnen Grüße zu überbringen. Grüße von Ihrer Tochter und von Ihren Enkelkindern. Alles ist gesund und, soweit das heute überhaupt noch möglich ist, guter Dinge.“

„Hat sie Nachricht von ihrem Mann?“

„Keine direkte. Der Leutnant Asch, das hat ein Obergefreiter mitgeteilt, soll sich auf dem Weg hierher befinden. Er ist dabei offenbar durch irgend etwas aufgehalten worden. Aber er gehört ja wohl zu den Menschen, die einen wachsamen Schutzengel haben.“

„Ich danke Ihnen, Hochwürden“, sagte Freitag. „Es freut mich aufrichtig, daß soweit alles in Ordnung ist. Bei solchen Nachrichten nehme ich sogar wachsamen Schutzengel in Kauf. Und weshalb sind Sie wirklich hier?“

„Um Sie zu ermahnen, Herr Freitag!“ rief der Pfarrer, und das geschah mit Kraft.

„Mich?“ fragte der alte Freitag ehrlich verwundert und änderte umständlich die Lage seines Gesäßes. „Warum mich? Ich sitze hier im Gefängnis. Ihre Ermahnungen werden jetzt andere nötiger haben.“

„Aussichtslos, zwecklos, sinnlos!“ stieß Hochwürden Westhaus hervor. „Was dort“, und nun streckte er anklagend den rechten Arm aus, „vor sich geht, ist nicht mehr aufzuhalten.“

„Unsere Stadt“, korrigierte der alte Freitag ruhig, „liegt zu Ihrer Linken, Herr Pfarrer.“

Der nahm beschleunigt seinen Arm herunter. Er sah den Mann, der ihm dicht gegenüber saß, forschend und fordernd an. „Nun mal ganz ehrlich, Herr Freitag“, forderte er ihn auf, „sind Sie hier freiwillig drin – oder nicht?“

„Freiwillig nicht – aber gerne!“

„Es handelt sich um kein abgekartetes Spiel?“

„Die Karten lagen günstig, das ist alles. Betrug war nicht dabei. Ich war sozusagen fällig – gewisse staatsfeindliche oder auch hochverräterische Äußerungen konnte man mir zu Dutzenden nachweisen. So wurde ich denn zur allgemeinen Freude der staatsershaltenden Kräfte eingesperrt: Um mir den Prozeß zu machen, dazu scheint die Zeit wohl nicht mehr ganz auszureichen. Eigentlich bedaure ich das – ein größeres Forum habe ich mir immer schon gewünscht.“

„Und Ihr Busenfreund und Schwager, der Cafétier Asch, dieser Erznazi . . .“

„Hochwürden“, sagte der alte Freitag ruhig, „vergessen Sie bitte nicht, wo Sie sich befinden. Und nehmen Sie vor allen Dingen nicht an, daß ich bei Ihnen im Beichtstuhl sitze. Ihnen diese Seelenqual zu bereiten, bringe ich nicht übers Herz.“

„Verstehen Sie mich doch“, redete Westhaus eindringlich, mit beschwörenden Gesten, auf ihn ein. „Versuchen Sie doch, mich zu begreifen!“

„Versuchen Sie das doch mal bei mir, Herr Pfarrer. Soweit ich informiert bin, gehören derartige Bemühungen sogar zu Ihrem Beruf.“

„Das gehört zu meinem Amt, jawohl! Und nicht zuletzt deshalb bin ich ja auch hier. Ich will doch nichts anderes, als daß Sie mich verstehen; ich lege Wert darauf – ich bitte Sie sogar darum.“

„Langsam“, sagte der alte Freitag gedehnt, „verstehe ich immer weniger.“

Hochwürden Westhaus holte tief Luft. Er streckte seine Arme aus und schien Anstalten zu machen, sie Freitag auf die Schultern zu legen. Aber der wich ihm geschickt aus.

„Hören Sie, Herr Freitag! Ich hoffe, Sie haben sich Gedanken darüber gemacht, was jetzt kommen wird.“

„Seit zwölf Jahren denke ich an nichts anderes.“

„Unsere Stadt“, rief Westhaus beschwörend, „ist ein Hexenkessel geworden! Fast alle schmoren darin mit ihren Ängsten, Gewinnsüchten, Geilheiten, geschüttelt von Mordlust oder verfaulend vor Gleichgültigkeit. Morgen schon oder übermorgen werden die Amerikaner kommen und allein durch ihre Ankunft das Feuer unter diesem Kochkessel des Satans auslöschen. Aber im Kessel selbst wird die Siedehitze vorerst bleiben, die Verbrennungen und Verbrühungen werden nicht gleich abnehmen, die Brandwunden noch lange nicht heilen. Das wird Wochen, Monate, ja vielleicht Jahre dauern, bis die Temperatur in unserer Stadt wieder normal ist.“

„Bis dann der nächste kommt, wieder ein neues Feuerchen entfacht und die guten Deutschen dazu bringt, sich in Reihen und Gliedern aufzustellen – zwecks Verheizung!“

„Das wird niemals mehr geschehen, Freitag, niemals mehr!“

„Sie glauben doch an das, was in der Bibel steht, Herr Pfarrer? Oder haben Sie etwa mitten in der Paradiesgeschichte aufgehört zu lesen?“

„Lassen wir doch das, Herr Freitag“, rief Hochwürden Westhaus abweisend. „Kommen Sie mir doch nicht mit Spitzfindigkeiten, wo es um nackte Daseinsfragen geht. Fest steht jedenfalls eins: das Leben muß und wird weitergehen. Eine neue Ordnung hat aus dem alten Trümmerhaufen zu entstehen. Und wir beide werden uns hierzu zusammenfinden müssen.“

„Warum ausgerechnet wir beide, Hochwürden?“

„Sie wissen das genauso gut wie ich, Herr Freitag. Die neue Zeit braucht Menschen, die vor dem Nationalsozialismus nicht auf dem Bauch gekrochen sind. Sie braucht humane, liberale, christliche Menschen.“

„Die KZs sind voll davon! Und außerdem sollten Sie niemals vergessen, daß nicht wenige nur deshalb nicht den Nazis in den Hintern gekrochen sind, weil die ihnen keine Gelegenheit dazu gaben. Die verhinderten Kriecher von gestern werden sich eifrig zwischen die Helden des Widerstandes drängeln. Gewohnheitsverbrecher, die auch im KZ saßen, werden sich als unentwegte Antifaschisten feiern lassen. Und wenn Sie es ganz genau wissen wollen, Herr Pfarrer – auch mich hat niemand aufgefordert, in die alleinseligmachende Partei einzutreten. Vielleicht ist das der eigentliche Grund, warum ich nicht drin bin.“

„Lassen Sie doch Ihre dialektischen Zungenübungen, Herr Freitag! Entscheidend ist im Augenblick doch nur, was in den allernächsten Tagen passieren wird: uns beiden werden wichtige Entscheidungen zufallen, wenn erst die Amerikaner hier sind – Ihnen als altem Gewerkschaftler, mir als Repräsentanten einer dem Dritten Reich unangenehmen Institution.“

„Und wenn das tatsächlich so sein sollte“, sagte der alte Freitag überzeugt, „dann werden wir abrechnen. Haargenau – auf Heller und Pfennig.“

„Wir werden vergeben und vergessen“, sagte Hochwürden Westhaus nicht minder überzeugt, „und wir werden die Fehler der Vergangenheit mit Sanftmut korrigieren.“

„Das werden wir nicht!“ sagte der alte Freitag hartnäckig. „Wer sich bereichert hat, den werden wir wieder arm machen. Wer hängen ließ oder gehängt hat, der wird auch hängen. Nur wer einem Irrtum verfallen war, ohne dadurch Blut zu vergießen, dem werden wir stillschweigend verzeihen.“

„Nein!“ rief Westhaus heftig. „Nein, nein! Das heißt Mord durch Mord vergelten wollen. Aber das einzige, was jetzt kommen muß, ist die große Vergebung. Der Generalpardon. Die Absolution!“

„Herr Pfarrer“, sagte der alte Freitag hart, „wir haben jetzt die einmalige Chance, alle Schweinehunde Deutschlands auszuschalten oder sie doch für alle Zeiten zu stempeln. Tun wir das – dann werden wir endlich einmal aufatmen können. Tun wir das nicht – dann sind sie in zehn oder fünfzehn Jahren alle wieder da, mit ihren großen Schnauzen und ihrem kurzen Gedächtnis. Und sie werden sich gebärden, als sei überhaupt nichts geschehen;

und die Menge wird ihnen zublöken, als hätte sie sie niemals feige, erbärmlich und stinkend im tiefsten Dreck liegen sehen.“

„Niemaals wird das geschehen“, sagte Hochwürden überzeugt. „Wir sind so tief gesunken wie zu keinem Zeitpunkt unserer Geschichte. Diesen Anblick wird niemals jemand vergessen. So tiefe Wunden hat sich noch kein Volk geschlagen. Nur noch eine Forderung gilt jetzt: heilen, heilen, heilen!“

„Heil, heil, heil! Das ist alles, was daraus wird.“

„Dann trennen sich hier unsere Wege“, sagte Pfarrer Westhaus mit großem Ernst. „Die Kirche, deren Diener ich bin, ist ein Hort der Bedrängten und Verfolgten. Ich habe noch niemals jemandem die Tür gewiesen, der meiner Hilfe bedurft hatte. Es sind in den vergangenen Jahren viele zu mir gekommen: Juden, Sozialisten, Freidenker, Deserteure und Kommunisten. Und in den nächsten Jahren werden andere kommen.“

„Parteibonzen, Militaristen, Henkersknechte, Waffenfabrikanten – und Kommunisten.“

„Warum nicht? Wenn sie kommen, werde ich ihnen helfen, so, wie ich immer geholfen habe.“

„Dann, Herr Pfarrer“, sagte der alte Freitag unnachgiebig, „haben Sie recht: dann trennen sich unsere Wege!“

Zwei Offiziere eines „fliegenden Standgerichtes“, Oberst Hauk und Oberleutnant Greifer, haben sich des Mordes schuldig gemacht, Oberleutnant Greifer wird gefaßt, von einem Standgericht unter General Luschke zum Tode verurteilt und noch in letzter Minute aufgehängt. Die Amerikaner finden den Erhängten, halten ihn für einen Widerstandskämpfer und verhaften Luschke als Kriegsverbrecher. Oberst Hauk hält sich unter falschem Namen im Gefangenenlager auf, wird aber entdeckt. Daraufhin inszenieren die Offiziere Luschkes einen Scheinaufstand und entwaffnen vorübergehend die amerikanischen Posten. Oberst Hauk wird bei einem Duell mit Maschinenpistolen, das in Scheinwerferbeleuchtung auf dem Kasernenhof stattfindet, getötet. General Luschke wird befreit. Hier schließt sich die folgende Szene an.

„Herr General – Ihr Wagen!“ rief der Obergefreite Kowalski. Luschke hielt sich am Tor des Gefangenenlagers auf, und es war, als sei er lediglich gekommen, weil hier die Aussicht besser war. Sein Ia, der Major Horn, stand hinter ihm. Beide betrachteten den Jeep, den Kowalski vorgefahren hatte, mit den prüfend zusammengekniffenen Augen von Ausstellungsbesuchern.

Hauptmann Wedelmann kam herbei, salutierte und verkündete: „Die Straße dreihundertundsiebzehn, in südlicher Richtung, kann ohne besondere Schwierigkeiten befahren werden.“

„Was ist denn mit Ihnen los, Wedelmann?“ fragte Luschke. „Verbringen Sie hier und in diesem Aufzug Ihre Flitterwochen?“

„Im Jeep befinden sich Waffen, Herr General“, sagte Wedelmann. „Auch amerikanische Mäntel und Stahlhelme.“

„Sprechen Sie Ihrer Frau mein herzlichstes Beileid aus, Wedelmann“, sagte der General und lächelte. „Einen von Ihrer Sorte kriegt sie bestimmt niemals mehr wieder.“

„Herr General werden mit dem Jeep etwa zwanzig Kilometer weit fahren können, über Landstraßen und Feldwege, ehe mit einem Zusammentreffen mit größeren Einheiten zu rechnen ist.“

Der General blickte kurz seinen Ia an, der immer noch unbeweglich, ohne ein Wort zu sagen, hinter ihm stand. Dann fragte Luschke: „Was soll das eigentlich alles, mein lieber Wedelmann?“

„Hier können Sie nicht bleiben, Herr General“, sagte der. „Denn hier sind Sie ein Kriegsverbrecher. Fahren Sie mit dem Jeep soweit Sie kommen, dann verstecken Sie sich.“

„Mich verstecken – trauen Sie mir solche munteren Kinderspiele zu, Wedelmann?“

„Sie müssen sich in Sicherheit bringen, Herr General!“

„Sie haben doch nicht etwa dieses nächtliche Schauspiel meinetwegen veranstaltet, Wedelmann?“

„Zum Teil“, sagte Kowalski, da Wedelmann keine Antwort fand, „zum größten Teil. Sie, Herr General, sind praktisch durch unsere Schuld, eben weil wir auf ein Standgerichtsverfahren gedrängt haben, zum Kriegsverbrecher befördert worden.“

„Sie glauben doch nicht etwa im Ernst, Kowalski, daß ich mich von Ihnen oder einem Ihrer Sportsfreunde in derartige Situationen hineindrängen lasse?“

„Warum nicht?“ rief der unbekümmert. „Auch Generäle sind schließlich nur Menschen, wenn die meisten auch gar nicht mehr zu wissen scheinen, was eigentlich ein Mensch ist. Für sie ist ein Mensch im Krieg der Bruchteil einer Division; und im Bruchrechnen waren sie schon immer schwach. Und zwischen den Kriegen ist für sie der Mensch ein Kriegervereinskamerad, der Biere stemmt und sich glücklich schätzt, von ihnen Befehle erhalten zu haben.“

Luschke lachte mit geschlossenem Mund. Dann sagte er zu seinem Ia: „Ihr Jeep, Herr Horn – Sie können über ihn verfügen.“

„Ich bleibe bei Ihnen, Herr General“, sagte der ohne zu zögern. „In der Nähe eines solchen Kriegsverbrechers fühle ich mich wohl.“

„Und die Flucht aus der Gefangenschaft?“ fragte Wedelmann. „Selbst dann, wenn es gleichgültig ist, ob man Sie Kriegsverbrecher nennt oder nicht – die Flucht aus der Gefangenschaft ist immer ehrenwert.“

„Wohin?“ fragte Luschke. „Zu meiner Truppe? Ich habe keine Truppe mehr. Und wo ist jetzt mein Vaterland? Wo ist Deutschland?“

„Denken Sie an Ihre eigene Sicherheit, Herr General!“

„Mir scheint, ich habe zwölf Jahre lang nur an meine eigene Sicherheit gedacht.“

„Dann vergessen Sie wenigstens nicht, daß wir Sie hier herausgehauen haben – damit Sie fliehen können!“

„Das werde ich niemals vergessen, niemals vergessen können! Ich habe nicht nur Menschen in den Tod geschickt – es hat sogar einige gegeben, die sich freiwillig für mich totschiessen lassen wollten. Für mich!“

„Jawohl, Herr General – allein für Sie!“

„Wer bin ich denn?“ rief Luschke. „Einer von mehreren tausend Generalen; Blutabzapfer von Beruf, und zwar im großen Stil. Ich habe nicht geglaubt, aber ich habe zugelassen, daß Menschen geopfert wurden. Ich wußte, daß es Generale gab, die krank vor Ehrgeiz waren, die ihrer Karriere wegen über Leichen gingen, die Arschkriecher waren oder Konjunkturritter und Feiglinge. Wir alle sahen, daß ein gigantisches Verbrechen geschah – aber niemand wehrte sich dagegen, von wenigen Ausnahmen abgesehen, die dann auch prompt von denen, die sich Kameraden nannten, im Stich gelassen wurden.“

„In unseren Augen gehören Sie zu diesen Ausnahmen, Herr General. Wir sahen Sie schon seit Jahren so.“

„Ich bin ein Feigling gewesen, wie alle anderen auch. Ich habe Hitler im Kasino einen Lumpen genannt – aber ich hätte meinen Soldaten sagen müssen: dieser Hitler ist ein Lump! Wir haben von den Nazis mit Verachtung gesprochen, wenn wir unter uns waren, aber wir hätten diesen Nazis vor aller Öffentlichkeit unsere Verachtung ins Gesicht schreien sollen.“

„Sie machen sich unnötige Sorgen, Herr General“, sagte Kowalski bieder. „Wir haben gleich gemerkt, was gespielt wurde, denn wir sind ja auch nicht auf den Kopf gefallen. Wir wollten doch in so einem Krieg gar nichts gewinnen, weder Vermögen noch Orden, noch Ansehen durch Dienstgrade. Wir wollten uns unserer Haut wehren – und unsere Haut war stark gefragt; nur Sie allein waren nicht scharf darauf, General, und das haben wir frühzeitig gemerkt.“

„Ich danke Ihnen, Herr Kowalski“, sagte Luschke mit Würde. Dann jedoch reckte sich der kleine, schmalbrüstige, knollengesichtige General noch einmal hoch und sagte: „Dieser unser Krieg war ein Verbrechen – und da ich mitgeholfen habe, ihn zu führen, bin ich ein Kriegsverbrecher.“

Er ging in das Gefangenenerlager hinein. Die Dunkelheit verschluckte ihn. Es war, als habe es ihn niemals gegeben.

AN STELLE EINES NACHWORTES

‘Aus der Rede des Hauptmanns a. D. Schulz, gehalten anläßlich eines Soldatentreffens im Herbst 1954, im „Jahr der Rehabilitierung“. Diese Rede

stammt zwar aus dem Geist eines Schulz, jedoch nicht ganz aus seinem Gehirn; ein der großen Sache ergebener Journalist, der nach einigen Verirrungen wieder zur wahren Kameradschaft zurückgefunden hatte, durfte mit Hand anlegen.

Kameraden!

Es ist eine Ehrenpflicht, endlich einmal vor aller Öffentlichkeit festzustellen, daß der deutsche Soldat, der immer noch der beste der Welt war und ist und das auch bleiben wird, daß also dieser deutsche Soldat niemals und zu keinen Zeiten versagt hat – er ist schmäblich verraten und im Stich gelassen worden. Aber ein Soldat wie der deutsche überwindet selbst das.

Neunzehnhundertfünfundvierzig, als eine Welt über uns herfiel und uns am Boden zu vernichten gedachte, blieb das Schild des deutschen Soldatentums blank. Mit vorbildlicher Haltung und der hohen Verpflichtung stets bewußt, durchstanden wir diese schwersten aller Zeiten – vom Generalfeldmarschall bis zum letzten Grenadier. Denn in uns lebte, von den Alliierten vorerst nur mangelhaft gewürdigt, die Überzeugung, einen gerechten Krieg geführt und dem Abendland einen großen Dienst erwiesen zu haben.

Wir sind stark genug und erhaben über jeden schmutzigen Verdacht und können daher gelassen feststellen, daß es damals, in jenen grauen Tagen des Jahres neunzehnhundertfünfundvierzig, tatsächlich einige wenige Ausnahmen gegeben hat und daß Schwächlinge ihre Haltung verloren. Aber diese Periode, die mit „passiver Resignation“ bezeichnet werden kann, hielt nur kurz an; sie dauerte lediglich von Mai bis Ende Juli neunzehnhundertfünfundvierzig – und nur ganz geringfügige Teile verfielen ihr.

Aber jene Tage können heute schon mit einem befreienden Lachen abgetan werden. Und die Schreiberlinge und Schmierfinken, die etwa das Gegenteil behaupten wollen, von östlicher Propaganda dafür bezahlt, verdienen nichts anderes als unsere Verachtung. Man sollte ihnen ihr Gewäsch um die Ohren schlagen. Denn es ist einfach Lüge, wenn behauptet wird, es habe jemals Soldaten gegeben, die sich ihrer Uniform geschämt haben. Und keine echte deutsche Frau und Mutter konnte jemals gefunden werden, die den Tod auf dem Schlachtfeld als sinnlos empfunden hat. Denn unsere toten Kameraden sind Helden, und wer die Uniform beschmutzt, begeißert unsere Gefallenen.

In den besten Teilen unseres Volkes jedoch schlummerte der Wehrwille nie. Die Kämpfe im Dunkeln um Ehre und Ansehen waren hart, doch nicht erfolglos. Wir haben unsere Substanz zu bewahren gewußt und keine Gelegenheit versäumt, ihr zum Durchbruch zu verhelfen. Und heute darf festgestellt werden, daß der Gegner von einst niemals aufgehört hatte, uns Verständnis und kameradschaftliches Wohlwollen entgegenzubringen. Unsere

eigentlichen Feinde waren im eigenen Vaterland vorzufinden, unverbesserliche Zivilisten mit niederen Instinkten und gewissenlose Hetzer im Sold fremder Mächte. Aber wir haben auch sie überwunden.

Die Periode der „tastenden Rehabilitierung“ brach an, etwa ab Herbst neunzehnhundertachtundvierzig. Höhere Beamte dachten gar nicht mehr daran, uns zu verleugnen. Es gab auch wieder Richter in Deutschland. Und selbst Politiker begannen hellhörig zu werden. Die sichtlich zunehmende Aktivität vieler unserer Zeitungen und Zeitschriften wurde zunächst nur Eingeweihten kenntlich. Erst als die Garde unserer verlässlichen, so überaus verdienstvollen Kriegsberichterstatter beinahe lückenlos ins Treffen geführt wurde, änderte sich das Bild nahezu schlagartig. Und nunmehr begannen auch unsere Heerführer im ganzen Bundesgebiet, unter voller Titelnennung, in Illustrierten zwecks Aufklärung das Wort zu ergreifen.

Mit Stolz und Genugtuung durften wir erleben, daß sich in großen Teilen der Bevölkerung der Respekt vor einer unserer Generalforderungen einbürgerte, vor jener nämlich, die schlicht feststellte: Soldatentum ist allzeit verdienstvoll und immer ehrenwert. Und ein Bundesminister bekannte sich zum Gebot der Stunde und verlangte feierlich, daß das Soldatentum wieder eine Stellung im Staat erhalten muß, die nicht diskutiert werden darf.

In den überaus beachtenswerten Jahren neunzehnhundertneunundvierzig-neunzehnhundertfünfzig, die als die Periode der „sich anbahnenden Restauration“ bezeichnet werden können, gelang es Offizieren und auch sonstigen Kameraden, und zwar solchen, die sich schon immer und mit Nachdruck zu uns und zu unseren ewigen Forderungen bekannt haben, entscheidende Schlüsselstellungen in Verwaltung, Wirtschaft und Politik zu erobern. In einigen Schulen verfielen sogar Lehrer, die nicht Frontsoldaten waren oder sich nicht dazu aufrecht bekannten, der Verachtung ihrer Schüler. Ja, es gab sogar Buchhändler und Verleger, die sich fortan verantwortungsbewußt und standhaft weigerten, sogenannte pazifistische, also antideutsche und daher probolschewistische Literatur zu verbreiten.

Einmal angetreten, Kameraden, waren wir nicht mehr aufzuhalten. Der Periode der „fortschreitenden Einsicht“ folgte die der „absoluten Durchdringung“. Schlagend bewiesen wir, daß der alte Geist noch in uns lebte. Es wurden Vereinigungen, Vereine und Verbände gegründet; Zeitungen, Zeitschriften und Buchverlage begannen für diese unsere Wahrheit Lanzen zu brechen; die Großveranstaltungen, Kameradentreffen und Tagungen rissen nicht mehr ab. Beamte, Wirtschaftler und Politiker, ja selbst durch die Nachkriegskonjunktur hochgespülte Chefredakteure, deren Verstand noch ausreichte, sich zu läutern, obgleich ihnen niemals die Ebre zuteil geworden war, eine Waffe zu führen, warben um unsere Gunst. Selbst Staatenlenker mit einwandfreier zivilistischer Vergangenheit lobten noch im hohen Alter

die erhebenden Werte der Marschmusik. Und einer der ersten Männer des Bundes rief in einer unserer Versammlungen, die Arme ausbreitend: „Jetzt endlich kann ich wieder sagen: ‚Deutschland!‘“ Das alles, Kameraden, erfüllt uns zwar mit Genugtuung, läßt uns aber kühl. Wir wußten schon immer, was wir wollten, und haben nie versäumt, unsere Pflicht zu tun. Wir werden unseren Weg gehen, der uns vorgezeichnet ist von Anbeginn, solange es ein verantwortungsbewußtes, kompromißloses, allzeit ehrentwertes Soldatentum in Deutschland gibt.

Wir grüßen unsere Helden der großen Kriege in Ehrfurcht und Anerkennung – sie haben das Abendland vor dem Untergang bewahrt. Wir neigen uns vor unseren gefallenen Kameraden und geloben ihnen: Wir werden das Werk fortsetzen!

Nach diesen Worten des Hauptmanns a. D. Schulz erhob sich lebhafter Beifall. Nur wenige schwiegen. Keiner der Anwesenden protestierte.

Karlludwig Opitz

MEIN GENERAL

Der undisziplinierte Bericht eines Stabsfeldwebels

Der Krieg, durch den der Stabsfeldwebel seinen General gefahren hatte, war zusammengebrochen, der General als Kriegsverbrecher nach Frankreich ausgeliefert worden, und der Stabsfeldwebel hatte durch einen schwunghaften Handel mit schwarzgebranntem Schnaps so viel Geld verdient, daß sich die Tochter des Generals in eine Maschinenfabrik einkaufen konnte; Rentzsch, Erbauer der Schnapsdestille im Keller der Generalsvilla, wurde leitender Ingenieur.

„Wessen Brot ich esse, dessen Lied ich singe“, meinte die Generalstochter. Wir verdienen an dem Tauschgeschäft: Schrott gegen Förderseile und Huntbleche, eine Menge Material für die Maschinenfabrik. Ob das erlaubt ist oder nicht, schert uns einen nassen Staub!“

Es klingelte.

Nanu? dachte ich. Wer will denn da zu uns? Himmlischer Vater, das wird doch nicht die Kripo sein?

Ich sauste zur Tür, und vorsichtig linste ich durch die Scheibengardinen.

Am Gartentor stand eine Frau.

Die Generalstochter kam herbeigelaufen. „Laß mich das machen“, sagte sie.

Als sie vom Tor zurückkam, marschierte eine ältere Dame mit einer säuerlichen Altjungfernmiene hinter ihr. Ihre Schritte knallten auf die Steinplatten. Wie eine runtergekommene Lady sah sie aus. Sie war die neue Haushälterin.

Prompt fing sie uns zu triezen an.

Ich sagte zur Tochter des Generals: „Mir kommt die Dame spanisch vor. Statt in unserer wilden Ehe herumzuschnüffeln, sollte sich diese Lady um ihre schwache Blase kümmern.“

„Wir werden ihr den Spaß vertreiben“, versprach die Generalstochter. „Demnächst wird das Haus renoviert, und der erste Stock wird etwas umgebaut. Da legen wir unsere Zimmer nebeneinander, und wir haben unsere Ruhe. Außerdem wird der Schnapsladen im Keller dicht gemacht.“

„Die Destille willst du abmontieren? Das ist doch heller Wahnsinn?“

„Ich habe diesen Kram satt“, sagte sie. „Wir haben genug verdient.“

„Bilde dir doch nicht solche Schwachheiten ein“, sagte ich. „Bis Rentzsch den ersten Stanzautomaten liefern kann, wird noch viel Wasser den Bach hinunterfließen.“

Ein aufmunternder Schluck wird ihr jetzt vielleicht ganz gut tun, dachte ich und holte die Flasche und die Gläser aus dem Schrank.

„Wir werden vorerst keine Stanzautomaten, sondern Kochtöpfe herstellen“, erklärte die Tochter des Generals. „Je eher der Betrieb in der Fabrik anläuft, desto besser für unsere Finanzen. Das Material und die Aufträge habe ich bereits in der Tasche.“

„Welches Material?“

„Fünzigtausend deutsche Stahlhelme, aus denen wir Kochtöpfe machen werden“, sagte sie.

„Da brat mir einer einen Storch!“ staunte ich. „Das war bestimmt nicht einfach, an die Parteihüte ranzukommen. Da sitzen doch die Sieger mit sämtlichen Arschbacken darauf?“ Ich goß die Gläser voll.

„Ich habe den Ramsch für einen Pappenstiel bekommen“, versicherte sie. „Eine Nacht mit einem amerikanischen Major.“

Ich wischte den Tropfen ab, der an der Flasche herunterlief.

„Es macht dir doch nichts aus, Liebling?“

Sollte ich Krach schlagen oder Trübsal blasen?

Ich wußte nicht, was ich tun sollte.

Rentzsch kam.

Er brachte einen Maurerpolier mit, und sie beschnüffelten das Häuschen an allen Ecken und Enden.

„Rentzsch, Sie zieht es wohl mit aller Macht an die Stätte Ihres Verbrechens zurück?“ fragte ich.

Er wurde grau im Gesicht.

„Horlacher, machen Sie keine schlechten Witze“, flüsterte er. Ich sagte: „Beruhigen Sie sich. Seit vorgestern hat sich unsere rentable Schnapsfirma in ihre Bestandteile aufgelöst. Das Überbleibsel liegt im Gartenschuppen. Spenden Sie es dem Wohlfahrtskomitee zugunsten notleidender Besatzungskinder.“

Rentzsch atmete erleichtert auf: „Ich werde dafür sorgen, daß das Zeug schnellstens verschwindet. Wir bringen es in die Fabrik und werfen es dort zum Alteisen. Während der Bauarbeiten fährt sowieso ständig ein Lastwagen hin und her; der kann alles aufladen.“

„Bauarbeiten? Ich denke, unser Wolkenkuckucksheim soll nur ein bißchen renoviert werden?“

Rentzsch putzte mit viel Luft geräuschvoll seine Nase.

Er stand im Garten und stierte auf das Generalsnest.

Wie ein Admiral auf hoher See, kurz vor dem Feuerbefehl.

„So leb denn wohl, du stilles Haus“, seufzte ich.

Wir saßen beim Frühstück.

„Wenn dein Alter heimkommt und sieht, was wir aus seinem Wigwam gemacht haben, dann frißt er uns glattweg auf“, sagte ich.

Die Generalstochter sah den Posteingang durch.

Ich köpfte ein Ei und stellte es vor sie hin. Die Lady brachte den Kaffee und guckte durch mich hindurch.

Ich konnte mich über diese stinkfeine Dame schwarzärgern.

„Olten hat wieder geschrieben“, sagte die Tochter des Generals.

„Da muß es ihm schlecht gehen“, sagte ich.

„Vater hat große Stücke auf ihn gehalten. Ich würde ihn gern in der Fabrik beschäftigen, damit er über die Misere hinwegkommt.“

„Das tu bloß nicht“, sagte ich. „Der Olten ist imstande und macht aus dem Maschinenbetrieb im Handumdrehen einen Divisionsstab. Die Arbeiter werden meutern“, sagte ich. „Da bin ich doch sehr dagegen.“

„Was soll das heißen: *du* bist dagegen? In der Fabrik bestimme ich, damit wir uns darüber klar sind. Ein für allemal.“

Ich sagte: „Es ist nicht nur dein Geld, das in dieser Bude steckt. Meine Moneten sind auch dabei.“

„Das schlägt dem Faß den Boden aus“, schrie sie verärgert auf.

„Fifty, fifty“, sagte ich.

„Ich arbeite mich krumm und lahm, und du willst die Hälfte vom Gewinn kassieren? Bist du noch normal?“

„Liebes, in deinem Herzen logiert der Geiz“, sagte ich. „Wir haben zusammen Schnaps verschoben, also teilen wir auch zusammen die Beute.“

„Ganz große Fehlzündung“, zischte sie.

Ich sagte: „Mich bescheißt du nicht.“

„Dir hat die Geldgier den Verstand verkleistert“, geiferte sie.

„Dein Benehmen ist ja schlimmer als jüdisch!“ Sie sprang auf. Der Stuhl kippte um. „Ich habe bestimmt keine großen Hoffnungen in deinen Charakter gesetzt“, schimpfte sie, „aber, daß dir hundsgemeinem Schuft selbst das minimalste Zusammengehörigkeitsgefühl abgeht, das wirft mich um. Na, vielleicht ist es auch gut so, daß mir bei dieser Gelegenheit die Augen geöffnet werden.“ Sie schäumte vor Wut.

„Dieser Zores ist sinnlos“, sagte ich. „Du mußt die Pille schlucken, wenn sie dir noch so bitter schmeckt.“

„Du Sauhund“, fauchte sie.

„Ich verekel dich deine Stahlhelm-Kochtöpfe“, sagte ich. „Du kannst Gift darauf nehmen.“

„Ein Wagen muß her“, verkündete die Tochter des Generals. „Wir wohnen im Schwarzwald, und die Fabrik liegt bei Eßlingen. Ich kann das auf die Dauer mit der Bahn nicht schaffen.“

„Wird es für dich nicht zu anstrengend werden, dauernd hinter dem Steuer zu sitzen?“ fragte ich.

„Hast du immer so witzige Einfälle? Bildest du dir ein, daß *ich* den Wagen fahre?“

„Ich wundere mich über gar nichts mehr“, sagte ich. „Das hört sich ja fast so an, als hättest du dir schon Gedanken darüber gemacht, was für eine Chauffeuruniform du mir verpassen willst?“

„Ich dachte an einen schlichten Zweireiher in Marineblau. Würde dir so etwas gefallen, Liebling?“

Sie lächelte und zeigte die Zähne.

Der amerikanische Wagen war ein Prachtstück und ein Gelegenheitskauf.

Der Verkäufer versicherte, daß eine berühmte Schlagersängerin darin ihr erstes Kind empfangen hätte.

Ich sagte: „Wir sind nicht abergläubisch“, und hetzte die einhundertfünf- unddreißig verchromten Pferde auf die Mitmenschen, um ihr Alltagsleben ein wenig aufzuheitern.

Die Generalstochter saß neben mir und betrachtete die Landschaft.

„Warum stapelt ihr in der Fabrik die Kochtöpfe und die Bratpfannen und was ihr sonst noch an Pöfel fabriziert, bis an die Decken, statt den Zinnober schnellstens an den Mann zu bringen?“ erkundigte ich mich.

„Diese Ware ist unser Kapital“, erklärte sie. „Wir horten es und geben nur soviel davon ab, wie wir zur Aufrechterhaltung des Betriebes benötigen. Wenn in Westdeutschland genügend amerikanisches Geld investiert ist und die deutsche Mark wieder stabil, dann öffnen wir die Lager, aber keine Minute früher.“

Ich sagte: „Wie gut du disponieren kannst, ist erstaunlich.“

„Das können andere auch“, sagte sie. „Der springende Punkt ist nur der, daß nur wenig Leute eine Gelegenheit dazu haben.“

„Das ist die Macht des Schicksals“, sagte ich.

Sie öffnete die Handtasche. Aus dem Krimskrams aus Lippenstift, Puderdose, Zigarettenetui und was sie sonst noch alles mit herumschleppte, zog sie einen Brief. Auf dem Kuvert pappte eine französische Marke.

„Er kommt aus Bordeaux“, sagte die Tochter des Generals und klopfte den Brief auf die Fingerspitzen.

Sie pickste mir zärtlich gegen den Bauch.

Wir fuhren durch die Schwäbische Alb.

Tannen und Felsen engten die Straße ein, die in vielen Windungen über die Berge führte; hinüber zur Donau. Die so schnell fließt. Weil sie durch Deutschland muß.

Böllerschüsse krachten. Durch den Wald dröhnte das Echo der Willkommenrufe.

Der Hang stand voll Menschen. Sie drängten und drückten sich bis zur Talstraße hinunter.

Fahnen wehten.

Frauen hielten Blumensträuße in den Händen. Väter trugen ihre Kinder huckepack.

Der Musikzug der Schützengilde spielte die Nationalhymne. Hochaufgerichtet, den Hut in der Hand, so schritt der General den Weg entlang, der zu seinem Haus führte.

Die Herren, die ihn am Wagen begrüßt hatten, blieben taktvoll zurück. Nur die Tochter des Generals lief mit.

Zwei Schritte seitwärts hinter ihrem Vater.

Aufrecht und gerade, in einer vorbildlichen Haltung, marschierte der General durch die Menschenmenge.

Frauen schluchzten.

Männer machten harte und entschlossene Gesichter.

Kinder bekamen ehrfurchtsvolle Augen.

Mit rasselnden Trommelwirbeln steigerten sich die Klänge des Deutschlandliedes zum nationalen Dankgebet für die glückliche Heimkehr des Generals.

„Gott zum Gruße“, grunzte er und stiefelte durch das Gartentor.

„Guten Tag, Herr General“, sagte ich.

„Was haben Sie denn mit meinen Tomaten gemacht?“ raunzte er und blinzelte in den Garten. „Die Pflanzen stehen ja völlig schief!“ Ich sagte: „Herr General, mir ist erzählt worden, das wäre gut so, und es gäbe größere Früchte.“ „Die Leute reden viel“, knurrte der General. „Deshalb brauchen meine Tomatenstauden noch lange nicht wie Besoffene dazustehen. Gleich morgen früh werden sie ordentlich aufgerichtet. Alle schön nebeneinander, so wie sich das gehört. Verstanden?“

„Jawohl, Herr General.“

Der General bekam Schlitzaugen. Er reckte den Hals aus dem Kragen und glotzte sein Haus an.

Ich dachte: Hoffentlich läuft er nicht Amok.

Das Häuschen strotzte vor Eleganz und frischer Farbe. Neben den schmiedeeisernen Gittern war eine früher nicht da gewesene Treppenmauer mit einer blühenden Blumenpracht, und neben dem Eingang hing eine dekorative Wandlampe. Fensterläden und Türen glänzten in neuem Holz, und der alte Gartenschuppen hatte sich in ein kleines, sauberes Nebengebäude mit Garage verwandelt.

Der General war baff.

Das Gebell der Lady schreckte ihn auf.

„Willkommen daheim!“ brüllte sie.

Als würde ein Zugführer „EINSTEIGEN und Türen schließen!“ schreien, so hörte sich das an.

Der General machte eine zufriedene Grimasse. Jovial gab er der Lady die Hand.

„Meine Tochter hat mir bereits von ihrer Existenz berichtet“, erklärte er. „Es freut mich, daß eine so tüchtige Person in mein Haus gekommen ist.“

Der Lady quollen vor Stolz die Augen aus dem Kopf.

Der General zog den Hals in die Ausgangsstellung zurück, legte das Kinn auf den Kragen und trabte los.

Wir gingen durch das Haus.

Ich zeigte dem General sein neues Schlafzimmer und den danebenliegenden Arbeitsraum.

Ich hatte die im Wald vergraben gewesenen Tagebücher ausgebuddelt und in die Regale gestellt. Karten der Nachbarländer und ein größerer Deutschlandplan hingen übersichtlich an den Wänden. Das Lieblingsbild des Generals: „Madonna mit dem Kanarienvogel“ hatte einen günstigen Platz erhalten. Die kleine, ausgesuchte Bibliothek stand übersichtlich im Bücherschrank. Überall waren Fotos: der General als Fähnrich, als Leutnant, als Oberleutnant, Ritt-

meister und so fort. Mit einem Blick konnte man den beruflichen Werdegang des Generals überprüfen.

Am Fenster stand ein Tisch mit tadellosem Schreibgerät. In einer Schale lagen exakt gespitzte Blei- und Farbstifte. Terminkalender und Zettelkasten und Adressenregister und Lupe und Kohlestifte; alles war vorhanden. Wie sich das für den Arbeitsplatz eines Generals gehörte.

Die Generalstochter und ich, wir hatten uns viel Mühe gegeben und darauf geachtet, daß der General seine vom Militär her gewohnte Umgebung hier wiederfinden würde. Am Fenster des Arbeitsraumes war ein Barometer montiert. Das Bild der Generalin hatte einen sichtbaren Platz auf dem Schreibtisch erhalten. Der zerrissene Granatsplitter, der dem General im ersten Weltkrieg ziemlich nahe am Kopf vorbeigeschwirrt war, lag als Briefbeschwerer griffbereit. An einem Stahlstift hing die Fliegenpatsche mit den Schwanzhaaren vom Petrus.

Das war der Name des Pferdes, mit dem der General früher Turniere geritten hatte.

Der General sah sich alles genau an.

Ich wartete unter der Verbindungstür zum Schlafzimmer auf einen Anpfiff; doch da sah ich, wie der General die Platte des Arbeitstisches streichelte, wie er liebevoll das Foto seiner Frau betrachtete und ein wenig an den Tagebüchern herumrückte, und erleichtert stellte ich fest, daß der General mit dem, was wir ihm boten, zufrieden war.

Der Unterschied zwischen diesem gepflegten Raum und einer Gefängniszelle war wohl ein bißchen zu kraß.

Der General lebte sich schnell ein.

Wie immer stand er am frühen Morgen auf.

Warum, zum Donnerwetter, bleibt der Alte nicht bis um zehne in seiner Furzmulde liegen? überlegte ich. Als General a. D. könnte er sich das doch leisten.

Ich weckte ihn.

„Guten Morgen, Herr General. Sie werden heute ein angenehmes Wetter vorfinden“, meldete ich. „Der Rundfunk sagte gegen Abend ein Gewitter voraus.“

„Da krepieren die Stechmücken, und die Gurken gedeihen“, meinte der General zufrieden.

Er stand auf und ging zum Klosett.

Er machte seine Morgenwäsche und frühstückte.

„Liegt der Kranz für das Kriegerdenkmal bereit?“ fragte er.

„Jawohl, Herr General. Ein wunderschöner Kranz aus frischem Eichen-

laub und mit einer schwarzweißroten Schleife. Wie Herr General das angeordnet haben.“

„Ein herrlicher Morgen heute morgen“, sagte er und äugelte durch das Fenster.

„Heute jährt sich der Tag, an dem die Division des Herrn Generals die Metaxas-Linie erobert hat“, sagte ich.

„Das führte zur Einkesselung der griechischen Epirus-Mazedonien-Armee“, erklärte der General und nahm einen Schluck Kaffee. „Hätten sich damals die Engländer nicht so auf die Thermopylen versteift, wäre das den Griechen nicht passiert!“ Der General neigte den Kopf zur Seite, und in seinem Gesicht war ein wehmütiges Lächeln.

„Eine schöne Zeit war das, dort unten in Griechenland“, flüsterte er.

„Für den Herrn General brachte sie einen großen Sieg“, erinnerte ich.

Er knüllte die Serviette zusammen.

„Dienst ist Dienst und Schnaps ist Schnaps“, knurrte er und erhob sich.

Ich half ihm in den Rock und begleitete ihn an das Gartentor. Ich sah ihm eine Weile nach, wie er mit seinen dünnen Beinen den Wiesenweg hinunterstocherte. Auf dem rechten Arm den Kranz. Er würde ihn am Kriegerdenkmal niederlegen, den Hut ziehen und an die Metaxas-Linie denken. Und an die vielen Orden, die ihm dieser Sieg eingebracht hatte. Nachher würde er den langen Weg zurückkatschen.

Das machte der General von jetzt an öfters.

Der Terminkalender wimmelte von solchen Gedenktagen.

Ich mußte in einer Gärtnerei die dazugehörigen Kranzspenden abonnieren.

Ich erwartete den General an der Talstraße.

Wir schlenderten gemeinsam nach Hause. An den terrassierten Gärten vorbei, wo Pfirsichbäume an Pfähle gebunden waren und verrosteter Maschendraht über die Mauern hing.

Manchmal blieben wir stehen.

Der General zog die Luft ein, und ich beobachtete, wie sich die Wolkenbänke über dem Schwarzwald lichteten. Wir fühlten den Wind, der von den Bergen kam. Und wir sahen die Stare fliegen.

„Wie ist das nur möglich, daß die Starenschwärme so blitzartige und ruckende Schwenkungen machen können, ohne daß dabei ein Zusammenstoß erfolgt?“ fragte der General. „Wer gibt den Staren den Befehl dazu?“ wollte er wissen.

Ich sah, wie er sich angestrengt Gedanken darüber machte.

„Kein Kampfgeschwader bringt es fertig, so zackig wie diese Vögel, im Sekundenbruchteil die Richtung völlig zu verändern. Dabei bleibt jeder Star in seiner Marschordnung! Ob sie in einer Korporalschaft oder in Divisions-

stärke manövrieren, immer klappt es. Keiner tritt dem Vordermann auf den Schwanz! Und das bei einer Fluggeschwindigkeit von zwanzig Metern in der Sekunde! Wie die Stare das nur fertigbringen? Es ist verwunderlich.“

Schwalben kamen den Hang herabgefedt. Sie legten sich auf die Flügel und schossen im Sturzflug den Mauern entlang. Langsam marschierten wir weiter.

„Bis wir beim Kommiß einem Rekruten beibringen, daß ‚rechts‘ dort ist, wo der Daumen ‚links‘ sitzt, stirbt so ein Star an Altersschwäche“, meinte der General. „Warum können diese Vögel so prächtig exerzieren, ohne daß sie es gelernt haben? Da stimmt doch etwas nicht.“

Der General spürte das.

„Jeder Gruppenführer kennt das Dilemma, wenn er kommandiert: In Linie zu einem Glied links marschiert auf, marsch, marsch! Bis die Rekruten kapieren, daß dann das vorderste Glied in der Bewegung geradeaus weitermarschiert, die übrigen Schützen aber links aufmarschieren, ist ein erstes Ausbildungsjahr schon in die Binsen“, sagte der General. Sein ausgemergeltes Gesicht guckte den Staren nach.

Scheiß auf die Vögel, dachte ich.

„Einem guten Tierpsychologen müßte es doch möglich sein, dahinterzukommen, was diese Stare veranlaßt, eine so großartige Leistung zu vollbringen“, sagte der General. Ich betrachtete die Wolken, deren helles Grau sich immer dunkler färbte und die einen seltsamen Kontrast zu den scharf umrissenen Gipfelwäldern boten.

Vor dieser Kulisse exerzierten die Stare und drangsalierten die Gehirnmasse des Generals.

Jeden Tag veranstaltete der General mit sich selber eine „Lagebesprechung“. „Die 10. Tactical-Reconnaissance-Wing kommt aus Bayern in den Raum Soissons-Reims“, las er aus der Zeitung. „Das ist sehr gut“, sagte er und steckte auf der Landkarte eine Markierungsnadel um. „Das 117. taktische Geschwader wird demnächst in den Raum Toul verlegt“, erklärte der General und pickte auf der Karte eine Nadel in die genannte Gegend. Er trat einen Schritt zurück und fixierte den Plan. Er las weiter aus der Zeitung: „Die Royal Air Force verlegt ihre Depots aus Deutschland nach Ostflandern in den Raum der Scheldemündung. Die französische Luftwaffe verlegt das 3. Escadre-de Chasse aus der Gegend um Friedrichshafen in den Raum Besançon-Dijon, und die Depots von Rastatt kommen nach Nancy.“

Den Meldungen entsprechend, steckte der General auf der Karte die Markierungsnadeln. Diese Arbeit machte ihm Spaß. Der General war auch im zivilen Leben ein arbeitsamer Mensch. Jeden Tag arbeitete er nach einer

festgelegten Zeiteinteilung. Den taktischen Maßnahmen seiner auswärtigen Kollegen widmete er täglich eine volle Stunde intensivster Beachtung.

Die dazu notwendigen Angaben standen in den Zeitungen. „Das Kommando des NATO-Südabschnittes hat nach Eingang des französischen Einverständnisses mit der italienischen Armee vereinbart, das auf dem italienischen Festland in der Gegend von Livorno eingelagerte Kriegsmaterial nach der Insel Korsika zu verlagern.“ Der General atmete auf. „Endlich“, murmelte er. „Es war ja auch bisher das reinste Trauerspiel, dieses wertvolle Material zweifelhaften Zivilisten vor die Nasen zu legen, damit die im Ernstfalle nur zuzulangen brauchten.“ Hoherfreut pickte der General auf der Karte eine Markierungsnadel von Livorno nach Korsika. Ich registrierte inzwischen diese Veränderungen in der dazugehörigen Spezialkartei, die der General angelegt hatte.

„Die spanische Regierung hat sich damit einverstanden erklärt, wichtige französische Waffendepots nach Spanien zu legen“, stellte der General fest.

„Das ist höchst interessant“, zischte er. „Horlacher, wissen Sie, was das bedeutet?“

Ich sagte: „Nein, Herr General.“

„Damit haben wir im Falle einer Auseinandersetzung die Pyrenäen als Rückendeckung erhalten, und das Gebiet bis zur Elbe ist für die operativen Bewegungen frei geworden.“ Der General war von dieser Feststellung tief ergriffen.

„Diese strategischen Möglichkeiten“, rief er begeistert und tippte auf der Karte im Zickzackkurs durch Europa. „Hier und da und dort stehen die Kampfverbände unserer Nachbarn, dazu kommen hoffentlich auch westdeutsche Streitkräfte, die drei Igel bilden könnten. Vier französische Igel sind bestimmt mit bei der Partie. Die Scheldemündung wird abgeschrmt; vor die Cherbourg-Halbinsel kommt ein Riegel. Alle Igel sind technisch verhältnismäßig primitiv ausgerüstet. Was sie zu ihrer Verteidigung brauchen, wird vorher in bombensichere Unterstände eingelagert. Nach Möglichkeit kommen diese Igel in unzugängliche Landschaften und gebirgige Gegenden. Einer in die Schwäbische Alb, der andere in die Eifel, und den dritten Igel müßte man im Raum Kaiserslautern aufbauen. Die räumliche Größe eines Igels beträgt zwanzig bis vierzig Quadratkilometer. Die Zivilbevölkerung muß Erkennungsmarken erhalten und sie ständig tragen. Auf jeder Marke ist die Registriernummer eingepreßt; dazu Konfession, Blutgruppe, Rhesusfaktor, und die Mikrokopie der Identitätskarte hinter einen Kunstglasstreifen geklemmt, der bei Atomexplosionen nicht schmilzt, so daß man so die Leichen identifizieren kann. Wenn der Krach beginnt, müßte Italien eine Zeitlang die Linie südlich Genua-Bologna-Rimini halten. Die holländischen und dänischen Kampfverbände igeln sich sofort ein. In Spanien steht dann

eine technisch hochgerüstete Eingreiferarmee; quasi als „Feuerwehr“ für die spätere Phase der Kämpfe. Also, eine Offensivmacht, die je nach Forderung in Richtung Osteuropa und in erster Linie nach Norden operieren kann. Himmel Herrgott nochmal, diese Bewegungsfreiheit! Diese grandiosen Möglichkeiten! Ich könnte vor Freude an die Decke springen, wenn ich mir das überlege. Mit knapp hundert Divisionen ließe sich so ein wirklich vorbildlicher Krieg abrollen.“

Der General stemmte die Hände in die Hüften und sah auf die Wandkarten.

„Nun will ich die Gegenprobe machen“, meinte er und runzelte die Stirn.

„Ich frage mich also: Was würde ich tun, wenn ich russischer Generalstabschef wäre und ich stünde einer solchen Situation gegenüber?“

Der General legte das Kinn in die Hand. „Zuallererst müßte England verschwinden“, sagte er. „Diese Basis für Gegenangriffe muß so schnell wie möglich ausradiert werden. Die Raketen müßten wie die Wildsäue im Trüffelbeet über die Insel herfallen. Dann wären als nächstes die Gegenaktionen der Amerikaner lahmzulegen. Also, U-Boote und Luftwaffe auf die Küsten der Vereinigten Staaten hetzen!“ Der General drehte sich auf dem Absatz und sah durch das Fenster.

Ich las mittlerweile den Wandspruch über dem Schreibtisch: *Die beste Strategie ist es, die Operation so lange hinauszuzögern, bis der moralische Zerfall des Feindes den tödlichen Schlag sowohl möglich als auch möglichst leicht macht.*

Der General hatte im Garten einen Sandkasten aufgebaut. Mit einer Mischung von Fakten und Phantasie manövrierte er ein pedantisch vorbereitetes Planspiel mit mir durch. Die „Roten“ hatten den „Weißen“ wieder einmal das Leben sauer gemacht. Der General hatte sich deshalb veranlaßt gesehen, in der vergangenen Woche die Mobilmachung anzuordnen. Die entsprechenden Befehle lagen im Schreibtisch. Die „Roten“ hatten selbstverständlich ebenfalls ihre Männer unter die Fahnen gerufen. Soeben setzten sie ihre Truppen im Sandkasten an mehreren Stellen westwärts über die Weser. Obwohl der General alle Brücken in die Luft gejagt hatte. Meinen „Roten“ Angriffsverbänden setzte er seine „Weißen“ Panzer entgegen.

Ich beschmiß sie mit Erbsen, daß der Dreck spritzte. Der General klatschte zwei Tomaten in meinen Geländeabschnitt. Sie trafen ein Pionier- und ein Infanterie-Bataillon.

„Das war die Atomartillerie“, erklärte der General. Trotzdem konnten meine „Roten“ Panzer die Division des Generals glatt durchstoßen. Sie brausten in Richtung Bad Pyrmont auf und davon. Genau auf die Petersilie zu, die auf der anderen Sandkastenseite grünte und sprießte.

Der General vermint mit einer Handvoll Steckzwiebeln sein Vorgelände, und ich war gezwungen, meinen Kampftruppen eine andere Marschrichtung zu geben, sie unter großen Zeitverlusten umzudirigieren und im Schnecken-tempo durch das gefährliche Gelände kriechen zu lassen. Nur so war es möglich, daß der General seine „Weißen“ noch rechtzeitig in eine Igelstellung gehen lassen konnte.

Daraufhin genehmigte er mir zwei Tomaten.

Ich warf sie beide in den „Weißen“ Igel.

Gleich darauf prallten mitten in der Lüneburger Heide die „Roten“ und die „Weißen“ Panzer aufeinander, und es kam zu einer beachtlichen Schlacht.

Der General bewarf meinen Sandkastenteil mit Bohnenkernen und grünen Pflaumen, die Bomben darstellen sollten. Ich gruppierte meine Verbände um. Der General sah sich gezwungen, das Planspiel abzubrechen.

Seine noch vorhandenen Reserven konnten keinen „Roten“ mehr reizen, deshalb auch nur einen einzigen Sonnenblumenkern auszuspucken.

„Ich muß mir die Gefechtslage und den Ausgang des Treffens nochmals reiflich überlegen“, erklärte der General.

Er startete in den Garten.

Auf die schnurgeraden Beete, auf die gesäuberten Wege und auf die geharkte Wiese.

Die Steinplatten, die zum Tor führten, waren mit Moos eingesäumt. In regelmäßigen Abständen blühten am Zaun herrliche Rosen. Am Wasserbottich standen bunte Nelken. Sämtliche Gießkannen waren auf Hochglanz poliert, und die Vogelscheuche, mitten im Rosenkohlbeet, hatte geputzte Schuhe an.

Ich rollte den Wasserschlauch von der Trommel, denn es war Zeit zum Gießen der Pflanzen.

„Unsere Kampfmethoden sind veraltet“, sagte der General.

„Der Unsinn, Infanterie mit Sprenggranaten zu beschießen, muß aufhören! Schade um das schöne Metall in solchen Fällen. Thermonukleare Bomben und Granaten sind hier das richtige. Ein heftiger Artilleriebeschuß, der die Luft auf einige tausend Grad erhitzt, und im Bruchteil einer Sekunde hat jeder Schwanz zu wackeln aufgehört.“

Der General sprengte den Garten.

Er trug einen leichten Leinenanzug und einen breitrandigen Gärtnerhut. Er rauchte eine würzige Zigarre, und er verbreitete mit dem Wasserschlauch über den Beeten einen dichten Sprühregen.

„Man müßte mit Fleckfieber infizierte Läuse zu Milliarden und aber Milliarden über dem feindlichen Hinterland abwerfen oder Atomminen schon jetzt durch Handelsschiffe in den Häfen des voraussichtlichen Gegners ver-

senken lassen, um die Minen zur gegebenen Zeit mittels Fernzündung sprengen zu können“, sagte der General. „Auch könnte man radioaktiven Staub in großen Höhen mit Flugzeugen in die Windströmungen schütten, die ihn in das feindliche Land treiben. Mit weitfliegenden Raketen könnten Kartoffelkäfer und Raupenlarven verschossen werden. Ratten müßten Cholera und Pest verbreiten, und fliegende Heuschrecken könnten diverse Getreidekrankheiten übertragen.“ Der General gab den Küchenkräutern und den Iris einen Spritzer Wasser. Ich zog den Schlauch über die Wiese und paßte gut auf, daß er keinen Knick machte oder etwa die Pflanzen beschädigen würde.

„Sehr ideal wäre auch eine meteorologische Kriegführung“, sagte der General. „Mittels Aussäens von Silberjodit würden Unwetter die feindlichen Truppen zu Boden zwingen und ihre Panzer und den Nachschub im Schlamm und Regen versinken lassen. Konvois und Kriegsschiffe könnten im Schutze künstlicher Wolken fahren, andererseits würden sichtbehindernde Wolken über Luftziele in Dunst verfliegen. Uns käme dabei zustatten, daß das Wetter von Westen nach Osten zieht. Die Meteorologie sieht sich hier vor Aufgaben gestellt, die sie in allernächster Zeit lösen muß.“

Der General stapfte zu den Gemüsebeeten.

Der Sprühregen aus dem Wasserschlauch trommelte auf das prachtvoll gewachsene Kraut.

„Herrlich sieht das aus“, freute sich der General und deutete auf die Pflanzen. „Das macht das schöne Herrgottswetter in der letzten Zeit.“

Er schob den Hut ins Genick.

„Wissen Sie, Horlacher“, sagte er. „Immer wenn ich hier draußen bin und mir alles ansehe, dann muß ich feststellen, ich habe im Leben recht viel Glück gehabt, um das genießen zu dürfen: mein Häuschen und der schöne Garten und die wundervolle Aussicht, und überhaupt.“

Verträumt sah er einem Schmetterling zu, der an den Blumen naschte.

Gegen Abend kamen Gäste.

Der Oberst Olten und der frühere Standortälteste mit seiner Frau. Der Intendant des wiedereröffneten Theaters war ebenfalls eingeladen; dazu noch der Professor aus der nahegelegenen Universitätsstadt.

„Ich habe da den interessanten Fall eines böhmischen Gefreiten, der mit geklauten Ideen und italienischem Gruß und in einer amerikanischen Uniform deutscher Reichskanzler wurde“, quatschte er.

Ich feixte höflich und half ihm aus dem Mantel.

Beim Essen erzählte die Frau des ehemaligen Standortältesten: „Er hat gesagt: Durch das Fegefeuer des vergangenen Krieges ist das deutsche Volk prädestiniert worden, Europa zu retten und zu führen, denn alle anderen Völker sind degeneriert und verweichlicht. Unser Volk aber wurde durch

den Kampf hart und dascinsnahe, und es ist das einzige, das dem Osten zu widerstehen vermag.“

Die Dame redete bedeutend schneller als jemals zuvor.

„Das Vertrauen, daß die westliche Welt in der Lage sein wird, Angriffshandlungen gegen Westeuropa rasch und wirksam zu begegnen, ist in einem besorgniserregenden Ausmaß im Schwinden begriffen, hat er gesagt“, erzählte sie. „Deshalb müssen deutsche Streitkräfte her.“

„Sie werden kommen“, versicherte der General. „Verlassen Sie sich darauf: wir Militärs sind bald wieder da. Unser Erscheinen wird hart wie Eisen und unerbittlich, aber auch heilsam sein.“

„Die Wehrmacht ist für uns Deutsche ein gottgewollter Bestandteil des Staates“, sagte der frühere Standortälteste. „Etwa wie die Landwirtschaft oder die Kirchen.“

„Wie gerne würde ich die Uniform wieder anziehen“, erklärte Olten. „Wer mich und meine Grundsätze kennt, der weiß, daß ich aus meiner Haut nicht heraus kann.“

„Niemand kann das“, meinte der General. „Und es verlangt auch kein vernünftiger Mensch von Ihnen, daß Sie das tun sollten. Warten Sie noch ein Weilchen, bis unsere Politiker die Frage Kanonen oder Butter stellen werden. Ihr Wunsch geht dann schnell in Erfüllung.“

„Hoffentlich erleben wir wegen der Aufstellung westdeutscher Streitkräfte mit den Russen keinen Krach“, meinte der Intendant.

„Wenn schon“, sagte der General. „Bis dahin ist der Nachwuchs an deutschen Männern einsatzbereit, und von den alten Landsern leben ja auch noch eine Menge. Auch nehme ich stark an, daß sich unsere gleichberechtigten Frauen im Falle eines Falles auf den Standpunkt stellen, daß Wehrdienst Ehrendienst ist und daß sie das Recht haben, an der Verteidigung des Vaterlandes aktiv teilzunehmen.“

Nach dem Essen spielten die Herren Karten, und die Damen schleckten Liköre.

„Wie floriert Ihre Fabrik?“ fragte die Frau des gewesenen Standortältesten.

„Ganz ausgezeichnet“, sagte die Generalstochter und klimperte mit ihrem Schmuck. „Demnächst fabrizieren wir Stahlhelme.“

TAFEL.

Kebr um.
Hier braucht niemand zu suchen.
Niemandsländ zwischen den Sternen.
Es gab Wasser und Fische. Ufer gab es.
Blumen wurden gepflückt, Verliebte taten
das meist. Liebende
gruben die Blumen mit Wurzeln aus der Erde.
Erde, das war auch der Acker.
Getreide wuchs.
Sonne und Regen und Wolken machten das Jahr.
Und Nächte waren wie Tage unterschiedlich.
Frühling, Sommer, Herbst, Winter, immer viel
Hoffnung, viel Ernte, viel Schlaf.
Heime der Mütter, Wöchnerinnenhäuser, das waren
die Wunderstätten, da kamen die neuen
Herzen.
Da gab es Frauengesichter, ganz junge, ältere.
Wenn die Kinder ihre ersten Schreie taten, schön
wurden die Frauen.
Mütter und Väter. Familien. Völker. Menschen.
Die Erde. Stern unter Sternen.
Stern unter Sternen im Kreis um den einzigen
Stern.
Sie war nicht groß, diese Erde. Platz hätten
alle gehabt.
Sie starben unter den Schlagbäumen. Sie starben
in den eisernen Zäunen der Häuser.
Sie starben vor Kinne und Korn ihrer Waffen.
Die letzte zerriß sie. Auch die Schönheit
der Wöchnerinnen. Auch das scheue Gespräch
der Verliebten. Auch die letzten
und alle Gedichte der Dichter.
Hier braucht niemand zu suchen.
Kebr um.

DER JAPANISCHE FISCHER

Es ward beim Tunfischfang in seinem Boot
Ein Fischersmann vergiftet aus Japan.
Es sang davon ein Lied an einem Abend rot
Ein Schiffer fern im Stillen Ozean.

*Wer von dem Tunfisch ißt, der stirbt,
Wer uns zu nahe kommt, der stirbt,
Und unser Boot, das ist ein Sarg,
Wer seinen Fuß draufsetzt, verdirbt.*

*Wer von dem Tunfisch ißt, der stirbt,
Nicht plötzlich, nein, der Fisch zermürbt
Ihm Haut und Haar, sein Fleisch wird Quark.
Wer von dem Tunfisch ißt, verdirbt.*

*Wer unsre Hand ergreift, der stirbt.
Die Hand war gut, doch jetzt verdirbt,
Was immer ihre Finger fassen.
Wer unsre Hand ergreift, der stirbt,
Nicht plötzlich, nein, der Fisch zermürbt
Sein Fleisch und läßt sein Blut erblassen.*

*Vergiß mich, Liebste, sieh nicht her!
Kein Boot, ein Sarg treibt auf dem Meer.
Wer einmal tritt in unser Boot,
Freut sich des Lebens nimmermehr.*

*Vergiß mich, Liebste, sieh nicht her!
Ich liebte dich wie niemand mehr,
Doch küßt ich jetzt dich, wär's dein Tod,
Vergiß mich, Liebste, sieh nicht her!*

*Die giftge Wolke kam daher,
Ein Grab, kein Boot, treibt auf dem Meer.
Das Kind, das du dir wünschst von mir,
Käm tot zur Welt. Oh, denk nicht mehr
An mich, ich treib voll Gift im Meer.
Ach, Menschen, Menschen, wo seid ihr?*

Deutsche Nachdichtung von F. C. Weiskopf

Walter Werner

EINE DEUTSCHE STUNDE

*Man spricht: „Ihr seid aus dem Westen –“
Aus Deutschland seid ihr!
Aus Deutschland hergekommen,
in Deutschland aufgenommen,
Brüder und Schwestern – ihr und wir!*

*Man sprach: „Sie sind nach dem Osten –“
In der Heimat seid ihr!
Nach Hause gegangen,
von der Mutter empfangen,
denn Deutschland – bist du, seid ihr, sind wir!*

*Osten und Westen – hinüber, herüber;
das Ufer der Elbe so schön wie am Rhein.
Von Liebe getragen,
die Brücken geschlagen –
ein Deutschland des Friedens, so kann es nur sein!*

DREI BAUERN IN EINEM JAHRZEHNT

Am 10. April 1955 benachrichtigte die chinesische Volksregierung den britischen Geschäftsträger in Peking, daß Agenten der von den Amerikanern und ihrem Schützling Tschiang Kai-schek ausgehaltenen Spionagezentrale in der britischen Kronkolonie Hongkong einen Anschlag gegen das Leben chinesischer und europäischer Passagiere eines indischen Verkehrsflugzeugs vorbereiteten, das von Hongkong zum Tagungsort der großen afro-asiatischen Konferenz in Bandung fliegen sollte. Was der britische Geschäftsträger, was die britischen Behörden in Hongkong daraufhin unternahmen, ist unbekannt. Das Flugzeug startete am 11. April in Hongkong und stürzte, infolge einer Explosion im Kofferraum, knapp vor der indonesischen Küste ins Meer. Mit Ausnahme von drei Besatzungsmitgliedern fanden alle Flugzeuginsassen den Tod im Ozean. Die von Amerikanern geleiteten Nachrichtendienste in Tokio konnten sofort nach Bekanntwerden der Katastrophe Bilder der Passagiere und der Mannschaft des Flugzeugs in die Welt schicken, ihre Korrespondenten in Hongkong hatten schon Tage vorher die nötigen Tips erhalten.

Unter den Getöteten befand sich auch unser Mitarbeiter Fritz Jensen. Ein dunkler Zufall brachte es mit sich, daß wir, zehn Tage nach dem Flugzeugunglück, einen Luftpostbrief aus Kanton erhielten, Absender: Dr. Fritz Jensen. Der Brief, am Tage vor der Abreise Jensens aus Kanton nach Hongkong geschrieben, lautet: „Lieber W. Ich freue mich, daß die ‚Neue Deutsche Literatur‘ den ‚Traum‘ gedruckt hat.* Belegexemplar kam noch keines. Ich freue mich, daß Ihr die ‚Bauern‘ drucken wollt. Einen Literaturbrief kann ich Dir schicken, es ist gerade jetzt unerhört viel los hier. Aber den gewünschten Termin kann ich nicht einhalten, denn ich fahre nach Djakarta (dieser Brief ist schon von der Reise, aus Kanton) und ich kann mich erst daran machen, wenn ich wieder zurück bin, Ende Mai. Inzwischen habe ich ein Manuskript meines Vietnambuchs nach Berlin geschickt. Es enthält ein Kapitel über die Fremdenlegion, das Ihr vielleicht vorabdrucken würdet. Titelüberschrift des Kapitels: ‚Wilde Gesellen, vom Sturmwind verweht‘ . . . Solltest Du eine Art ‚Nachgeburt‘ nach der Afro-Asien-Konferenz für die NDL haben wollen, schreib bitte nach Peking, und ich schick was, sobald ich zurück bin. Oder

* Siehe „Neue Deutsche Literatur“, Heft 1/55.

kable mir nach Djakarta, wenn Du's schnell haben willst. Herzlichste Grüße, Fritz Jensen.“

Er wird keinen seiner vielen Pläne ausführen können. Der Feind, gegen den er mit Feder und Operationsmesser, als Schriftsteller und Arzt, in seiner Heimat Österreich, an den Fronten in Spanien, im damals noch zerrissenen und um seine Freiheit ringenden China, später als Korrespondent auf wichtigen internationalen Konferenzen gekämpft hat – dieser Feind, der den Menschen verachtet, das Leben haßt und beim bloßen Hören des Wortes Friede zur Waffe greift, dieser Feind hat ihn aus dem Hinterhalt getötet. Aber über seinen Tod hinaus spricht sein Wort zu uns; und seine Stimme wird weiter tönen im großen Chor derer, die den Frieden wollen und das Leben und die Kunst.

Naturkatastrophe

„Sieh dich doch um“, sagte der Bauer, „und du wirst sehen, daß wir kein reiches Dorf sind.“
Er war ein schmaler, drahtiger Mann, dem die Haut sich so dünn und eng um den Schädel spannte, daß jeder Knochen des dunkelgelben Gesichts in deutlichem Relief hervorstand. Die Vertiefungen der Schläfen, die vorstoßenden Jochbogen und Backenknochen, dazwischen die Täler der eingefallenen Wangen waren wie die ausgebrannte Kraterlandschaft eines menschlichen Gesichts.

Ich sah mich um, blickte von dem kleinen Hügel zurück über die wasserglänzenden Reisfelder und die Häuser des Dorfes. Die glasierten Ziegel der geschwungenen, mit Drachengiebeln verzierten Dächer zweier großer Gehöfte, die auf geräumig ausgesparten Inseln unbebauten Landes standen, sprangen durch ihren Glanz und ihre Farben ins Auge. Die übrigen Häuser waren niedrig und bescheiden, in die von Menschenhand in kleine geometrische Felder geteilte Natur verstreut. Bei vielen Häusern waren die Dächer schadhaft, und manche machten selbst von hier oben noch den Eindruck der Verlassenheit und des Todes. Auf einem großen Platz waren die Mauern eines vormaligen Prachtgebäudes stehengeblieben, das zerstört war, als hätte in seinem Innern ein Feuer gewütet; die Trümmer aber waren nicht geschwärzt, sondern glänzten weiß und heiß in der südlichen Sonne.

Die Szene war das Wongdorf im Distrikt Tschauhan, nahe der großen Hafenstadt Swatau tief im Süden Chinas, das Jahr war 1945, die Jahreszeit war Herbst; und es war kurz nachdem die Japaner aus dem von ihnen zerstörten Land in ihre von den Amerikanern zerstörte Heimat zurückgegangen waren. Ich war in das Wongdorf gekommen, um Erhebungen über die Folgen der „Naturkatastrophe des Jahres 1943“ anzustellen.

Der Bauer hockte nieder, seine Sohlen ruhten fest und solid auf dem Grund, die Knie waren gespreizt, der Oberkörper war zur Erzielung eines mühelosen Gleichgewichts etwas vorgeneigt. So ruhte er aus und begann zu erzählen:

„Du fragst über die große Hungersnot, die vor zwei Jahren die Hälfte der Wongfamilien umgebracht hat. Das war so: Wie jedes Jahr, so bauten wir auch im Februar 1943 unseren Reis. Wir säten ihn ganz dicht in kleine schlammbedeckte Quadrate, und wie jedes Jahr kam er bald aus der Erde, in kurzen Halmen von leuchtendem Grün. Zur richtigen Zeit gruben wir ihn aus und setzten ihn, tief im vorgepflügten Schlamm watend, büschelweise in langen ebenmäßigen Reihen in die großen überschwemmten Reisäcker. Da standen die noch kurzen Pflanzen nun wie eine große, sehr ordentlich aufgestellte Armee unzähliger kleiner Soldaten, und wir warteten und sorgten uns: sie sollten sich strecken und recken und groß und stark werden, nach oben wachsen.

Im März kam wenig Regen, und im April blieb er aus. Die Ernte war in Gefahr, und der Reispreis stieg. Das war schlimm für die Bauern, deren Ernte nicht ausreichte, sie das ganze Jahr durchzubringen. Im Herbst essen sie, was sie angebaut haben, im Winter verdingen sie sich als Lastträger, und im Frühling, nachdem sie gesät haben, müssen sie Reis kaufen, um zu leben.

Es war aber nicht gleich schlimm für alle. In unserem Dorf tragen zwar alle Familien den Namen Wong, und doch gibt es zwischen uns große Unterschiede. Es gibt die reichen Wongs und die armen Wongs. Die beiden großen Höfe, die du dort siehst, das sind die reichen Wongs. Zusammen besitzen sie mehr als die Hälfte der Felder, und sie sind sehr mächtig. Sie haben mehr Reis, als sie brauchen. Wenn die Ernte in Gefahr ist, so bedeutet das für sie noch lange keinen Hunger. Aber wenn der Reispreis steigt, so heißt das, daß ihre Vorräte wertvoller werden.

Der Reis verschwand vom Markt. Die Händler kamen ins Dorf und kauften die Vorräte der reichen Wongs zu hohen Preisen auf, um sie in tiefen Kellern zu verstecken. Die reichen Wongs verkauften nur einen Teil von dem, was sie hatten. Sie gingen in die Stadt, um neue Möbel und Kostbarkeiten für ihre Frauen zu kaufen. Den Rest ihrer Vorräte lagerten sie hinter starken, mit neuen Schlössern versehenen Türen. Sie dachten, der Reis werde nach der Mißernte ein Vielfaches von dem wert sein, was man jetzt dafür bekommen konnte, und hielten ihn zurück.

Die armen Wongs hatten Hunger. Sie wollten eine Dorfversammlung einberufen, aber die reichen Wongs, in deren Händen der Vorsitz lag, sagten, sie sähen keinen Grund dafür. Die armen Wongs kamen also allein für sich zusammen. Sie gingen in den Ahnentempel der Wongs. Draußen brannte die Sonne hernieder, und die Reishalme auf den Feldern gilbten. Es war eine

verzweifelte Lage. Die Kinder hatten große Bäuche, aber nicht vom Essen, sondern von der Leere.

Ich sagte: ‚Der einzige Besitz, der uns noch geblieben ist, ist dieser Tempel. Ich weiß, daß der Händler in der Stadt für die glasierten Ziegel mit den alten Ornamenten drauf Geld gibt, und er gibt um so mehr Geld, je älter sie sind. Wir alle wissen, daß unser Wong-Tempel sehr alt ist, er ist vielleicht der älteste im ganzen Distrikt Tschau-schan. Ich weiß auch, daß die großen festen Holzbalken, die ihn stützen, sehr teuer geworden sind, seit die japanischen Teufel soviel Holz für Befestigungen brauchen. Seht euch die riesigen Balken an, die das Dach tragen. Solche Balken macht man heute nicht mehr. Es ist schade um sie, und doch sehe ich keinen andern Ausweg, als daß wir die Ziegel zu den Händlern mit Altertümern tragen und die Balken an die Baumeister von Häusern verkaufen. Den Erlös aber wollen wir zu Reis für unsere Kinder machen.‘

Der Vorschlag fand keinen begeisterten Beifall, aber doch Zustimmung. Niemandem fiel der Gedanke leicht, den alten Tempel zu zerstören, und viele hatten Angst vor den reichen Wongs. Im Lauf der Zeit war der Tempel fast unmerklich aus dem Besitz des Dorfes in den Besitz der reichen Wongs gegliitten. Immer öfter war es vorgekommen, daß den armen Wongs der Zutritt verwehrt wurde, wenn die reichen sich dort breitmachten. Die große Frage war, was die reichen Wongs dazu sagen würden.

Als man den reichen Wongs den Beschluß überbrachte, fluchten und schmähten sie: ‚Dahin ist es also gekommen‘, sagten sie, ‚daß es in unserem Dorf keine Pietät für die Vorfahren mehr gibt. Wann wurden Reden, wie ihr Schildkröteneier sie führt, je gehört. Nur eures gottlosen Verhaltens wegen ist diese Dürre über das Dorf gekommen.‘ So sprachen die, die noch zu essen hatten. Und sie ließen ihre bewaffneten Leibgarden vor dem Tempel aufmarschieren, um ihn zu schützen.

Als die Dürre in den Mai hineindauerte, gaben alle die Ernte verloren. Der Reis war gänzlich unerschwinglich geworden, und der Hunger trieb uns zur Verzweiflung. Die armen Wongs stürmten den Ahnentempel, brachen die Balken ab, zerlegten die Giebel und brachten die Holzbalken und die kunstvoll glasierten und mit erhabenen Ornamenten versehenen Ziegel in die Stadt. Dort auf dem weiten Platz siehst du noch die leeren und verfallenen Mauern. Unlängst erst, als die ersten Kuomintangoffiziere nach der Niederlage der Japaner wieder in unser Dorf kamen, zeigten die reichen Wongs ihnen die Trümmer des Tempels als Beweis für die Schlechtigkeit der Bewohner dieses Dorfes und für die Notwendigkeit, die Leibgarden der reichen Wongs mit neuen Gewehren auszurüsten. Das Geld, das wir für den abgebrochenen Tempel bekamen, reichte nur für wenige Mahlzeiten. Reis war auch um Geld fast nicht mehr zu kaufen. Die armen Wongs sahen aus wie Gespenster.

In den ersten Tagen des Juni aber fiel reichlich Regen. Wider Erwarten erholten sich die Reispflanzen, und die Ernte war gerettet. Vielen der armen Wongs aber half das nicht mehr. Manche lagen schon als federleichte Leichen in billigen, von der buddhistischen Wohltätigkeitsgesellschaft gestifteten Särgen unter der Erde. Andere lagen krank in ihren Hütten. Ihre Oberkörper waren zum Skelett abgemagert, und sie hatten bereits dicke Füße, woran jeder sehen konnte, daß ihnen nicht mehr zu helfen war. Oben ein Gerippe und unten unförmig angeschwollen und gelähmt, als ob die Beine nicht mehr zu ihren Körpern gehörten, so lagen sie da.“

Die dicken Füße, so nennen die Leute in dieser Gegend die Hungerkrankheit Beriberi in jenem vorgeschrittenen Stadium, für das es ihrer Erfahrung nach keine Hilfe mehr gibt.

„Der gespeicherte Reis aber“, schloß der Bauer, „ergoß sich aus den Kellern und überschwemmte den Markt. Nun war er wirklich billig, weit billiger noch als vor der Dürre. Für die armen Wongs aber war es schon zu spät. Sie starben mit der vollen Schale Reis neben dem Bett.“

Er war zu Ende. In seinem Gesicht zuckte es, als ob die fast erloschene Kraterlandschaft vor einem gewaltigen Ausbruch stünde. Sein Arm, den er während der Erzählung gehoben hatte, wies auf den zerstörten Ahnentempel, als sei dieser der Mittelpunkt seiner Erzählung. Nun aber beschrieb er mit seiner Hand einen Kreis, der Sonne, Himmel, Felder und dann das Dorf umfaßte, bis der ausgestreckte Finger in der Richtung auf die beiden Gehöfte der reichen Wongs zur Ruhe kam. Und in dieser Stellung, wie anklagend, verharnte er. Es war, als wollte er andeuten, daß Beseeltes und Unbeseeltes, gnadenlose Menschen und eine gnadenlose Sonne zusammengewirkt hatten, um jenes Ereignis herbeizuführen, das in den Annalen der Zeit als „Naturkatastrophe des Jahres 1943“ verzeichnet ist.

Die von unten nach oben gekehrten Dörfer

Es war im Jahr 1952.

„Wir, dieser von unten nach oben gekehrte Haushalt“, leitete der Bauer Wang Tschen-yin aus dem Dorf Hsin Sze im Kreis Dschuang Hsiang seine Geschichte ein. Um seinen Haushalt zu beschreiben, gebrauchte er den Ausdruck „Fan schen“: umgedreht, der das Bild von Dachziegeln wachruft, die im Gegensatz zu den erneuerten Dörfern Chinas immer und unter jedem Wetter in der gleichen Lage verharren und sich nie von unten nach oben kehren. Wang Tschen-yins braunes, abgearbeitetes und faltiges Gesicht aber, über dem ein Glanz von Freude und Glück lag, als er die Schätze seines neuen Lebens pries, ließ mich eher an eine zur Herbstzeit aufgeworfene Erdscholle denken, deren alte, sandige und ausgelaugte Oberfläche durch den Pflug umgegraben

wurde und die nun ihre dunkelglänzende fruchtbare Frische der Sonne zukehrt.

„Wir, dieser von unten nach oben gekehrte Haushalt“, sagte er, „haben seit einhundertfünfunddreißig Jahren kein Land mehr besessen.“ Und er zählte an den Fingern Väter und Vatersväter auf, die alle landlos gewesen waren: Fünf Tagelöhnergenerationen. „Mein Haushalt“, sagte er, „hat acht Mitglieder. Früher lebten wir von Sojabohnenabfall, der andern als Viehfutter und als Düngemittel gilt. Im Winter hatten wir eine einzige Decke, die alle warm halten mußte. Wenn ich mich im Winter vor den Rekrutierungsbanden der Japaner und nach ihnen vor denen des alten Tschiang zu verstecken hatte und in einer Höhle schlief, mußte ich diese Decke mitnehmen, und meine Familie lag frierend.“

Im Fluß der Erzählungen von unsäglichen Härten, die sich in all diesen von unten nach oben gekehrten Haushalten wiederholen, kommt unweigerlich der Punkt, an dem der Erzähler einen Abschnitt macht und sagt: „Und dann kam Mao Tse-tung“, oder auch: „Und dann kam die Kommunistische Partei.“ Einmal sagt er das eine und ein andermal das andere, aber es bedeutet immer das gleiche: Und dann änderte sich unser Leben von Grund auf.

„Und dann kam Mao Tse-tung“, sagte der alte Wang Tschen-yin, „und machte mich zu einem selbständigen Bauern. Ich bekam 12 Mu Land.“ (Weniger als ein Hektar.)

„Ich weiß“, sagte ich, „euer Leben wurde besser – mit *einem* Schlag.“

„Nein“, sagte Wang Tschen-yin, „nicht mit einem Schlag. Es war ein langer und harter Kampf. Glaubst du, der Feind war nur in den Großgrundbesitzern? O nein, er war auch in uns, er war in den Schwierigkeiten, die wir hatten, unsere eigene Lage zu erkennen.“

Die große Änderung begann mit Massenversammlungen, in denen die Frage gestellt wurde: ‚Wer erhält wen?‘ Die Großgrundbesitzer und Großbauern sagten: ‚Wir euch! Wir verpachten euch unser Land und geben euch Arbeit.‘ Aber die andern im Dorf neigten der Antwort zu: ‚Ohne uns wäre auf euren Feldern nichts gewachsen. Der Mais, der Reis und das Korn, das ihr all die Jahre gegessen habt, haben wir dem Boden abgerungen. Wer also erhält wen?‘

Hätten alle, die so fragen konnten, sich an unsere Seite gestellt, es wären neunzig Prozent des Dorfes gewesen. Statt dessen sahen manche zu: Ein interessanter Streit – wer da wohl siegen wird?

In diesem Streit erhielten wir Hilfe. In unser Dorf kam in Strohsandalen und mit Strohhdüten durch Dreck und Regen eine Gruppe von fünfzehn Leuten. Ein Professor der Akademie der Wissenschaften, der Beamte einer Verlagsanstalt, ein junger Angestellter des Verkehrsministeriums, zwei Lehrer, Studenten von der Universität und zwei Kader der Kommunistischen

Partei, die früher lange Jahre Soldaten gewesen waren. Sie waren eine „Landreformgruppe“, die aus der Stadt zu uns geschickt wurde. Sie erklärten den Bauern das Bodenreformgesetz, das sie vorher gründlich studiert hatten.

Wir sahen in ihnen die Abgesandten Mao Tse-tungs. Sie aber waren bescheiden, lebten mit den kleinsten Bauern in den elendsten Hütten, arbeiteten mit ihnen und besuchten zuallererst jene, die am ärmsten waren, einen nach dem andern, sprachen mit jedem von uns, und Schritt für Schritt veränderte sich unser Dorf.

Aber auch sie selber veränderten sich. So ein Dozent, der monatelang Armbauernreis mit Steinsalz und Bohnen als Zugabe aß und die ganze Zeit kein Fleisch sah und mit der zahlreichen Familie seines Gastgebers in einer dumpfen Lehmkate schlief – der war ein verwandelter Dozent. In den ersten Tagen zum Beispiel mußten sie oft lange auf die einzelnen und unsicher zur Versammlung herankommenden Bauern warten. Doch dann lernten sie, die Versammlung nicht mehr um „acht“ anzusetzen, sondern, wie es unserem uhrenlosen Dorf besser entsprach: „nach dem Essen“, oder: „nach Sonnenuntergang“.

Die erste Forderung, die wir erhoben, war die nach Zurückgabe jener Einlagen, welche die kleinen Pächter bei den Großgrundbesitzern vor Antritt der Pracht zu hinterlegen hatten und die sie nie wiedersahen. Das war eine Forderung, deren Gerechtigkeit alle verstanden. Die Gutsbesitzer drehten und wendeten sich, aber es half ihnen nichts. Sie mußten die Einlagen mit Zinsen herausgeben. Dieser erste Sieg zeigte dem ganzen Dorf, daß eine neue Zeit herangekommen war.

Dann wurde die Zusammensetzung unseres Bauernbundes untersucht. „Sich auf die Kleinbauern und Pächter stützen, sich mit den Mittelbauern zusammenschließen, die Großbauern isolieren und gegen die Großgrundbesitzer kämpfen“ – das war die Parole Mao Tse-tungs. Unser Bauernbund aber bestand in der Mehrheit aus Mittelbauern, von denen manche noch dazu unter dem Einfluß von Großgrundbesitzern standen.

Die Armbauern, in deren Häusern die Genossen von der Landreformgruppe lebten, gewannen an Autorität im Dorf, und das stärkte unser Selbstbewußtsein. Immer klarer begriffen wir, daß nicht der Boden, sondern die Arbeit der andern die Großgrundbesitzer reich gemacht hatte. Wir ergriffen die Zügel des Bauernbundes und ließen sie nicht mehr los.

Die Bestimmung der Klassenzugehörigkeit der Bauern war die Sache eines langen Lebens und zähen Kampfes. Wer ist ein Großgrundbesitzer? Wer ein Großbauer, ein Mittel-, ein Kleinbauer? Hast du selbst auf deinem Feld gearbeitet, hast du fremde Arbeitskräfte angestellt, hast du andern Land in Pacht gegeben und die Hälfte der Ernte dafür in Zahlung genommen – all das war neben der Frage: „Wieviel Land besitztst du?“ für die Beurteilung entscheidend. Wir fragten: „Wofür hältst du dich selber?“ Manch einer ver-

suchte, eine Klasse tiefer zu rutschen und seine Felder und Vorrechte dabei mitzunehmen. Jeder aber hatte das Recht, gegen seine Einordnung zu protestieren.

Als die Listen fertig waren, wurden die Großgrundbesitzer auf das Podium am Dorfplatz gerufen. Wir forderten sie auf, zu erzählen: ihr vergangenes Leben, ihre Politik, die Geschichte ihres Grundbesitzes, den Ursprung ihres Vermögens. Mitten in die Bekenntnisse der Dorftyrannen hinein schrien die Bauern ihre eigenen Erlebnisse und Meinungen, machten aus dem trockenen, frommen und lügnischen Text der Großgrundbesitzer die blutvolle Wahrheit ihrer selbstgefühlten Schmerzen, brachten in die schöngefärbten Erzählungen der Reichen die Wirklichkeit der täglichen Erfahrung der Armen, zeigten die noch offenen Wunden ihrer Bedrückung.

Tief wurde die Dorfgesellschaft umgepflügt. Dinge, die sonst das Tageslicht scheuen, lagen an der Oberfläche: Gelder für Rekrutenraub zur Belieferung der Armee des alten Tschiang in die Tasche gesteckt, Loskaufgelder erpreßt, öffentliche Gelder für Straßenbau unterschlagen, Banditenüberfälle finanziert und geleitet von einer Zentrale, Mord und Bodenraub, und immer wieder führten die Fäden in die geräumigen Gehöfte einiger Großgrundbesitzer, die Boden und Gewalt in ihren Händen vereinigten.

Es kam der Tag des ‚Pai Tui‘, der Gegenüberstellung der Klassen. Landarbeiter, Kleinbauern, Pächter standen in einer Reihe. Neben ihnen, nur durch einen ganz kleinen Zwischenraum von ihnen getrennt, die Mittelbauern. Zusammen erstreckte sich diese Gruppe über die ganze Breite des Dorfplatzes. Gegenüber standen die Großgrundbesitzer. Ein erbärmliches Häuflein, auf wenigen Metern fanden sie Platz. In der Mitte zwischen beiden standen die Großbauern.

Zum ersten Mal bot sich dem Dorf ein jedermann verständliches einprägsames Bild von der Stärke der Klassen. Hier stand die Dorfarmut, sie füllte den Platz, sie füllte das Dorf. Neben ihr die Mittelbauern. Zusammen waren wir die große Mehrheit. Gegenüber stand der Feind – nicht mehr als ein paar Mann. Weder einzeln genommen noch im ganzen sahen sie gewaltig aus. Und davor, dachten wir, haben wir Jahrhunderte hindurch in Angst gelebt!

Den Großbauern, die in der Mitte standen, riefen wir zu: ‚Zu wem gehört ihr, wo wollt ihr stehen? Bei denen dort, oder bei uns?‘ O Bruder, wie schnell sie sich an unsre Seite stellten, eng neben die Mittelbauern, die näher noch an uns heranrückten.

Der Vorsitzende des Bauernbundes trat aus der Reihe der Kleinpächter hervor und hielt eine Ansprache an die Großgrundbesitzer: ‚Ihr seht, wie die Lage ist‘, sagte er, ‚seid ihr ehrlich mit uns, versteckt ihr nichts, zerstört ihr nichts und gebt ihr euer Eigentum zu Protokoll – dann wird euch ein Durch-

schnittsbesitz an Grund und Boden und an Ackerbaugerät gelassen. Wenn ihr fünf Jahre lang mit eigenen Händen euer Feld bestellt habt, dann werdet ihr als arbeitende Bauern gelten und künftig in unserer Reihe stehen. Seid ihr also mit der Bodenreform einverstanden?“

Sie nickten eifrig mit den Köpfen. Das Bild, das der Dorfplatz bot, das Überlaufen der Großbauern und das geeinigte Dorf, dem sie gegenüberstanden, hatten eine überzeugende Gewalt. Ein Großgrundbesitzer nach dem andern trat vor das Dokument mit dem Beschluß der Bodenreform und drückte seinen Fingerabdruck darauf.

Doch damit war die Sache nicht erledigt. Geld und Güter wurden weiter versteckt, Boden wurde unter Verwandte und Freunde aufgeteilt, mit geheimen Klauseln über Erntebeteiligung und spätere Rückgabe. Die Finger der Besitzenden, die ohne Arbeit geerntet hatten, steckten zäher im Boden als Unkraut. Schwer war es, diese Finger aus den Feldern, die wir zur Verteilung bringen wollten, auszujäten. Vier Großgrundbesitzer mußten erst dem Volksgericht übergeben werden, drei wurden unter die Überwachung des Bauernbundes gestellt, bevor der Boden registriert werden konnte.

An der Anschlagtafel des Dorfes, auf rotem Papier geschrieben, hing die Liste der Pächter und Kleinbauern, auf einem weißen die der Großbauern, auf einer schwarzen die der Großgrundbesitzer. Nun mußte der Bodenbesitz ermittelt werden. Bei uns mißt man die Felder nicht nach ihrer Größe, sondern nach ihrem jährlichen Durchschnittsertrag. Schwer war der Entschluß, fünfunddreißig Scheffel anzugeben, wenn die Hoffnung bestand, auch mit dreißig Scheffeln Glauben zu finden. Die genaue Angabe von Grund und Boden aber war wichtig für eine gerechte Bodenreform. Die alten Bauern gingen mit ernsten Gesichtern herum. Der alte Kleinbauer Tscheng Tschen-yin faßte endlich einen heroischen Entschluß. „Mein Feld“, schrieb er an die Anschlagtafel, „ist mit zweiundvierzig Tien Ertrag bewertet. In Wirklichkeit aber bringt es siebenundvierzig Tien.“

„Ehrlich sein wie der alte Tscheng“, wurde die Parole des Dorfes. Schließlich erwiesen sich die ältesten Bauern, die ein Leben lang auf dem Feld gearbeitet hatten, als untäuschbare Sachverständige des Bodenertrages. Sie bildeten kollektive Gruppen, welche die Schätzung der Felder übernahmen. Ihnen ist es zu verdanken, daß fünfzehn Prozent mehr Schwarzerde und vierundvierzig Prozent mehr Trockenboden im Dorfbesitz entdeckt wurden, als die Liste enthielt. Auf einer Kartotheke von Bambustafeln waren endlich Landbesitz und Besitzer fehlerlos eingetragen.

Es kam der Tag, da die Großgrundbesitzer den Pächtern die Eigentumsurkunden der verpachteten Felder aushändigten. Die Pächter warfen sie ins Feuer, das auf dem Dorfplatz brannte. Damit war der Weg zur Neuaufteilung des Bodens freigemacht.

Und eines Abends nach Sonnenuntergang bewegten sich unzählige kleine Lichter von den Hügeln und Höfen ringsum auf schmalen Pfaden zwischen den Reisfeldern einem Zentrum zu, wo sie sich zu einer großen Freudenfeier vereinigten.

Als die Landreformgruppe das Dorf verließ, dankten wir ihr für ihre Hilfe. ‚Ohne euch‘, sagten wir, ‚wären wir mit der Aufgabe nicht fertig geworden.‘

Sie aber waren, obwohl die meisten von ihnen kein Parteibuch besaßen, bescheiden wie Kommunisten. ‚Wir haben viel von euch gelernt‘, sagten sie. ‚In der Stadt nennen sie euch Lehmfüßler, hier aber haben wir selbst Lehm an unsre Füße bekommen. Wir haben das schwere Leben der Bauern kennengelernt, die den ganzen Tag ohne Schuhe im Acker stehen. Und immer wieder haben wir die Klarheit eurer Rede bewundert. Wir sahen euch mit Energie die Aufgabe des Von-unten-nach-oben-Kehrens der Dörfer vollbringen, und es war eine schwere Aufgabe. Wir haben nichts getan, als euch die Worte Mao Tse-tungs zu erklären – ihr aber habt eine Revolution durchgeführt.‘

Jetzt noch denken wir mit Dankbarkeit an diese Leute aus der Stadt und berichten ihnen von unseren Erfolgen.“

„Ich zum Beispiel“, sagte der alte Wang Tschen-yin, „der früher nicht einmal eine Katze hätte füttern können, fütterte jetzt fünf Schafe. Den Esel, den ich nach der Landreform kaufte, tauschte ich heuer gegen ein Pferd. Statt Ölkuchen aus Sojabohnen, die wir jetzt, wie sich’s gehört, als Viehfutter und zur Düngung verwenden, essen wir Speisen aus weißem Mehl. Dieses Haus mit drei Räumen bekam ich, als ich meine Strohütte verließ. Statt mich des Nachts in einer alten Truhe zu verbergen oder in einer Höhle zu schlafen, schlafe ich jetzt auf diesem Kang. (Heizbare Lagerstatt aus Ziegeln oder Lehm, die auch als Sitzgelegenheit dient.) Früher war ich so ungebildet, daß ich auf meinen Gängen in die Stadt nicht einmal lesen konnte, welches Abteil des Aborts für Frauen und welches Abteil für Männer ist, geschweige denn Straßennamen und Geschäftsschilder. Jetzt aber, gib mir eine Rechnung oder gib mir ein Flugblatt, ja gib mir eine Zeitung – ich kann sie lesen. Auf meinen zwölf Mu ziehe ich dreimal soviel, wie früher auf ihnen wuchs, als sie noch dem Gutsbesitzer gehörten, denn wir verwenden jetzt die Wissenschaft.“

Ich fragte: „Welche?“

Er zählte auf: „Auswahl des Saatgutes, vor dem Säen werden die Samen zum Quellen gebracht, mit dem Saatgut werden Mittel gegen Pflanzenungeziefer gemischt, und später werden solche Mittel auch über die Felder gestreut. Durch enges Pflanzen erzielen wir einen höheren Bodenertrag und machen es dem Unkraut schwer, Wurzeln zu schlagen. Die Pflüge, die früher nur die Erde kratzten, haben wir gegen neue eingetauscht, die eine tiefe

Furche ziehen und doch um einige Jahre länger halten. Und oft verwenden wir die künstliche Bestäubung. Diese Wissenschaft aber kommt vom großen Bruder.“ (Er meinte die Sowjetunion.)

Über Wang Tschen-yins Gesicht ging ein stolzes Lächeln, das zu den tief-ingegrabenen Falten des Alters eine Unzahl zeitweiliger kleiner Runzeln fügte. Ich sah ihn an und begann zu rechnen. Sechshundertfünfundzwanzigmal die Geschichte des alten Wang ist die Geschichte der Kleinbauern des Kreises Dschuang. An die zehntausendmal die Geschichte des Kreises Dschuang Hsiang ist die Geschichte von hundert Millionen Bauernhaushalten, die zusammen um sechsundvierzig Millionen Hektar Boden wohlhabender geworden sind, für die sie in den alten Zeiten den Gutsherren dreißig Millionen Tonnen Getreide als Pacht zahlten.

Auf allen Märkten Chinas sieht man die Bauern, diese dreißig Millionen Tonnen Getreide in Stoffe, Decken, wattierte Jacken, Thermosflaschen, Füllfedern, Fahrräder umsetzen, und auch in Spiegel, die auf der Rückseite die Bilder Mao Tse-tungs, Liu Schau-tschis, Tschu Tehs und Tschou En-lais tragen. Mit leeren Säcken auf dem Rücken kommen sie zur Stadt, mit Gütern beladen kehren sie in die Dörfer zurück.

In Gedanken setzte ich für den Mais in Dschuang Hsiang den Reis und die Bananen des Südens ein, den Weizen des Nordens, die Sojabohnen und den Gauliang des Nordostens, die Hirse des Nordwestens, addierte die Baumwolle, den Tee, die Erdnüsse – und plötzlich glaubte ich, in dem alten Wang Tschen-ying, der zwölf Mu Land bekam, fünf Schafe füttert und drei neue Wohnräume hat und der lächelnd vor mir stand, einen Mann zu sehen, der nicht nur unermeßlich arbeitsamer ist, sondern auch unermeßlich mehr Reichtum hat als Rockefeller und Morgan zusammen.

Der Kampf mit dem Engel

Tschang Schau-mu ist ein Hüne von einem Bauern. Sein Dorf Bai Sche To – Weißer Stein – liegt im Bezirk Pinghsiang in der Provinz Hunan, deren fruchtbare, durch Reisterrassen schraffierte Landschaft ihr diesen Namen „die Reisschale Chinas“ eingetragen hat. Tschang Schau trägt eine Hose aus blauem Baumwollstoff, die ihm nicht bis zu den Knöcheln reicht, denn die Länge seiner mächtigen Beine übersteigt das größte Maß, auf das die chinesische Fertigware zugeschnitten ist. Seine Schultern sind so breit, daß sein Hemd den Tag lang über der Brust offen steht, obwohl er es jeden Morgen sorgfältig zuknöpfte. Sein Kopf ist rasiert und mit einem blauen Tuch umwunden. Aus dem breiten und fleischigen Gesicht spricht eine gutmütige Weltklugheit, gemischt mit jenem Zug von Charakter und Männerstolz, die den Bauern Hunans eigen ist. Was den Stolz der Hunanesen betrifft, so habe

ich in den Tagen der Kuomintang auf den Straßen Hunans in den Militärdienst gepreßte Lastträger gesehen, die mit Offizieren jener Armee von berufsmäßigen Menschenchindern, welche das Land damals unsicher machte, über Tragzeit, Entfernung und Lohn in einer Art diskutierten, die ihnen anderswo schwere Mißhandlungen und Prügel eingetragen hätte. In Hunan aber ging sie ihnen durch, weil es sich im ganzen Land herumgesprochen hat, daß die Hunanesen Maulesel sind, die nur gehen, wenn sie wollen und wenn es ihnen paßt; wenn sie aber nicht wollen und wenn es ihnen nicht paßt, dann nützen auch keine Schläge. „Hunan-Lotze“ – ein richtiger Hunan-Maulesel –, sagten sich die brutalen, aber in solchen Fällen hilflosen Kuomintangoffiziere, und selbst sie mußten sich entschließen, es im Guten zu versuchen. Und auch Tschang Schau-mu hat etwas von einem „Hunan-Lotzen“ an sich.

Ende 1953 war Tschang Schau-mu Dorfvorsitzender von Pai Sche To. Er ist recht bekannt in der Provinz, aber nicht so wie andere Bauern etwa, weil er besonders hohe Ernteeerträge erzielt hätte. Er ist bekannt, weil er in der Provinzzeitung Hunans einen Artikel geschrieben hat, in dem er nichts verschwieg. Er erzählte, wie der Klassenkampf im Dorf bei weitem noch nicht zu Ende ist. Die Kampflinie aber hat sich verschoben. Früher verlief sie zwischen Großgrundbesitzern und Kleinbauern, nun aber geht sie mitten durch das Bewußtsein und das Herz jedes einzelnen.

Tschang Schau-mu schrieb das nicht so theoretisch nieder. Er schrieb einfach seine Geschichte, und er wurde bekannt, nicht weil er eine literarische Meisterleistung vollbracht hatte, sondern weil Millionen Bauern in Tschang Schau-mus Bericht sich selbst erkannten. Und ebenso aufrichtig sprach Tschang Schau-mu, als ich ihn besuchte. „Meine Familie“, sagte Tschang Schau-mu, „ist eine Familie von Kleinbauern. Ich habe sechs Brüder, und in meinem Haus sind 13 Esser. In den Jahren vor der Befreiung gelang es nur meinem fünften Bruder, etwas Land in Pacht zu bekommen. Wir andern bestellten unseren winzigen Grund und arbeiteten die übrige Zeit als Tagelöhner. Der Gutsbesitzer preßte den letzten Rest von Kraft aus unsern Muskeln und nahm ihn für sich. Die Regierung preßte uns in die Armee, und wenn man den Häschern entkommen wollte, so kostete das viel Geduld, und außerdem mußte man sich noch versteckt halten. In dieser Art verlief durch Jahrzehnte hindurch unser Leben, und jedes Jahr war ein Jahr der Tränen. Und dann kam Mao Tse-tung und mit ihm die große Veränderung, die Gutsbesitzer wurden entthront, die Landverteilung brachte unserer Familie 15 Mu Land, und dazu noch zwei Mu, die für Gemüseanbau geeignet sind.

In die Landreform goß ich vom ersten Atemzug der Befreiung an meine ganze Kraft. Und warum hätte ein Kleinbauer wie ich nicht an der Landreform arbeiten sollen! Während der Landreform fühlte ich mich als einer, der auf einem Feld arbeitet, in das er Begeisterung sät, um Glück zu ernten.

Die Parteikader und die Bauern meines Dorfes nannten mich einen ‚Aktivisten‘. Und als es soweit war, daß das Land verteilt war, und, Gevatter, es war ein weiter Weg, und all diese Monate der Landreform waren voll kurzer Nächte und sehr langer Tage, da wählte man mich zum Dorfvorsitzenden.

Nach der Landreform war meine Familie in einer günstigen Lage. Wir hatten einen Vorsprung vor vielen anderen Bauernhaushalten, und, Gevatter, das Maß dieses Vorsprungs ist die sechsfache Arbeitskraft in unserm Haus, dazu die Arbeitskraft der Frauen und vieler großer Kinder. Wir sind mit Muskelkraft gesegnet. Alle in unsrer Familie sind groß und stark, haben geschickte Hände und verstehen etwas von der Landarbeit. Und nach der Landreform gab es eine neue Wahrheit, die von der alten bitteren Wahrheit verschieden war: je größer die Arbeitskraft, desto größer der Reichtum. Als der Boden in unseren Händen war, wurde die große Anzahl von Essern in unserer Familie zu einem Vorsprung, den wir nützten.

Unsere Arbeit hatte Erfolg. Es genügt zu sagen, daß die Ernte des vorigen Jahres dreitausendachthundert Kilogramm Reis betrug, und in diesem Jahr viertausendfünfhundert. Dazu fünftausend Kilogramm Kartoffeln, und Bohnen und Gemüse mehr als genug für uns selbst, so daß noch ein guter Teil für den Markt übrigblieb. Als ich die Ernte wog und die Zentner zählte, sah ich, daß ich zu einem Mittelbauern geworden war, der einen beträchtlichen Überschuß aufzuweisen hat. Das sah ich – aber ich sah es nicht in dieser Weise. Ich sah mich als einen, der als Zwerg zur Welt gekommen ist und der nun um eine Stufe höher geklettert ist, bis er größer ist als viele andre. In mir war der Wunsch, noch höher zu klimmen, von einer Stufe zur andern, alle zu überragen, aus einem Zwerg ein Riese zu werden.

Mit diesem Gedanken kaufte ich von dem Geld, das der Ernteüberschuß mir brachte, Garn und Farbe. Den Winter über webten wir Tuch und färbten es blau, so wie die Bauern Hunans es tragen. Zur Zeit, als die Reisernte hereingebracht und billig war, verkaufte ich die Ballen Tuch, die wir erzeugt hatten, gegen Reis. Ich ließ ihn mir aber nicht auszahlen, sondern beließ ihn auf Zinsen, und zwar bis zur Zeit vor der nächsten Ernte, wo er im Preis höher stehen mußte. Außerdem kaufte ich vier kleine Schweine, die groß und gemästet viel Geld hereinbringen sollten. Meinen Reisüberschuß verborgte ich vor der Ernte auf Rückzahlung, um ihn nach der Ernte mit Gewinn wieder einzufordern. Und als ich endlich meinen ganzen Verdienst wieder in Reis anlegte, da hatte sich mein Vermögen verdoppelt. Geld und Reis im Haus und warme Kleider für den Winter – was will ein Bauer mehr? Mehr Geld und mehr Reis, antwortete ich mir selbst, und, wenn es möglich ist – weniger Arbeit!

Eines Abends sah ich mir die Eigentumsurkunde, die ich zugleich mit meinem Feld erhalten hatte, genau an. Auf der Urkunde stand, daß ich mein

Land verkaufen kann. Kann ich's verkaufen, dachte ich, dann kann ich's auch kaufen. Ich kannte einen in unserm Dorf, der hatte drei Mu Land gekauft – und die Parteikader hatten nicht eingegriffen. Ich forderte unverzüglich alles ein, was andere Bauern mir schuldig waren, und das waren weit über tausend Kilogramm Reis. Zusammen mit der nächsten Ernte, deren Überschuß ich zu einem möglichst guten Preis verhandeln wollte, dem Reis in meiner Scheune, vier großen und neun kleinen Schweinen konnte ich achtzig Tien Feld kaufen. Um dieses Feld zu bebauen, konnte ich einen Tagelöhner anstellen – und der Zwerg war wieder eine Stufe höher gestiegen.'

Ich sprach mit fünf Bauern unseres Dorfes, die es wegen ihrer alten Eltern, ihrer vielen kleinen Kinder und arbeitsunfähigen Verwandten auch nach der Landreform schwer hatten, und zusammen setzten wir einen Vertrag auf, durch den jeder von ihnen mir ein kleines Stück Land verkaufte. Zusammen machte das genauso viel aus, wie ich wollte – achtzig Tien.

Nun, Gevatter, kommt deine Frage: du warst doch Dorfvorsitzender. Was tatest du als Verantwortlicher für dein Dorf? Die Antwort ist: Wenn man Pläne verfolgt, wie ich, dann denkt man wenig an die Politik. Und genauso viel tat ich: so wenig wie möglich. Ich sagte mir: In meinem früheren Leben habe ich genug Bitternis geschluckt, nun muß ich ans Wohlhabendwerden denken. In die Versammlungen ging ich – aber was ich mir dachte, sagte ich nicht.

Wohl wußte ich, daß die Parole Mao Tse-tungs und der Partei eine andre war. Mao Tse-tung rief uns zu: Organisiert euch! Meine Familie aber und ich selbst und alle meine Brüder waren bis zum Tod gegen die ‚Gruppen der gegenseitigen Hilfe‘. Hatten wir nicht genug Arbeitskräfte für uns selbst, mehr als irgendeine andre im Dorf? Und der stärkste Wasserbüffel in der ganzen Umgebung war unserer. Was also sollten wir mit einer ‚Gruppe der gegenseitigen Hilfe‘?

Als im vergangenen Jahr die trockene Zeit kam, da standen die andern Familien Tag und Nacht in den Wasserrädern und traten und traten. Wir aber waren an jedem Tag nach sechs Stunden damit fertig und hatten genügend Zeit, nach allem zu sehen, was die andern vernachlässigen mußten. Mit wem, dachte ich, soll ich mich denn da zur Genossenschaft fortentwickeln. Sieh sie dir doch an, die sich da zur ‚gegenseitigen Hilfe‘ drängen, keine Kuh, keine Geräte, keinen Reis und zuwenig Arbeitskraft für ihr eigenes Feld. Mit so etwas kann ich nur verlieren. Die Regierung sagt, daß sie niemanden zwingt, also wird sie auch mich nicht zwingen. Und freiwillig tu ich's nicht!

So dachte ich – und dabei war ich Vorsitzender des Dorfes. Wundert sich jemand, daß sich in Bai Sche To, wie es im Parteibericht hieß, ‚die Bewegung zur gegenseitigen Hilfe nicht entwickelte‘? Von selbst hatten die Bauern acht

Gruppen der gegenseitigen Hilfe gebildet, mit mir als Dorfvorsitzenden fielen sie wieder auseinander.

Am 10. Oktober 1953 kam ein Genosse vom Kreis, der mich zu einer Sitzung der Kader rief. Ich war froh darüber. Was kann es sein, dachte ich, überall hat man von der Wahl gesprochen, und auch diese Versammlung dreht sich wohl um die Wahl. Wenn ich mich richtig verhalte, dann kann ich von meiner Stellung als ‚Dorfkader‘ zurücktreten und brauche nicht mehr Vorsitzender zu sein. Man wird keinen großen Wert auf mich legen, und ich werde mich um so mehr meinen Plänen widmen können. An dem Vertrag des Feldkaufes aber fehlte nur mehr die Unterschrift!

Der Vorsitzende unseres Kreises, der die Versammlung einberief – ein alter Kommunist – sprach über etwas anderes. ‚So wie wir hier zusammensitzen‘, sagte er, ‚sitzen in diesen Tagen überall in China die Menschen zusammen und sprechen über die Generallinie des Übergangs zum Sozialismus. Schritt für Schritt gehen wir unter Mao Tse-tungs Führung zum Sozialismus vor, zur Industrialisierung mit Hilfe von Fabriken, die in den Händen des Volkes sind. Und zur sozialistischen Umgestaltung der Landwirtschaft. Die Industrialisierung aber steht obenan. Sie gibt den Bauern die Maschinen, schafft der Landwirtschaft die sozialistische Basis. Das heißt, daß die Arbeiter und die Bauern Hand in Hand, daß das ganze Volk zu Glück und Wohlstand vorwärtsschreitet.‘

Ich hörte das und war ganz und gar nicht dagegen. Ich hörte es wie ein gutes Lied von der Zukunft, das man freudig singt. Ist aber der letzte Ton verklungen, dann geht man wieder an seine eigenen Geschäfte.

Der Referent sprach weiter.

‚Der Einzelbauer‘, sagte er, ‚das ist ein Mann, der mit einer schweren Last auf dem Rücken auf einem schwankenden Baumstamm über einen reißenden Fluß setzt. Jede Dürre, jede Flut, jedes mißlungene Geschäft, mit einem Wort: jeder Schritt kann ihn ins Unglück stürzen. Die ‚Gruppe der gegenseitigen Hilfe‘ ist ein Ochsenwagen, der den Fluß auf einer gesunden Holzbrücke überquert. Es geht sicher, aber es geht langsam, und die Last, die so befördert wird, ist nicht besonders groß. Die Genossenschaft und das Kollektiv sind große moderne Lastautos, die auf einer breiten Steinbrücke dahinfahren, den reißenden Fluß unter dir, den merkst du gar nicht, da bist du schon mit vielen Tonnen drüber.

Wer ist dagegen? Der Spekulant, der ins Dorf kommt, um Reis aufzukaufen, der zum Beispiel ist dagegen, er will verdienen, speichert ihn, enthält ihn den Arbeitern vor, die den Sozialismus aufbauen. Soll der Arbeiter essen und den Bauern Geräte und Maschinen liefern, dann muß der Bauer dem Arbeiter Reis geben. Die Regierung ruft die Bauern also auf, den Reis ihr, und nicht den Spekulanten zu verkaufen und sich über gegenseitige Hilfs-

gruppen und Genossenschaften zu immer größeren und besser organisierten Verbänden sozialistischer Art zusammenzuschließen. Nur so kann der Fünfjahrplan erfüllt werden, nur so kann der Übergang zum Sozialismus planmäßig vor sich gehen.'

Ich saß immer tiefer in mich gebückt. Als ich den Vorsitzenden so sprechen hörte, fiel eine schwere Last auf meine Seele. Neben mir saß der Kommandant unserer Dorfmitiliz. Bei der Landreform war ihm, da er lange vom Dorf abwesend gewesen und ihm der Posten des Milizkommandanten zugedacht war, nur so viel Land gegeben worden, als seine Familie bearbeiten konnte. Seine Stellung ließ ihm genügend freie Zeit, und ich hatte mit ihm besprochen, daß er gegen Lohn auf dem Feld arbeiten sollte, das ich zu kaufen gedachte.

Bitter flüsterte ich ihm zu: 'Weißt du, was das heißt? Verkauf deinen Reis, wer weiß, was du selber issest. Schließ dich mit denen zusammen, die weniger haben als du selbst, und an neue Kleider brauchst du gar nicht erst zu denken. Nur kann ich nach Hause gehen, meine Schweine schlachten und sie selber auffressen – und, Bruder, deine freie Zeit kann ich wohl auch nicht mehr brauchen.'

Die Versammlung, die da im Kreis beisammensaß, begann heftig zu diskutieren. Man sprach über den Übergang zum Sozialismus, und wie wird dies sein, und wie wird jenes sein. Man warf bald die eine Frage auf und bald die andere. Was ist denn das nun, die Generallinie des Übergangs? Der Imperialismus steht ja wohl noch um und herum. Er bedroht uns mit der Rückkehr der alten Zeiten. Der alte Tschiang sitzt noch auf Formosa – der will dir das Land wieder wegnehmen, das du bekommen hast, aber eh das geschieht, ersäufen wir ihn wohl mitsamt seinen Amerikanern. Es ist jedoch klar, auf der Stelle können wir nicht bleiben. Man muß vorwärtsschreiten. Der Arbeiter baut die großen Fabriken, die allen gehören. Er führt. Der Bauer reicht ihm die Hand, geht mit ihm, Schritt für Schritt, von ihm darf er sich nicht entfernen; will er mit Maschinen arbeiten, so kann das nicht in der alten Art geschehen. Der Kapitalist ist ja wohl auch befreit worden, der Amerikaner und der alte Bürokrat von der Kuomintang haben ihm nichts mehr zu sagen, nun aber denkt er vielleicht, das genügt ihm. Ihm kann man den Reis auf keinen Fall verkaufen, denn der Bauer weiß: Reis ist Macht. Und nur mit der Genossenschaft kann der Bauer auf sozialistische Art mit dem Boden fertig werden, mehr produzieren, reicher werden.

Von meiner Frage aber sprach keiner. Ich hörte stumm und verbissen zu und sagte kein Wort. Ich dachte an meinen Reis, an die Schweine, an das Tuch und das Geld, das ich zu Hause hatte, an die viele Arbeit, die da drinnen steckte, und an den Vertrag, der aufgesetzt war. Der Vorsitzende fragte mich, was ich denn dazu meine. Ich fühlte mich im Recht, und ich sagte es ihm gerade heraus: 'Die Generallinie', sagte ich, 'ist *ein* Weg. Mein Weg aber ist

anders. Hier mit diesen Händen', sagte ich, 'habe ich mir meinen Weg gegraben, und ihn will ich gehen.'

Da stand ich nun plötzlich im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. 'Nein, Genosse', sagte der Vorsitzende, 'die Generallinie, das ist der Weg von der Gegenwart in die Zukunft. Dein Weg aber führt zurück in die Vergangenheit.'

Das machte mich nachdenklich. Mit der Vergangenheit wollte ich nichts zu tun haben, den Weg aber, den ich mir ausgedacht hatte, wollte ich auch nicht aufgeben."

Der Vorsitzende besuchte Tschang Schau-mu an drei aufeinanderfolgenden Abenden, um mit ihm zu sprechen. Und in den drei Nächten, nach diesen abendlichen Gesprächen, lag Tschang Schau-mu wach und dachte nach. Er rang mit seinem Engel, aber er sagte das, als er mir davon erzählte, mit anspruchslosen Worten. „Der Vorsitzende“, sagte er, „hat viel Mund und Zunge an mich verschwendet, und was er sagte, raubte mir den Schlaf dreier Nächte.“

„Ich fand“, sagte Tschang Schau-mu, „einen Gegengrund zu jedem seiner Gründe. Hat Mao Tse-tung nicht gesagt: ‚Produziert!‘ Und habe ich nicht mehr und mehr produziert? ‚Ja‘, antwortete der Genosse, ‚du hast gut gearbeitet. Aber die andern haben nicht weniger gearbeitet als du, und sie haben es schwerer gehabt. Und doch zahlten sie dir Zins für den Reis, den du ihnen borgtest. Das war doch ihre Arbeit, die du für dich nimmst. Dein Schritt vorwärts zum Großbauern, der einen Tagelöhner braucht, ist er nicht ein Schritt rückwärts fürs Dorf, das den Weg der Generallinie geht? Und damals, als der Großgrundbesitzer deine Arbeit für sich nahm, hast du es ihm nicht empört ins Gesicht geschrien, als die Landreform kam?‘

Das gab mir zu denken. Das begriff ich mit dem Verstand. Mit dem Herzen aber begriff ich, wenn wir von der Vergangenheit sprachen. Der Vorsitzende rief mir das Bild der Vergangenheit lebendig vor die Augen. Tag und Nacht hatte ich auf dem Feld des Gutsbesitzers gearbeitet, und kein Reiskorn war mir geschenkt worden. Die Ernte kam, die Ernte ging, und wenn die Sichel am Nagel hing, da war die Reisschale leer. Die Japaner führten uns die einzige Kuh aus dem Stall, und vor der Stalltür standen meine dreizehn Esser wie dreizehn große Fragezeichen und starrten in die dunkle Leere: Wie wird die Zukunft sein? Die Zukunft war, daß wir auf wildem Feld nach wildem Getreide suchten. Damals sang ich oft das alte Lied:

*Tagelöhner braucht sein Kleid nicht zu waschen,
Sein Rücken ist von der Sonne gegerbt.
Tagelöhner braucht keine Schale im Haus,
Er ißt, wenn er ißt, aus fremdem Geschirr,
Er leert es und wäscht es und gibt es zurück.*

War ich nicht wie die Narbe, die die Wunde vergessen hat? Und als ich so dachte, da krampfte sich mir das Herz zusammen. Allein wollte ich zu Reichtum und Luxus gehen, die andern wollte ich weit hinter mir lassen, ausbeuten wollte ich andere, und um ihre Leiden wollte ich mich nicht kümmern. Heißt das nicht: seinen Ursprung vergessen?

Der Vorsitzende zitierte Lenin: Täglich und stündlich produziert das Dorf den Kapitalismus. So, das war ich also, einen Kapitalisten hatte das Dorf aus mir produziert. Heißt das nicht, Schritt um Schritt in den Kapitalismus zu gehen? Das also war ‚meine Generallinie‘?

Als diese Wahrheit vor mir stand, fiel mir ein, daß Salz und Kleider billiger geworden sind. Für Geräte zahlten wir weniger Reis als früher, und sie waren besser. Das, fiel mir ein, haben die Genossen Arbeiter gemacht. Ich aber will ihnen nicht meinen Reis geben. Verkaufe ich ihn an Spekulanten, was werden sie mit ihm machen? Sobald der Reis nicht mehr in unseren Händen ist, wird er teuer. Und dann wird auch alles andere teurer. Und wo bleibt dann mein Vorteil? Und was wird dann aus der Industrialisierung? Wofür habe ich denn während der Landreform gekämpft und wozu hat mir Mao Tse-tung mein Land gegeben?

Seit der Landreform gab es in meiner Familie Land und keinen Hunger mehr. Vorher aber gab es kein Land und Hunger. Nein, was Mao Tse-tung und die Partei für mich getan haben, und was die Kader, die er ins Dorf schickte, für mich getan haben, und was sie mir gegeben haben, das kann man nicht zu Ende rechnen, die Summe ist zu groß, man kann es auch nicht erzählen, drei Nächte sind zu kurz dafür.

Am dritten Morgen, als dieser Gedanke ausgereift war, standen die Schlußfolgerungen vor mir: Auf Mao Tse-tung muß man hören, den Reis der Regierung verkaufen, ‚Gruppen der gegenseitigen Hilfe‘ bilden. Jeder andere Weg führt in die Zeit vor der Befreiung zurück und ist ein Weg zum Tod.

An diesem Morgen berief ich eine Familiensitzung ein. Es war nicht leicht, meine Brüder wehrten sich, es kostete viele Worte. Dann aber saßen wir um den Tisch und machten als Beitrag zur ‚Bewegung der Produktionserhöhung und der Sparsamkeit‘ einen Produktionsplan. Das Geld für den Reis, den wir der Regierung verkauften, wollten wir in Dünger anlegen, um im folgenden Jahr doppelt zu ernten. Vier Scheffel Reis hatten wir täglich den großen Schweinen zur Mast gegeben. Keinen Reis mehr für die Schweine – so lautete der Beschluß der Familie. Und wir selber legten fest, wie wir durch Zukost von Bohnen und Mehl unseren Reisverbrauch einschränken konnten, um mehr Reis an unser Land zu verkaufen. Mehr Reis verkaufen, das Land besser bebauen, auf dem Weg der ‚Gegenseitigen Hilfe‘ über die Genossenschaft, Schritt für Schritt, wird unsere Familie zum Sozialismus vorwärtsgehen, der Reichtum für alle bringt.“

Das ist der Inhalt des Artikels, den Tschang Schau-mu der Zeitung des „Neuen Hunan“ schickte. Der Redakteur druckte ihn ab – und ihm folgten viele tausend Einsendungen, in denen die Bauern Tschang Schau-mus Geschichte diskutierten. Am Ende der Diskussion stellte die Zeitung fest, daß die Bauern Hunans der Regierung freiwillig ihren gesamten Ernteüberschuß verkauft und daß die Bewegung der ‚Gruppen der gegenseitigen Hilfe‘ und die Genossenschaften in Hunan sich mächtig entwickelt haben. Die Erzählung Tschang Schau-mus aber schloß anders. Ich fragte ihn, wie denn jetzt sein Tag verlaufe. Er schilderte einen Tag harter Arbeit und schloß:

„Die ‚Gruppe der gegenseitigen Hilfe‘, die ich gegründet habe, beginnt nun mit der Kultivierung von Brachland, um der Reisschale Chinas noch ein Korn hinzuzufügen. Gestern abend gingen wir über das wilde Feld, um zu sehen, wie steinig und verwachsen es ist und was getan werden muß, um es bebauen zu können. Wir gingen langsam und in Schwarmlinie, Brust an Brust. Die Sonne stand schon tief am Horizont, und nur ihre letzten Strahlen noch erreichten uns. Die Bauern, die über das Feld gingen, warfen im Licht der seitlich einfallenden Strahlen einen einzigen großen Schatten, der uns, den benachbarten Hügel hinaufkriechend, begleitete. ‚Sieh da‘, dachte ich, ‚was für einen Riesenschatten sie werfen, all diese Zwerge!‘“

A. E. Thoss

GLOCKENTÜRME

*Und stünden sie wie Sänger aufgereiht,
zu künden ihre Gottergebenheit,
und dröhnten ihre Stimmen ihm zum Preise,
was nützte dies dem Volk? Des Menschen Leid
will Erz fürs Werkzeug und nicht Glockenspeise.*

*Ich weiß nicht, gibt es ihn, gibt es ihn nicht.
Wenn er kein Spuk ist, schuf nicht er das Licht,
und wär das ganze Weltall eine Glocke,
dann fiele ihr Gedröhn auf sein Gesicht
wie eine federleichte Flocke.*

DER ZENTAUR

Vor zehn Jahren, am 4. Juni 1945, starb der Dramatiker Georg Kaiser in der Schweizer Emigration. Die Barbarei des deutschen Faschismus hatte ihn aus Deutschland vertrieben. Georg Kaiser, einer der glänzendsten Techniker des deutschen Dramas der jüngeren Zeit, hat mehr als sechzig Stücke geschrieben und war vor 1933 einer der meistgespielten Autoren auf der deutschen Bühne. Er war ein unbequemer Autor, ein großer Verneiner der Welt und Gesellschaft, wie er sie vorfand, ein hartnäckiger Arbeiter an der Veränderung der Welt und des Menschen. Kaiser formulierte das so: „Vielgestaltig gestaltet der Dichter eines: die Vision, die von Anfang ist . . . Von welcher Art ist die Vision? Es gibt nur eine: die von der Erneuerung des Menschen.“

Die Bühne war ihm eine Tribüne, auf der Gedanken zu Ende gedacht werden, auf der Gedanken wirksam gemacht werden.

Die deutschen Bühnen und die deutschen Verleger bereiteten dem Werk Georg Kaisers nach 1945 einen eigenartigen Empfang. Sie hielten sich an das Wort, das Georg Kaiser einem seiner ersten Kritiker schrieb, als ihm dieser sein Buch über Kaisers Dramatik sandte: „Ich interessiere mich nicht für den Dramatiker Georg Kaiser.“ Die Bühnen spielten ihn selten und nebenher, die Verleger gaben bis zum heutigen Tage nicht einmal eine Auswahl seiner wichtigsten Stücke heraus.

Wir meinen, es ist heute an der Zeit, das umfassende dramatische Werk Georg Kaisers literaturkritisch zu sichten und eine Auswahl aus seinem Werk zu besorgen. Wir meinen, es ist an der Zeit, daß sich die Bühnen in Deutschland mit seinem Werk auseinandersetzen. Wir kennen: „Die Lederköpfe“, „Soldat Tanaka“, „Die Spieldose“, „Der Silbersee“, „Kanzlist Krebler“, „Der Zentaur“, „Bürger von Calais“, „Kolportage“, „Mississippi“, „Nebeneinander“, „Napoleon in New Orleans“ u. a.

Wir drucken, leicht gekürzt, aus dem Lustspiel „Der Zentaur“, einen seiner frühesten Stücke, den ersten Aufzug des ersten Aktes. Dieses Stück ist die groteske Geschichte des pedantisch pflichtbewußten Studienrats Strobel, der die junge Judith Vierkant zu heiraten verpflichtet wird, da das Testament der Großmutter verfällt, wenn Judith nicht bis zum 19. Lebensjahr geheiratet und bis zum 20. Jahr geboren hat. Da Strobel die Freuden der Liebe bisher nicht erfahren hat, vermag er bindende vertragliche Zusicherungen zur Heirat und Vaterschaft erst abzugeben, nachdem er seine männlichen Eigenschaften

*anderenorts erprobt hat. Als er nach erfolgekröntem Experiment erleichtert den Ehevertrag abschließen will, erfährt Familie Vierkant von seiner Aus-
schweifung und verpflichtet an Strobels Stelle den Witwer Farbe, der die
geforderten Talente mit neun Kindern bereits hinlänglich bewiesen hat.
Strobel verliert sein Schulamt, seine Wohnung, sein bürgerliches Ansehen.
Aus der Misere, in die ihn sein Pflichteifer gestürzt hat, rettet ihn schließlich
und glücklicherweise die Witwe Siebeneicher, die ein pflichterfülltes Leben
mit ihm zu beginnen wünscht.* Heinar Kipphardt

*Wohnzimmer bei Vierkant. Das Mobiliar ist altes Erbstück. Um den runden Tisch grüne Sessel
und Polsterstühle. Über dem Sofa Ölbild einer alten Dame mit frischem Gesicht; Großmama
Lene. Beim Fenster in einem Nußholzgalgen Vogelbauer mit ausgestopftem Papagei. Türen links
und rechts. – Vierkant und Strobel sitzen sich gegenüber.*

VIERKANT: Das war ein Antrag!

STROBEL *ein Knie in den Klapphut bobrend:* Ich bin auf Fragen vorbereitet, die
Sie als Vater bei dieser Gelegenheit zu stellen berechtigt sind, und die
ich nach bestem Wissen und Gewissen beantworten werde.

VIERKANT *den fetten kurzen Körper immer nieder auf die Sesselkante vorstoßend:* Nach
bestem Wissen und Gewissen – das hört sich ja wie eine Steuererklä-
rung an!

STROBEL: Über diesen Punkt . . .

VIERKANT: Sprechen wir uns noch! – Also, mein Kind . . .

STROBEL: Ihre Tochter Judith.

VIERKANT: Das Mädel natürlich, um den Bengel Fritz kann es sich ja
in diesem Falle nicht handeln! *Er lacht; dann sachlich:* Im Grunde – und
Sie gestanden mir ja eben ausdrücklich das Recht zu einigen Er-
kundigungen zu – oder habe ich Sie mißverstanden? – Schön. Kurz
und bündig, Sie werden mir schon meine Offenheit zugute halten
müssen: eine Frage ist es eigentlich nur – die Kardinalfrage, die ich auf
dem Herzen habe: gesund sind Sie?

STROBEL: Ich darf sagen, daß mein Körper Feind jeder Unordnung
gewesen ist. Krankheit ist Unordnung im Körper! Kinderkrankheiten
haben mich kaum gestreift, und später hat mir mein Amt keine Zeit
zu solchen Scherzen gelassen. Ich rühme mich, noch keine Stunde
Urlaub aus dieser Veranlassung genommen zu haben!

VIERKANT *stauend:* Donnerwetter!

STROBEL: Meine Konstitution ist keine herausfordernd mächtige, aber
zähe.

VIERKANT: Jedenfalls der Kern durch und durch gesund!

STROBEL: Das wollte ich bekunden.

VIERKANT *mit einem Finger drohend*: Und immer hübsch solide mit den Kräften hausgehalten?

STROBEL: Inwiefern?

VIERKANT *sieht ihn verblüfft an*: Nichts von Bedeutung – ein rhetorischer Einwurf!

STROBEL: Ich übe keine strapazierende Körperpflege – ein einstündiger Spaziergang in den Stadtwald, regelmäßig nach Tisch unternommen, verschafft mir die notwendige Bewegung.

VIERKANT *aus dem Sessel strebend*: Bravo. Damit haben Sie mich gewonnen. Ich habe große Stücke von Ihnen gehalten – aber Sie übertreffen meine Erwartungen! Vorwärts!

STROBEL: Ich gebe nun im Abriß die notwendigen Darlegungen.

VIERKANT: Was denn? Von welcher Art?

STROBEL: Das Besoldungsgesetz vom siebzehnten März neunzehnhundert-sieben . . .

VIERKANT: Allmächtiger Gott, drückt Sie das?

STROBEL: . . . sieht für die erste Stufe . . .

VIERKANT: Über die Sie längst hinaus sind – und über die zweite und dritte auch!

STROBEL: . . . ein Grundgehalt . . .

VIERKANT: Der Grundgehalt!

STROBEL: Wozu ein Wohnungszuschuß . . .

VIERKANT: Der gesetzmäßige!

STROBEL: Dieser Grundgehalt ist der Steigerung fähig.

VIERKANT: Aber das sind uns beiden doch an den Schuhen abgelaufene Geschichten!

STROBEL: Hinzuzusetzen habe ich hier . . .

VIERKANT: Also das noch.

STROBEL: Zunächst wird der Wohnungszuschuß nicht berührt.

VIERKANT: Keinen Fingerhebe ich.

STROBEL: Wieder mit dem Aufrücken in die . . .

VIERKANT: Weil alles sich vermehrt – seit Menschengedenken!

STROBEL: Gestaffelt von drei zu drei Jahren . . .

VIERKANT: Bis die Pensionierung allen goldenen Träumen ein Ende setzt!

STROBEL: Gegenwärtig genieße ich die Bezüge der Stufe zwei, in der ich seit Ostern geführt werde.

VIERKANT: Aber ich bin doch genau orientiert. Ich fresse doch aus derselben Staatskrippe meinen Hafer!

STROBEL: Demzufolge der volle Zuschuß mit erst nach weiteren zweieinhalb Jahren in Aussicht steht.

VIERKANT: Sehen Sie, das nenne ich dann eine Wohnung mit schöner Aussicht!

STROBEL: Ich rechne . . .

VIERKANT: Das haben Sie gar nicht nötig zu rechnen. *Sich verbessernd:* Mir vorzurechnen!

STROBEL: . . . siebenundzwanzig Prozent . . .

VIERKANT: Was! Vom Hundert siebenundzwanzig? Was ist das für ein fettes Papierchen?

STROBEL: . . . des Gesamteinkommens für Haushaltung. Ich begreife darin Wirtschaftsgeld, Wäsche, Beleuchtung und Diverses. Zwei Prozent verschlingt die Bekleidung. Habe ich richtig gesagt, zwei Prozent?

VIERKANT: Was soll das alles?

STROBEL: Mit dem Anfall des vollen Wohnungszuschusses wird mir die strenge Einhaltung dieses Wirtschaftsprogramms die Hausstandgründung gestatten.

VIERKANT: Und wann wäre das?

STROBEL: In zweieinhalb Jahren!

VIERKANT *räuspert*: Also wir sprechen uns noch. – Sonst quält Sie nichts?

STROBEL: Ich möchte noch kurz auf meine Eltern zu sprechen kommen.

VIERKANT: Da ist Ihr altes Mütterchen, das bei Ihnen wohnt und sich von dem treuen erprobten Dienstmädchen pflegen läßt.

STROBEL: Es betrifft meinen verstorbenen Vater.

VIERKANT: Seid fröhlich mit den Fröhlichen!

STROBEL: Wenn ich meine Braut an das schlichtgrüne Grab führe, so bleibt ein Geheimnis bewahrt, das ich Ihnen – als dem Mann mit dem herberen Empfinden – nicht verschweige. Mein Vater war Kaufmann. Er vertrat eine Margarinefabrik am Rhein. Als er dort gelegentlich – und immer hoch für alles in seinem Fache interessiert – die maschinellen Anlagen besichtigte, kam er dem Getriebe zu nahe. Die Zangen,

Räder, Hebel packten ihn – hielten ihn fest und rissen ihn in einen der großen Behälter mit dem Rohmaterial. An Hilfe war nicht zu denken. Der Prozeß wickelt sich in rasender Eile auf rein technischem Wege ab und gibt erst das fertige Produkt wieder. So kam auch Vater wieder zum Vorschein, regelrecht verarbeitet. Eine Ausscheidung war nicht möglich. Die Kraft des Farbstoffes ist zu gewaltig – auch der Margarine war nichts anzusehen. Die Fabrik telegraphierte uns sofort – und hielt die Ware in kulantester Weise vom Verkauf zurück. Wir schickten eine Gegendepesche ab, in der wir um Reservierung des ganzen Blockes baten. Die Fabrik stellte ihn, wie sie sich überhaupt zuvorkommend in der ganzen traurigen Angelegenheit benommen hat, gratis zur Verfügung. Wir wollten natürlich ein Geschenk von diesem Umfange nicht annehmen, sondern forderten Berechnung des Materials ein, das durch den Unfall meines Vaters unbrauchbar gemacht war. So erhielten wir wenigstens auf dem Wege der Kalkulation Vater zurück. Es wird Sie daher nicht mehr überraschen, wenn Sie auf dem Leichenstein auch sein Gewicht eingemeißelt finden, was ja nicht üblich ist. Wir ließen den neun Zentner schweren Block als Eilgut – deklariert als Margarine – überführen. Die Zusendung geschah wiederum franko. Würde es Sie nun – als Bekenner des christlichen Auferstehungsgedankens – abstoßen, daß mit meinem Vater noch siebeneinhalb Zentner Margarine – und nach menschlichem Ermessen in untrennbarer Verbindung – unter dem Hügel ruhen?

VIERTANT schnappend: Man muß . . . Sie aufheitern! Man muß . . . Sie aufheitern!

STROBEL: Bevor in dem Mädchen Hoffnungen erweckt werden, wollte ich mich rückhaltlos dem Vater bekennen.

VIERTANT: Unter jeden Hügel werden ja weltliche Dinge mit hinabgenommen, warum nicht auch einmal Margarine! Aber sagen Sie meiner Tochter nichts davon, ihr könnte das richtige Verständnis fehlen! *Er unterdrückt einen neuen Ausbruch.* Schonen Sie Ihre Kräfte, Sie haben eine Herzensburg zu erobern, die gut verschanzt ist. Das Mädels ist ein Racker. Den setzen Sie nicht so schnell matt wie seinen alten Vater! Seien Sie nicht zu genau, kein Federlesen. So'n Mädels hat keine Logik im Kopf – das hat zwei Lippen, da muß es wie gedruckt gehen. Dann haben Sie den ganzen Falter auf der Hand. Also, daß wir nur Erfreuliches hören! Gottes Segen über Sie und mein Kind. Jetzt will ich Ihnen das Mädels hereinschicken. *Schon links.* Verstanden? Brust heraus, Kopf aufgesetzt: Ich will – du sollst – ich will dein Herr sein! *Ab.*

Hanns Cibulka

„Wer liest heute noch Lyrik?“

So hat Günther Deicke einen Diskussionsbeitrag zum bevorstehenden IV. Deutschen Schriftstellerkongreß in der „National-Zeitung“ überschrieben. In diesem Beitrag setzte sich der Verfasser vor allem mit der ungenügenden Propagierung der Lyrik durch den Buchhandel auseinander. Wenn wir aber die Frage „Wer liest heute noch Lyrik“ wirklich beantworten wollen, so müssen wir nach meiner Meinung dorthin gehen, wo Bücher tatsächlich gelesen werden: in unsre Allgemeinen Öffentlichen Büchereien. Und da die Benutzung dieser Büchereien in unsrer heutigen Gesellschaftsordnung weder das Vorrecht einer bestimmten Klasse ist noch auf einem Prestigebedürfnis beruht, wird man ohne Zweifel ein halbwegs geschlossenes Bild von dem wirklichen Bedürfnis breiter Leserschichten nach Lyrik erhalten. Ich gebe deshalb zur Einleitung einige statistische Zahlen bekannt. Zur besseren Illustration habe ich aus dem Bezirk Erfurt drei Allgemeine Öffentliche Büchereien ausgewählt.

Städtische Volksbüchereien Erfurt

- a) Erfurt ist eine Großstadt mit rund 200 000 Einwohnern.
- b) Ökonomische Struktur: Schwermaschinenbau – Elektrotechnik – Rundfunktechnik – Bekleidungsindustrie – Kraftfahrzeuginstandsetzungswerke – Schuhindustrie und Nahrungsmittelindustrie. Durch die Konzentrierung höherer Verwaltungsstellen leben in Erfurt sehr viele Angestellte, hinzu kommen zahlreiche Fachschüler und Studenten.
- c) Die Städtische Volksbücherei Erfurt hatte 1954 16 300 aktive Leser.
- d) In der Hauptstelle sowie in den Zweigstellen wurden 1954 403 000 Bände entliehen.
- e) Im Bestand der Städtischen Volksbüchereien Erfurt waren am 31. 12. 1954 1229 Lyrikbände vorhanden.
- f) Die Gesamtentleihungszahl an Lyrik betrug im vergangenen Jahr 1706 Bände.

Stadtbibliothek Gotha

- a) Gotha ist eine Mittelstadt mit rund 60 000 Einwohnern.
- b) Ökonomische Struktur: Lokomotiv- und Waggonbau – Gummi-Industrie – Zahnräderindustrie – Fett- und Ölwerke. Ferner leben in Gotha neben den Verwaltungsangestellten im Rat des Kreises zahlreiche Fachschüler (Fachschule für Finanzen – Wirtschaftsschule Heinrich Rau – Fachschule für Bauwesen – Fachschule für Landwirtschaft – Fachschule für Kindergärtnerinnen).
- c) Die Stadtbibliothek Gotha hatte 1954 5300 aktive Leser.
- d) Die Gesamtausleihe im vergangenen Jahr betrug 100 300 Bände.
- e) Am 31. 12. 1954 waren im Bestand der Stadtbibliothek 482 Lyrikbände vorhanden.
- f) Die Gesamtausleihe an Lyrik betrug 1954 505 Bände.

Stadtbibliothek Arnstadt

- a) Arnstadt ist eine Kleinstadt mit rund 30 000 Einwohnern.
- b) Ökonomische Struktur: Neben dem RFT Fernmeldewerk und der Fabrik für den Bau chemischer Maschinen wird der Charakter der örtlichen Industrie durch die Klein- und Kleinstbetriebe der Handschuhfabrikation u. ä. bestimmt.
- c) Die Stadtbibliothek Arnstadt hatte 1954 1265 aktive Leser.
- d) Die Gesamtausleihe im vergangenen Jahr betrug 34 438 Bände.
- e) Die Gesamtausleihe an Lyrik betrug 1954 149 Bände.

Ein oberflächlicher Beurteiler könnte bei dieser Statistik zu dem Ergebnis kommen, daß die Lyrik im Verhältnis zur Gesamtausleihe immerhin in einem guten Verhältnis steht. Aus diesem Grunde gebe ich von der Stadtbibliothek Gotha zusätzlich die Zusammensetzung der Lesergruppen bekannt, die 1954 Lyrikbände entliehen haben.

Grund- und Oberschüler über 14 Jahre	132 Bände
Lehrlinge und Praktikanten sämtlicher Berufszweige	33 Bände
Studenten	55 Bände
Facharbeiter und sonstige Arbeiter mit Berufsschulbildung	20 Bände
Sonstige Berufe mit Berufsschulbildung	72 Bände
Berufe mit Fachschulbildung	31 Bände
Werkstätige Bauern	1 Band
Leser mit Hochschulbildung	12 Bände
Selbständige mit Berufs- oder Fachschulbildung	2 Bände
Rentner	39 Bände
Nichtberufstätige Frauen	108 Bände

Da die ersten drei Lesergruppen aber im wesentlichen die sogenannte Pflichtliteratur entleihen (Heine: Wintermärchen – Kuba: Gedicht vom Menschen – Brecht: Erziehung der Hirse – Hermlin: Mansfelder Oratorium

u. a. m.) und die nichtberufstätigen Frauen vor allem Verfasser wie Wilhelm Busch, Eugen Roth und Erich Kästner, wird der Beurteiler bereits jetzt ein wesentlich anderes Bild von dem wirklichen Bedürfnis nach Lyrik erhalten. Aber auch in den Stadtbibliotheken Erfurt und Arnstadt wurde festgestellt, daß rund vierzig Prozent der Lyrikentleihungen von den ersten drei Lesergruppen ausgeführt worden sind. Erschreckend wird das Bild jedoch erst dann, wenn wir uns ansehen, in welchem Maße Lyrikbände zeitgenössischer Dichter entliehen werden. So wurden zum Beispiel im Jahr 1954 (in Gotha) folgende Gedichtbände verlangt:

Arendt: <i>Trug doch die Nacht den Albatros</i>	1 mal
Becher: <i>Schöne deutsche Heimat</i>	2 mal
Becher: <i>Glück der Ferne leuchtend nah</i>	1 mal
Brecht: <i>Hundert Gedichte</i>	2 mal
Hermlin: <i>22 Balladen</i>	2 mal
Hermlin: <i>Flug der Taube</i>	1 mal
Huchel: <i>Gedichte</i>	1 mal
Kuba: <i>Gedichte</i>	2 mal
Zimmering: <i>Gedichte</i>	1 mal

Selbst die Standardwerke der bürgerlichen Lyrik wie die Gedichtbände von Rainer Maria Rilke und Hermann Hesse werden im Durchschnitt nicht mehr als zwei- bis dreimal im Jahr entliehen. Und das alles in einer Mittelstadt mit rund 60 000 Einwohnern.

Ich glaube, behaupten zu können, daß diese Statistik fast so etwas wie einen Querschnitt durch das augenblickliche Bedürfnis der deutschen Menschen nach Lyrik darstellt. Betrachten wir uns aber zusätzlich noch die Zahl der verkauften Lyrikbände in den einzelnen Verlagen (auch hier müssen wir die Buchbestellungen der Bibliotheken abrechnen), so komme ich zu dem Ergebnis, daß der werktätige Mensch wirklich keinen Sinn mehr für Lyrik hat. Und das alles bei einem Volk, dessen Anteil an Lyrik in der Weltliteratur bedeutend ist. Diese Behauptung aber heißt für uns noch lange nicht, die geistige Kraft und das kulturelle Streben eines Volkes zu leugnen.

Wo aber liegen die Ursachen? Gewiß werden niemals alle Menschen Lyrik lesen, man könnte sogar soweit formulieren, daß niemals alle Menschen Freunde des Buches werden. Immer hat es Menschen gegeben, und es wird sie auch in Zukunft geben, die für ihr Leben die schöngeistige Literatur nicht benötigen. Immer wird es in einem Volk musische und amusische Menschen geben. Von den letzteren aber wollen wir hier nicht reden. Wir wollen von den Millionen sprechen, die des Buches bedürfen, von jenen Millionen, die heute Leser in unsren Allgemeinen Öffentlichen Büchereien sind. Und gerade

bei diesen Lesern, die Tag für Tag Anschluß an das Wissen und an die kulturellen Strömungen unserer Zeit suchen, muß festgestellt werden, daß sie nur sehr selten zu einem Lyrikband greifen. Was aber sind die Ursachen?

Die Schundliteratur kann es nicht sein, da sie heute weder in den Bibliotheken noch im Buchhandel vorhanden ist. Aber auch die Filme der Sensation, des Kitsches und des Schmutzes sind aus unsren Lichtspielhäusern längst verbannt. Viel näher liegt schon der Einwand, daß auf den Schultern des heutigen Menschen ein Arbeitspensum liegt, das nicht immer leicht zu tragen ist. Aber auch diesen Einwand kann man bei den hohen Leser- und Entleihungszahlen in unsren Bibliotheken nur bedingt gelten lassen. Wer wirklich eine Stunde der Besinnung sucht, wird sie selbst unter dem Dröhnen der Düsenjäger finden. Schließlich kann man auch von einer wirtschaftlichen Notlage der werktätigen Bevölkerung, die vielleicht den Absatz an Lyrikbänden erschweren könnte, nicht mehr ausgehen. Auch der Einwand, daß unser Buchmarkt unübersehbar geworden sei und deshalb der Leser nur schwer den Weg zur Lyrik fände, ist nicht mehr stichhaltig. Viel näherliegend finde ich den Einwand eines Gothaer Malers, der in dieser Fragestellung die Meinung vertritt, daß sich die Menschen unsrer Zeit viel lieber an der Fläche des Lebens erfreuen und von einer geistigen Auseinandersetzung, die in die Tiefe führt, nicht mehr viel halten.

Welche Aufgaben aber sind es, die den Freunden der Lyrik aus diesem Notstand erwachsen? Der Vorschlag einiger Schriftsteller, die Werbung für Lyrik müßte verbessert werden, ist gut. Dennoch sehe ich hier keinen wesentlichen Fortschritt. Ich glaube nicht, daß der Reklamestreifen, wie wir ihn in der Wirtschaft vorfinden, unsere Leser bewegen kann, zu Lyrikbänden zu greifen; Geräuschmachen liegt nicht im Sinne der Lyrik. Viel konkreter erscheint mir der Vorschlag, daß alle Stellen unsrer Gesellschaft, die in unmittelbarer Beziehung zu dem Buch stehen, von der individuellen Leserberatung an das Problem herangehen müßten. Vor allem sind es hier die Allgemeinen Öffentlichen Büchereien und die Buchhandlungen unsrer Republik.

Jeder Bibliothekar, der heute als Erzieher breiter Leserschichten in den Bibliotheken seinen Dienst tut, müßte zuerst einmal den Leser auf die jüngsten Lyrikerscheinungen aufmerksam machen. Man muß durch eine individuelle Leserberatung den geeigneten Leser an die Lyrik heranzuführen. Daß dieses möglich ist, beweisen die jüngsten Versuche in der Stadtbibliothek Gotha. So wurden zum Beispiel im März 1955 in einer einzigen Ausleihstunde sieben Leser auf die jüngsten Lyrikerscheinungen aufmerksam gemacht. Der Erfolg war, daß von den sieben Lesern drei (eine Hausfrau, eine Stenotypistin und ein Lehrling) je einen zeitgenössischen Gedichtband entliehen haben. Auf diese Weise können wir zumindest Teilerfolge erzielen.

Eine weitere Möglichkeit sehe ich in den regelmäßigen Leseabenden unserer Bibliotheken. So hatten die Stadtbibliothek Erfurt und die Stadtbibliothek Gotha mit dem Leseabend „Liebesbriefe, Liebesgedichte durch drei Jahrtausende“ einen beachtlichen Erfolg. Wir begannen diesen Leseabend in Gotha mit dem Hohenlied Salomos und führten den Hörer über Griechenland und Rom bis in unsre jüngste Gegenwart. Wir beendeten die Lesung mit dem Zyklus von Günther Deicke „Liebe in unseren Tagen“. Einhundertzwölf Zuhörer waren an jenem Abend anwesend. Außerdem wurde dieser Leseabend in den Ferienheimen des FDGB in Tabarz und Friedrichroda mehrmals wiederholt.

Die wahre Ursache aber, warum heute so wenig Lyrik gelesen wird, liegt meines Erachtens auf einer ganz anderen Ebene. Sie liegt in der ungenügenden ästhetischen Erziehung unsres Volkes. Es ist kein Geheimnis, daß die Erziehung zur Kunst, die Erziehung zur geistigen Aufnahme von Kunstwerken an unsren Schulen selbst heute noch unterschätzt wird. Zwar wird niemand bestreiten, daß Unterrichtsfächer wie Deutsch, Mathematik, Naturwissenschaft, ja selbst Körpererziehung einen bestimmten Anteil an der ästhetischen Erziehung der Schüler haben. Der Kern einer wirklichen ästhetischen Erziehung aber liegt tiefer. Und deshalb ist gerade die Kunsterziehung, die die Kunst als Ganzes lehrt, eine bedeutende Aufgabe in unserer Gegenwart. Genügt es wirklich, wenn an den unteren Klassen der Oberschule wöchentlich nur eine Stunde Kunsterziehung gegeben wird, in den oberen Klassen (zugunsten der wissenschaftlichen Fächer) gar nur im Abstand von zwei Wochen? Die Lage an den Grundschulen ist noch bedenklicher.

Heinrich Deiters schrieb einmal in einem seiner Aufsätze: „Gerade in unsrer Epoche des welterschütternden Ringens zwischen einer absterbenden alten und einer emporsteigenden neuen Kultur kommt der Kunst neben anderen Formen des gesellschaftlichen Lebens eine entscheidende Bedeutung zu.“ Und gerade heute, da unsere Nation gespalten ist, da wir an den Wurzeln unserer Existenz bedroht sind, müssen nicht nur die geistigen Kräfte gepflegt und entfaltet, es müssen vor allem auch die musischen Kräfte wieder geweckt und gefördert werden. Wir benötigen eine Volksbildung, die nicht nur den Menschen Wissen vermittelt, sondern auch auf die Bildung des Herzens Wert legt. Der innere Sinn für Kunst, der vielen von uns verloren gegangen ist, muß bereits in den Schulen wieder geweckt werden. Hier sehe ich eine der großen dringenden Aufgaben unserer schulischen Erziehung. Wenn wir diese Aufgabe nicht erkennen, so werden eines Tages nicht nur die Lyriker, sondern auch viele Maler, Bildhauer und Komponisten, die in ihrer künstlerischen Aussage vom Publikum etwas mehr verlangen, als es der durchschnittliche Unterhaltungsroman tut, auf einsamem und verlorenem Posten stehen.

Fragwürdigkeit der indirekten Übersetzung

Unter dem Titel „Schüsse am Bayangsee“ hat der Verlag „Volk und Welt“ im Juni vergangenen Jahres den chinesischen Roman „Sin örl nü jing siung tschuan“ (Heldentaten der neuen Söhne und Töchter) von Kung Djüe und Jüan Djing in deutscher Übersetzung nach einer in „Chinese Literature“ erschienenen englischen Fassung herausgebracht. Der Übersetzer ist Eduard Klein. Daneben liegt im Verlag „Neues Leben“ das Manuskript einer direkten Übertragung aus dem Chinesischen von Johanna Herzfeldt vor.

Diese doppelte Übersetzung, durch mißliche Verkettung einiger Umstände bewirkt, bietet die Möglichkeit, einmal am praktischen Beispiel zu zeigen, wie die Atmosphäre eines Buches bei der Übersetzung aus einer Mittlersprache abgeschwächt wird.

Der Titel

Fangen wir mit dem Titel an. Dem Kollegen Klein stand nur die englische Formulierung „Daughters und Sons“ zur Verfügung – damit war das Interesse des deutschen Lesers nicht zu wecken. Vermutlich ist aus diesem Grunde, ausgehend vom Schauplatz und dem Partisanenromancharakter des Buches, der Titel „Schüsse am Bayangsee“ gewählt worden. Der chinesische Originaltitel „Heldentaten der neuen Söhne und Töchter“ war in dem Vorwort interpretiert, das Guo Mo-sho dem Buch mit auf den Weg gegeben hatte, das aber in „Chinese Literature“ nicht wiedergegeben war. Guo Mo-sho spricht dort vor allem über zwei Gestalten des Romans, den Bauernsohn Da-schui und die siebzehnjährige Mee, die er als leuchtende Beispiele im Ringen ihres Volkes um Freiheit und Fortschritt herausstellt: „Kann denn nicht jeder Mann so werden wie Da-schui? Kann nicht jede Frau so werden wie Jang Siau-mee?“ fragt Guo Mo-sho. Also: nicht den Schüssen, sondern den Menschen, die diese Schüsse abgeben, ist der Roman gewidmet. Der Verlag „Neues Leben“ wollte diesem Grundgedanken des Buches gerecht werden, indem er als Titel „Da-schui und Mee“ mit einem entsprechenden Umschlagbild vorsah.

Das Vorwort

Guo Mo-shos Vorwort, der deutschen Ausgabe vorangestellt, wäre für den Leser eine warmherzige und wertvolle Einführung von berufener

chinesischer Seite gewesen. Der Leser hätte daraus erfahren, daß er es mit einem der meistgelesenen Bücher des neuen China zu tun hat. Dazu ein Satz zur Erklärung, wer Guo Mo-sho ist, ein weiterer erklärender Satz zu den beiden klassischen Romanen, mit denen Guo Mo-sho das Buch vergleicht – und das Wissen des Lesers über die chinesische Literatur wäre ohne große Mühe um ein Bausteinchen erweitert worden. Auch die Anerkennung und Ermutigung, die Guo Mo-sho den beiden Autoren ausspricht, hat ihre Bedeutung: „Die von den Verfassern geschaffenen Personen und die Darstellung der Ereignisse zeichnen sich durch ihre Wahrheitstreue aus: sie sind natürlich . . . Die Verfasser bedienen sich meisterhaft der reichen Volkssprache, und ich hoffe, daß sie nicht bei dem Erreichten stehenbleiben, sondern nach noch größeren Erfolgen streben werden.“ Damit werden die Verfasser auch dem deutschen Leser zu einem Begriff. Über die langen, ihm so ungewohnten Namen liest er nämlich erfahrungsgemäß leicht hinweg – dabei könnten sie ihm mühelos so vertraut gemacht werden, wie ihm z. B. „Jeanne und Kurt Stern“ vertraut geworden sind, wenn man dem Vorwort von Guo Mo-sho hinzufügte, daß Kung und Jüan Mann und Frau sind, zwei junge Eheleute, die viele Monate des Freiheitskampfes mit Bauernpartisanen zusammen verbracht haben und heute beim Film tätig sind.

Illustrationen

„Es wäre schön, wenn dieses Buch mit Illustrationen ausgestattet würde, wie es in der schöngestigen Literatur früher weitgehend üblich war“, schlägt Guo Mo-sho zum Schluß vor. Und sein Wunsch ist erfüllt worden. In jedem der zwanzig Kapitel sind ein oder zwei Höhepunkte der Handlung in einer einfachen Schwarzweißskizze festgehalten. Diese hätten ohne Schwierigkeit in den deutschen Text übernommen werden können, ihn belebend und dem Leser chinesische Menschen und Örtlichkeiten vor Augen führend. In diesem Zusammenhang sei angeregt, Übersetzungen chinesischer Bücher grundsätzlich mit Illustrationen, und zwar im chinesischen Stil, auszustatten. Diese tragen dazu bei, den Leser mit chinesischer Art bekannt zu machen; sie ergötzen ihn oft und helfen ihm, von ungewohnten Dingen eine Vorstellung zu gewinnen. Um wieviel gegenwärtiger wird ihm der Bauernjunge mit dem „nichtssagenden“ Namen Da-schui, wenn das Bild des jungen Burschen mit der blauen Arbeitsjacke und dem großen runden Strohhut sich zum Text gesellt! Die Ausstattung der Ausgabe von „Des Tien Tschien Lied vom Karren“ in der Übertragung von F. C. Weiskopf und die Ausstattung einiger tschechischer Übersetzungen aus dem Chinesischen sind beispielgebend dafür.

Die reiche Volkssprache, deren meisterhafte Verwendung Guo Mo-sho hervorhebt, hat in der Wiedergabe auf dem Umweg über das Englische naturgemäß Abschwächungen erlitten. Das sei an einigen Beispielen gezeigt, in denen die Übersetzung der gleichen Stelle einmal direkt aus dem Chinesischen und einmal über das Englische zitiert wird. (Der nach dem Englischen übersetzte Text ist dabei nicht mit dem englischen Ausgangstext verglichen worden.)

Aus dem Chinesischen

In diesen Tagen bewegten sich die japanischen Teufel im Süden des Bezirkes an der Eisenbahnstrecke entlang nach Westen. Sie entfernten sich damit von den Bajang-Sümpfen, und in den Dörfern am Rande der Sümpfe bekamen die Menschen eine Pause zum Atemholen. Die Familie Nju wollte diese Zeit der Ruhe zum Schilfschneiden ausnützen. Sie fuhren zu dritt in einem kleinen Kahn los. Der zwölfjährige Sjan ruderte. Als sie etwa eine halbe Meile gefahren waren, steuerten sie aus der kleinen Bucht in den offenen Bajangsee hinaus. In dem klaren seichten Wasser dicht am Ufer entlang wucherte dichtes Schilf. Da-schui und sein Vater kletterten aus dem Kahn und machten sich ans Schilfschneiden. Ihre Sichel blitzten und funkelten, während sie sie gleichmäßig hin- und herschwangen. Sie achteten nicht auf die Wildgänse, die am Himmel über ihnen kreisten, und hörten nicht das Geschrei der Wildenten und Wasserbühner, die bei jedem Sichelhieb aufgeschreckt vor ihnen hochflatterten.

Aus dem Englischen

Unterdessen marschierten die Japaner an der Eisenbahn entlang nach Süden und Westen. Da sie aber dem Bayangsee fernblieben, war das Leben gerade noch erträglich.

Eines Tages setzte sich Da-schui mit seinem Vater und seinem Bruder in ein kleines Boot. Lu trieb es vorwärts. Nach etwa einer halben Meile kamen sie zu der Einfahrt in den Bayangsee. In dem klaren seichten Wasser am Ufer wuchs dichtes Schilf. Sie stiegen aus dem Boot und schwangen die funkelnden Sichel. Ohne die Schreie der aufgeschreckten Wasservögel zu beachten, arbeiteten sie rüstig fort. Über ihnen kreiste langsam ein Falke.

Währenddessen saß Mee, in Tränen aufgelöst, steif in ihrer Brautsänfte. Sie hatte sehr bald gehört, daß Jin-lung keinen guten Charakter hatte. In den beiden letzten Tagen vor der Hochzeit hatte sie sich krank gestellt. Sie war auf dem Kang liegengeblieben, unaufhörlich vor sich hinweinend. Jedesmal, wenn die Mutter von neuem auf sie einredete, zog sie sich die Decke über den Kopf. Als die Träger mit der Sänfte vor das Haus kamen, um sie abzuholen, hatte sie nicht die Kraft, allein einzusteigen.

Mee saß unterdessen mit tränenüberströmtem Gesicht in dem schwankenden Tragsessel. Es war ihr längst zu Ohren gekommen, daß Djin-lung ein Taugenichts sei. Die beiden letzten Tage hatte sie auf dem Kang gelegen und sich krank gestellt. Sie versteckte ihren Kopf unter dem Bettuch und weinte ohne Unterlaß. Ihre Mutter redete ihr zu und bat sie, vernünftig zu sein. Als die Brautsänfte kam, war Mee völlig erschöpft.

Sie merkte kaum, daß man ihr hineinhalf.

Ein Lehrer hatte den „Langen Marsch“ mitgemacht. Er stammte aus der Provinz Hunan, und Da-schui konnte kein Wort von seinem Dialekt verstehen. Einmal fragte ihn dieser Lehrer: „Hörst du eigentlich zu oder nicht?“ Da-schui saß mit weitaufgerissenen Augen stumm da. Der Lehrer lachte. „Ich frage dich, ob du verstehst, was ich vortrage.“ Es gab ein großes Gelächter.

Da-schui stellte auch fest, daß manche Studenten sich eifrig Notizen machten, und dachte: „Es wird lange dauern, bis ich soweit bin, aber dann wird alles gut sein!“

Da-schui überragte alle anderen an Fleiß und Ausdauer. Jeden Morgen stand er ganz früh auf und fegte das Schulhaus und ihren Schlafsaal aus. Dann machte er alle Waschbecken sauber. Eines Tages sagte der Lehrer Tscheng zu den Studenten, sie sollten sich Da-schui zum Vorbild in der praktischen Arbeit nehmen. Da-schui geriet darob in Verlegenheit.

Einer der Lehrer hatte den Langen Marsch mitgemacht. Er sprach einen so fremden Dialekt, daß Da-schui ihn kaum verstand. Als er eine Frage an Da-schui richtete, starrte ihn dieser verständnislos an. Zu allem Unglück konnte er auch nicht schreiben. Er sah, wie die anderen sich während des Unterrichts eifrig Notizen machten. „Wenn ich das gelernt habe, werde ich sehr glücklich sein!“ sagte er zu sich.

Da-schui war der beste Arbeiter in der ganzen Schule. Des Morgens war er vor seinen Stubengenossen auf den Beinen. Er scheuerte die Waschbecken und kehrte dann den Hof und die Büros. Einmal stellte ihn der Schulleiter den anderen als Vorbild in allen praktischen Arbeiten hin. Da wurde Da-schui sehr verlegen. „Zu was anderem taugen wir Bauern ja nicht“, murmelte er.

„Wir Leute vom Dorf können nicht mit Büchern umgehen“, sagte er, „wir haben nur unser bißchen Körperkraft anzubieten.“

Die Studenten ließen Da-schui hochleben und trugen seinen Namen auf eine Ehrentafel ein. Er war überglücklich.

Die Dienststelle fragte Mee, wie sie sich dazu stelle. „Jin-lung hat mir das Herz gebrochen“, sagte sie tiefbekümmert. „Dieser Mann ist verkrüppelt – Wurzel wie Stamm. Er will nicht in der Widerstandsbewegung mitarbeiten – also kann ich nicht mit ihm zusammen leben – ob geschieden oder nicht. Meine einzige Forderung an ihn ist, daß er das Kind herausgibt. Er vermag nicht, ihm Gutes anzutun – er kann nichts als ihm Schaden zufügen.“

Der neue Kommandant der Garnison führte sich wie ein wildes Tier auf. Er hatte den Spitznamen „Die große Kräbe“ erhalten – weil man schon aus seinem bloßen Erscheinen irgendwo auf drohendes Unheil schloß, genau wie aus dem plötzlichen Krächzen einer Kräbe. (Der Nachsatz: „weil . . . Kräbe“ ist als Erklärung zugefügt. Ich halte es für nötig, dem Leser solche Erklärungen zu geben, und bin dafür, sie zwanglos in den Text einzufügen. J. H.)

Keine Viertelstunde später war das Kind da. Ein Junge, rund und rosig, die Haut so hell, als sei sie mit feinstem Reismehl gepudert.

Die Nachricht lief mit Blitzesschnelle durch das Dorf. Die Nachbarsfrauen kamen angerannt . . .

Die Behörden fragten sie nach ihrer Meinung.

„Bei mir ist es aus mit Djin-lung“, sagte sie bitter. „Ich kann nichts Gutes mehr an ihm finden. Er weigert sich, der Revolution zu dienen. Ob wir geschieden werden oder nicht, ich kann mit ihm nicht auskommen. Ich will nur, daß er mir den Kleinen wiedergibt. Er wird dem Kind Unglück bringen.“

Nur der neue Kommandant betrug sich weiter wie ein Vieh. Sein Spitzname war Große Kräbe.

Einige Minuten später lag ein dickes rosiges Kind neben Mee. Es war ein Junge.

Bald wußte das ganze Dorf, daß Mee ihr Kind geboren hatte. Die Nachbarinnen brachten . . .

Ein Metallarbeiter, Joneda, war besonders gesprächig. Er gab an, daß man ihn in seiner Kompanie für einen Roten halte. „Der Offizier Susumo kann das bestätigen“, fügte er hinzu. Und dann legte er los.

Am meisten redete ein ehemaliger Metallarbeiter Yoneda. Er bezeichnete sich selbst als einen „lebenslustigen Kerl“.

Ferner sind noch die folgenden Einzelpunkte beachtenswert, weil sie in der Wiedergabe chinesischer Texte oft wiederkehren:

In der gedruckt vorliegenden Übersetzung wird von „Marionetten“-regierung, „Marionetten“-soldaten gesprochen. Das ist die Wiedergabe des englischen Ausdrucks „puppet“. Im Chinesischen dagegen gibt es nur „Verräter“-regierung usw. „Marionetten“ oder „Puppen“ ist farblos; mit der Bezeichnung „Verräter“ charakterisiert der Chineser seine dem Feind dienenden Landsleute.

Als ganz selbstverständlich wird in der Übersetzung aus dem Englischen von der „Kuomintang“-regierung oder -partei gesprochen; ebenso selbstverständlich von der „Kommunistischen Partei Chinas“. Der Ausdruck „Kuomintang“ ist einem großen Leserkreis durchaus geläufig geworden. Warum machen wir jetzt nicht unsere Leserschaft und vor allem unsere Jugend mit dem Namen vertraut, den die Kommunistische Partei in China führt: „Kung-tschan-dang?“ Und warum geben wir nicht immer wieder die Erklärung der drei Zeichen, die sich hinter diesen drei Silben verbergen: „Gemeinsamhervorbringen-Partei?“ Wie inhaltreich ist diese Bezeichnung! Im Original des Romans ist natürlich überall nur von der Kung-tschan-dang die Rede.

Und als letzte Bemerkung zu dem Punkt „Volkssprache“: Da-schui jüngerer Bruder heißt im Buch „Lu“. Warum? Der ältere Bruder ist Da-schui, „Das große Wasser“, der jüngere ist Sjau-schui, „Das kleine Wasser“, der Familienname lautet Nju. Der deutsche Leser könnte leicht in die chinesische Art der Namengebung eingeführt werden, wenn man der deutschen Ausgabe in einer sprechbaren Transkription ein Personen- und Ortsverzeichnis voranstellte, vielleicht auch die unentbehrlichen Erklärungen dazu gäbe. Man würde auch damit wieder den Leser dem chinesischen Leben ein Schrittchen näherbringen und die Hemmung beseitigen, die viele Menschen davon abhält, an ein Buch aus dem Chinesischen heranzugehen, weil sie angesichts der ungewohnten und unverständlichen Namen Personen und Schauplätze leicht durcheinanderbringen.

Das volkstümliche Element

Das volkstümliche Element ist in der Übertragung über das Englische leider an vielen Stellen unter den Tisch gefallen. Zum Beispiel ist im

Original jedem der zwanzig Kapitel des Romans ein Volks- oder Kampf-
lied, ein Sprichwort oder eine Losung vorangestellt, gleichsam als Er-
gänzung zu der jeweiligen Kapitelüberschrift, und die Stimmung für die
weitere Lektüre vorbereitend. Kapitelüberschrift und Motto fehlen in der
indirekten Übersetzung, wodurch die deutsche Ausgabe ein auflockerndes,
das Interesse belebendes Moment verliert. Hier einige Beispiele dafür:

Erstes Kapitel: IM SOMMER 1937. KRIEG!

*Hört!
Die Kanonen donnern.
Menschen vergießen Tränen.*

(Volkslied)

Fünftes Kapitel: HOCHZEIT

*Rote Bohnen,
Reine Herzen –
Die Mutter gedachte
mich zu verheiraten.
Ich will
keinen reichen Mann,
Mutter!
Ich will einen Kämpfer heiraten –
einen Kämpfer aus der Achten Armee!
Er braucht nur ein Pferd
mit einem Sattel,
damit er mich mit sich nehmen kann.*

(Volkslied)

Neuntes Kapitel: ZWISCHEN LEBEN UND TOD

*Nein, ihr Henker, nein!
Vergeudet keine Zeit umsonst!
Ich bin ein Mensch,
ich will kein Hund sein!*

*Du ladest noch,
solange die Morgenröte glüht . . .
Wenn der Mond aufgeht,
wirst du ein Toter sein.*

(Li-Tschi, zeitgenössischer Dichter)

Neunzehntes Kapitel: GENERALANGRIFF

*Wie von Nägeln sind wir zerstoehen,
wie von Messern zerschnitten.
Auf Schlehdorn legen wir uns schlafen,
mit Heckenrosen decken wir uns zu.*

*So quälen uns die japanischen Hunde,
so zerreißt uns der erbarmungslose Feind!
Tag und Nacht hoffen wir alle,
erwarten wir unsern Befreier.*

*Nun ist sie zu uns gekommen,
unsere Armee, unsere Volksarmee.*

(Volkslied)

Im sechzehnten Kapitel vermißt man voll Bedauern die amüsante Aufzählung der kleinen Hochzeitsgeschenke und die reizvollen Texte der Hochzeitssprüche:

Tjän legte die Kopfkissenbezüge, die sie gestickt hatte, auf den Kang. Die übrigen Kader ordneten ihre Geschenke daneben: Handtücher, Seife, Zahnbürsten, Zahnpaste in Tuben, Notizbücher und allerlei andere Dinge. Der Schulleiter Tscheng war am Kommen verhindert. Dafür schickte er zwei Rollen mit Glückwunschwesen. Die Mädchen wickelten die Rollen auf und hängten sie rechts und links von dem Aquarell an die Wand. Von dem roten Papier hoben sich eindrucksvoll die mit schwarzer Tusche gepinselten Schriftzeichen ab. Das Gefühl, dem sie Ausdruck gaben, war ebenso modern wie die Sprache. Als Überschrift waren vier Schriftzeichen auf die Rollen verteilt, sie bedeuteten:

Auf der linken Rolle LIEBE

*Neue
Menschen
stürzten
das Joch
der Vergangenheit.*

*Wer
schlägt
die Feinde
seines
Landes?
Des Volkes
treue
Söhne!*

Auf der rechten Rolle REVOLUTIONÄRE

*Die alten
Mitskämpfer
erwartet
der neue,
glückliche Bund!*

*Wer
verteidigt
das Heimatland?
Eben
diese
wahren
Helden!*

Nju Da-schui!
Mit deiner
Kühnheit
erwärmst
du
das Herz
der Yang Sjau-mee!

Mann
und Frau –
zwei Kämpfer
für die Freiheit!
Mögen sie
treu
dem Volke
dienen!

*Ach – meine Hände ziehen mich
zu dir, reizende Blume!
Doch fürchte ich mich, dich zu brechen –
denn gar zu streng ist der Gärtner!*

Unter den Geschenken waren noch mehrere solcher Rollen. In allen wurden Hochzeit und Revolution besungen. Manche waren ernst, andere scherzhaft gehalten. Jede wurde mit Jubel aufgenommen und an einer gut sichtbaren Stelle an den Wänden aufgehängt.

Auch das Liebeslied, das „der Wind aus einem kleinen Kahn, der mitten auf dem See von den Wellen geschaukelt wurde, über das Wasser trug“, hätte sicher vielen Lesern Freude bereitet:

*Das Frühlingsfest
hat der März uns gebracht.
Grün ist die Weide,
in Blüte steht der Aprikosenbaum.*

*Zum Herzen der Blume
kommt die Biene geflogen,
und die Blumenkrone
berührt sie ganz leicht . . .*

Das aus dieser Gegenüberstellung für die Praxis zu ziehende Fazit: Wenn schon chinesische Literatur über eine Mittlersprache übersetzt werden soll, so muß die Übersetzung mit dem Originaltext so verglichen oder wenigstens ein mit chinesischen Verhältnissen vertrauter Mitarbeiter gewonnen werden, der die „Trübungen der chinesischen Atmosphäre“ in der Zweitübersetzung spürt und beseitigt.

Nochmals: Methode des Autors -- Methoden der Kritik

1. Der Bezirksverband Halle des Deutschen Schriftstellerverbandes schreibt uns:

Die im Märzheft der NDL veröffentlichte kurze polemische Auseinandersetzung Marta Nawrath-Stephan Hermlin über Hermlins Prosaarbeit „Die Kommandeuse“ ist insofern von Wert, als sie eine interessante und diskussionswerte Frage unserer neuen Literatur und damit im Zusammenhang auch unserer Literaturkritik sichtbar werden läßt.

Hermlin schreibt in seiner „Antwort an die Verfasserin der ‚Einwände‘“: „Wie ein Arzt muß der Kritiker diagnostizieren können: er muß sich zuerst über die Absicht des Autors klar sein.“ Nach unserer Meinung formuliert Hermlin damit nur *eine* Voraussetzung der Kritik. Oder sollte es nicht wesentlich sein, daß der Kritiker sich auch und gleichzeitig über die gesellschaftliche Wirkungsmöglichkeit eines Literaturwerkes klar sein muß? Wie dem auch sei: Stephan Hermlin sieht sich durch Marta Nawraths Artikel veranlaßt, näher auf seine Absichten beim Schreiben der „Kommandeuse“ einzugehen, und uns scheint, er beantwortet dabei implizite die Frage, *für wen* er die „Kommandeuse“ geschrieben hat. Wir hoffen, nicht fehl in der Ausdeutung zu gehen, daß Hermlin einesteils an jene „Opfer der neofaschistischen Propaganda“ gedacht hat, zu denen er „nicht wenige antifaschistisch anständig gesinnte Menschen“ neben „Schwankenden und Neutralisierten“ zählt, die alle auf das „aus gewissen zwingenden Notwendigkeiten“ während der Nachkriegszeit außerordentlich gesteigerte „propagandistische Raffinement“ des Faschismus hereinfallen. Zum anderen dürfte Hermlin solche Leser vor Augen gehabt haben, die eine ungenügende Vorstellung vom Charakter jener in neofaschistischem Jargon sich produzierenden Redner des Putschversuches vom 17. Juni 1953 hatten. Wir schematisieren bei dieser Einteilung in Leserkategorien ein wenig und halten das für ein erlaubtes Mittel, um zu größerer Klarheit zu kommen. Zunächst: Ist es prinzipiell abzulehnen, wenn Hermlin den Versuch unternimmt, für die genannten Leserkategorien und mit der ihm geeignet erscheinenden Methode die Geburt einer Pogromrede im Hirn einer ehemaligen KZ-Kommandeuse literarisch zu gestalten, um damit eine der oberflächlichen Blicken verborgene Quelle neofaschistischer Terminologie sichtbar werden zu lassen? Keinesfalls. Eine zweite Frage: Hat Hermlin auch an die Arbeiter unserer Republik gedacht? Sicherlich. Wir wissen, daß unter den „Opfern des propagandistischen Raffinements“ der Faschisten, unter den „Schwankenden und Neutralisierten“ sich auch Arbeiter befanden. Denken wir aber daran, daß Hermlin in seinem Postulat nur *eine*

Voraussetzung der Kritik formuliert: sich über die „Absicht des Autors“ klarzuwerden. Wie steht es nun, wenn der Kritiker die Frage nach dem Erkenntniswert des Literaturwerkes stellt? Vielleicht meint Hermlin, es genüge die Feststellung, die Arbeit sei auf diese und jene Leserkategorien abgestimmt und werde dort naturgemäß am stärksten wirksam. Gut. Nun ist es zwar üblich, etwa zu unterscheiden zwischen Kinderbüchern, Jugendbüchern, Mädchenbüchern usw., aber man wird einem Literaturwerk nicht solche Etiketten aufkleben können wie: „Für politisch Indifferente und Schwankende“ oder: „Für politisch Bewußte“. Wie kann sich Hermlin da wundern, wenn gegen seine Erzählung Einwände von Lesern kommen, auf deren Ansprüche er die „Kommandeuse“ offenkundig nicht eingestellt hat? Von der Feststellung Marta Nawraths ausgehend: „Im Zusammenhang mit den Ereignissen des 17. Juni 1953 interessiert uns keinesfalls die Seelenanalyse einer SS-Kommandeuse“, stellt Hermlin die Frage: „Wer ist ‚uns‘?“ Ist die Antwort so schwierig? Marta Nawrath gehört zu jenen jüngeren Schriftstellern, die viel mit Arbeitern zusammenkommen und diskutieren. In den „Einwänden“ Marta Nawraths – und nur um Einwände handelt es sich, nicht um eine fundierte Kritik – kommt zum Ausdruck, daß sie im Namen jener politisch bewußten Teile unserer Arbeiterschaft spricht, denen der faschistische Charakter des Putschversuchs vom 17. Juni 1953 nie ein Geheimnis gewesen ist, jener Menschen also, wie sie Hermlin schemenhaft in den Arbeitern der Pumpenfabrik aufgeistern läßt. Ist es erstaunlich, wenn solche Leser die „Seelenanalyse einer SS-Kommandeuse“ höchst uninteressant finden? Hermlin hat es also nicht erkannt oder nicht wahrhaben wollen, daß die Kritik von einem Publikum kam, das er mit der „Kommandeuse“ nicht erreichen wollte. Er fordert von seinen Kritikern, sie mögen intensiver seine literarischen „Absichten“ analysieren, gibt sich selbst aber nicht die Mühe, den Standpunkt und die Absichten seiner Kritikerin zu untersuchen. So kommt er zu der seltsamen Behauptung: „Das Unglück dieser Art von Kritikern (*wie Marta Nawrath. Die Verf.*) besteht darin, daß sie nicht wissen, wovon sie ausgehen können.“

Auf welchem Wege Hermlin zu dem Verdacht kommt, Marta Nawrath öffne der Schönfärberei und dem Schematismus eine Hintertür, geht aus seinen Ausführungen nicht hervor. Daß politisch bewußte Arbeiter unserer Republik sich eine andere literarische Gestaltung zum Thema „17. Juni 1953“ wünschen, als Hermlin sie in der „Kommandeuse“ versucht, kann keinem Schematismus und keiner Schönfärberei eine Bresche schlagen. Was Marta Nawrath ausdrücken will, ist dies: der Erkenntniswert der „Kommandeuse“ ist für den politisch fortschrittlichen Teil unserer Arbeiterschaft äußerst dürftig. Und sie hat damit recht. Wo die Pogromhelden des 17. Juni 1953 zu suchen wären, ist hinlänglich bekannt. Wie sie auf Grund ihrer persön-

lichen Entwicklung zu Sprachrohren neofaschistischer Ideologie wurden, mag diesen und jenen interessieren. Wie aber unter den Arbeitern die erfolgreiche Bekämpfung des Putsches organisiert wurde, das hätte nun einmal, ohne Schönfärberei und Schematismus gestaltet, unter jenen Lesern, deren Meinung Marta Nawrath vertritt, größeren Anklang gefunden; dieser Tatsache wird sich Stephan Hermlin nicht verschließen können.

Aus der kleinen polemischen Auseinandersetzung Nawrath-Hermlin darf vielleicht folgendes Ergebnis festgehalten werden:

Grundsätzlich ist sich Marta Nawrath in ihrer Kritik wohl nicht darüber klar gewesen, welche Leser sich Hermlin für seine Erzählung gewünscht hat, sonst hätte sie einzelne Argumente überzeugender, einzelne Forderungen präziser formuliert. Hermlin wiederum hat sich nicht die erforderlichen Gedanken über den Standpunkt seiner Kritikerin gemacht, sonst hätte er seinen hin und wieder peinlich auffallenden snobistischen Ton zu vermeiden gewußt.

Im übrigen wird uns leicht unbehaglich bei der Tatsache, daß die Redaktion der NDL Marta Nawraths „Einwände“ Stephan Hermlin vor der Veröffentlichung augenscheinlich zu dem Zwecke übergab, eine Erwiderung gleichzeitig abdrucken zu können. Wir sehen darin nicht die richtige Methode, zu einer offeneren und ehrlichen Kritik auch an Arbeiten unserer „prominenten“ Schriftsteller aufzumuntern. Der Leser sollte in jedem Falle Gelegenheit haben, sich mit einer Kritik möglichst unvoreingenommen und unbeeinflusst von der abweisenden Haltung des Kritisierten auseinanderzusetzen. Daß die „Korrektur einer Kritik“ durch den Kritisierten leicht mißglückt und einen wenig angenehmen Eindruck hinterläßt, beweist uns der Artikel Hermlins.

Da nun die Redaktion der NDL im Falle der kleinen Polemik Nawrath-Hermlin den eigenartigen Versuch der „korrigierten Kritik“ angewandt hat, darf man wohl von ihr zu den aufgeworfenen Fragen auch eine Meinung hören, denn wir können nicht annehmen, daß sie etwa mit Hermlin in allem eines Sinnes wäre.

Im Auftrage: Friedrich Döppe, Werner Reinowski, Martin Gregor

2. „Die Kommandeuse“ und die Schriftsteller

Der Kommentar der Redaktion wird sich auf einige Bemerkungen zu Inhalt und Form der Diskussion beschränken.

Zum Inhalt: Wir begrüßen die deutlich formulierte Einsicht der Schriftsteller aus Halle, daß es eine differenzierte Literatur geben muß, weil auch die Leser unserer Literatur differenziert sind. Diese Differenzierung ergibt sich nicht ausschließlich aus verschiedenen Klassenpositionen, nicht einmal allein

aus der Unterschiedlichkeit des politischen Bewußtseinsgrades: auch Menschen, die auf der gleichen Bewußtseinshöhe eine für sie verbindliche Weltanschauung vertreten, können über künstlerisch-literarische Fragen durchaus verschiedener Meinung sein. Das ist keineswegs zu beklagen, sondern im Gegenteil erfreulich und notwendig – auch für eine lebendige Entwicklung unserer Literatur.

Richtig ist ohne Zweifel die Bemerkung der Schriftsteller aus Halle, daß eine Kritik nicht nur von den *Absichten* des Autors sprechen kann, sondern zugleich den Erkenntniswert und die objektive Wirkung eines Werkes untersuchen muß. Es trifft allerdings nicht zu, daß Hermlin diese letzteren Kriterien bestritten hätte. Hermlin sagt vielmehr deutlich, daß der Kritiker sich „zuerst“ über die Absicht des Autors klarwerden muß, daß er dann aber die Absicht des Autors unter dem Aspekt ihres Zieles und ihrer Wirkung beurteilen muß. Auch wir schließen uns der Meinung an, daß zu einer literarischen Analyse *beide* Voraussetzungen notwendig sind; ein Übel, das sich in der Praxis häufig zeigt, besteht gerade darin, daß der Kritiker sich nicht die Mühe macht, der Absicht eines Autors nachzugehen. Das Ergebnis ist eine Kritik, in der Erkenntnisse ausgesprochen werden, die im allgemeinen richtig sind, aber in keinem Zusammenhang mit dem Objekt der Kritik stehen.

Die Kollegen aus Halle erklären, sie verstünden nicht, wie Hermlin zu dem Verdacht gelangen konnte, Marta Nawrath öffne der Schönfärberei und dem Schematismus eine Hintertür. Im Unterschied zu ihnen glauben wir, die Entstehung eines solchen Verdachtes sehr gut verstehen zu können. Prüft man die Ausführungen von Marta Nawrath genau, so wird aus dem Verdacht sogar eine Gewißheit. Sie schreibt nämlich: „Uns interessiert keineswegs die Seelenanalyse einer SS-Kommandeuse. Uns interessieren die Vorgänge in *unseren* Menschen . . .“ Eine solche Auffassung muß zwangsläufig zum Schematismus in der Literatur führen. Sie enthält die Forderung, daß die demokratische Literatur sich lediglich auf die Darstellung des Seelenlebens fortschrittlicher Menschen zu beschränken habe. Das Ergebnis wäre eine einseitige, enge, schartige und stumpfe Literatur; es genügt sicherlich, an Gorkis großes Romanwerk „Klim Samgin“ zu erinnern, das eine solche falsche Auffassung in glänzender Weise widerlegt.

Hinter einer solchen Auffassung der Literatur verbirgt sich aber auch ein politischer Fehler, der verhängnisvolle Folgen haben kann. In dem Werk „Was tun?“ (1902) sagt Lenin im Zusammenhang mit seiner Kritik an den „Ökonomen“: „Das Bewußtsein der Arbeitermassen kann kein wahrhaftes Klassenbewußtsein sein, wenn die Arbeiter es nicht an konkreten und außerdem unbedingt brennenden (aktuellen) politischen Tatsachen und Ereignissen lernen, *jede* der übrigen Klassen der Gesellschaft in *allen* Erscheinungen

des intellektuellen, moralischen und politischen Lebens dieser Klassen zu beobachten; wenn sie es nicht lernen, die materialistische Analyse und materialistische Beurteilung *aller* Seiten der Tätigkeit und des Lebens *aller* Klassen, Schichten und Gruppen der Bevölkerung in der Praxis anzuwenden. Wer die Aufmerksamkeit, die Beobachtungsgabe und das Bewußtsein der Arbeiterklasse ausschließlich oder nur vorwiegend auf sie selber lenkt, der ist kein Sozialdemokrat*, denn die Selbsterkenntnis der Arbeiterklasse ist untrennbar verbunden mit der absoluten Klarheit nicht nur der theoretischen ... sogar richtiger gesagt: nicht sosehr mit der theoretischen als vielmehr mit den an Hand der Erfahrung des politischen Lebens erarbeiteten Vorstellungen von den Wechselbeziehungen *aller* Klassen der modernen Gesellschaft.“

Diese Analyse Lenins besitzt selbstverständlich auch für die literarische Praxis volle Gültigkeit; es wäre für uns alle sehr nützlich, darüber nachzudenken, welche Schlußfolgerungen sich aus ihr im einzelnen für unsere praktische Arbeit ergeben. Völlig falsch ist es, lediglich daraus, daß manche Arbeiter die „Seelenanalyse einer SS-Kommandeuse höchst uninteressant“ gefunden haben, auf den besonders hohen politischen Bewußtseinsgrad dieser Arbeiter zu schließen.

Ein letztes Wort zu der Form der Diskussion. Wir haben das Manuskript von Marta Nawrath in der Tat Stephan Hermlin zugeleitet und ihn gebeten, darauf zu erwidern. Nach dieser Methode, die unserer Meinung nach einer lebendigen Diskussion sehr förderlich ist, sind wir in einer Reihe von Fällen verfahren – leider oft ohne den gewünschten Erfolg. Warum sollte der gleichzeitige Abdruck einer Meinung und einer Gegenmeinung „Unbehagen“ hervorrufen? Wie zwei Zuschriften zeigen, die wir im letzten Heft der NDL veröffentlicht haben, sind unsere Leser durchaus in der Lage, sich eine eigene Meinung zu bilden.

Auch wir hätten uns gewünscht, daß sowohl Marta Nawrath wie auch Stephan Hermlin bei aller sachlichen Schärfe freundschaftlicher diskutiert hätten. Im ganzen gesehen ist es bisher eben noch nicht gelungen, in unseren Diskussionen sachliche Schärfe stets als Ausdruck von Meinungsverschiedenheiten unter Freunden sichtbar zu machen, unter Menschen, die sich einer gemeinsamen Sache verbunden wissen. Das zu erreichen, muß unser aller Ziel sein.

G. C.

* Mitglied der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Rußlands (SDAPR). *Die Red.*

Gesichtspunkte und Kriterien des Herausgebers

Die Redaktion der „Neuen Deutschen Literatur“ hat mich aufgefordert, zu ihrer Kritik* an der von mir herausgegebenen Anthologie „Verse der Liebe“ Stellung zu nehmen. Meine Erfahrungen mit solchen Kontroversen lassen es mir angebracht erscheinen, auf eine Polemik zu verzichten. Dagegen halte ich es für gut, an Hand zweier Arbeiten über die Prinzipien meiner Herausgebertätigkeit zu sprechen.

Etwa um die Jahreswende 1952/53 wurde ich von Leitung und Lektorat des Verlages „Neues Leben“ um Anregungen für den Jahresplan gebeten. Ich machte eine Reihe von Vorschlägen, darunter den, zwei Anthologien herauszugeben, nämlich einmal eine Anthologie von Liebesgedichten und sodann eine solche mit Versen über deutsche Landschaften (d. h. nicht *allgemeine* Landschaftsgedichte, sondern nur solche, die „lokalisiert“ sind). Diese Vorschläge und auch die Prinzipien, nach denen bei der Auswahl verfahren werden sollte, wurden vom Verlag als wertvoll bezeichnet, und ich wurde gebeten, die Herausgabe selbst zu übernehmen. Das hatte ich zwar nicht beabsichtigt, stimmte dann aber doch zu. Es war für mich ermutigend, daß mit der Verkündung des neuen Kurses einige Monate nach dem Beginn meiner Arbeit meine Meinung über Notwendigkeit und Prinzipien der beiden Anthologien bestätigt wurde. Beide Arbeiten liegen dem Verlag seit 1954 vor, veröffentlicht ist eine von ihnen, die Anthologie „Verse der Liebe“.

Ich ging bei dieser Anthologie von zwei Hauptgedanken aus: erstens davon, daß besonders bei jungen Menschen ein echtes Bedürfnis nach Liebeslyrik besteht, zweitens davon, daß auf dem Wege über die Liebeslyrik die Teilnahme an lyrischen und weitergehend an dichterischen Werken überhaupt gestärkt werden kann. Dieser zweite Gesichtspunkt war maßgebend für die Auswahl. Ich ging von der Erfahrung aus, daß eine große Zahl von Werktätigen, auch von Jugendlichen, zur Dichtung, besonders zur Lyrik, noch gar kein Verhältnis hat. Mir schien es ein geeigneter Weg, sie über die unmittelbare Widerspiegelung eigenen Erlebens an die Dichtung heranzuführen. Die Auswahl wurde deshalb – abgesehen von der selbstverständlichen Voraussetzung literarischer Qualität – nach dem Grundsatz getroffen, daß im Leser der Eindruck entstehen sollte: „Hier ist von mir selbst die Rede.“ So sollten auch Menschen, denen die Literatur noch nicht unbedingtes Lebensbedürfnis ist, zur Dichtung allgemein hingeführt werden.

* NDL, Heft 3/55

Es wäre für den Herausgeber leichter gewesen, eine subjektive Auswahl der schönsten Liebesgedichte zu veröffentlichen oder nach literarhistorischen Gesichtspunkten zu verfahren. Mein Vorgehen setzte natürlich Vertrautheit mit der deutschen Literatur voraus, außerdem aber gewissenhafte Prüfung und ein oft für mich selbst schmerzliches Ausscheiden dessen, was – manchmal bei höchstem literarischem Wert – in eine Sammlung mit solcher Absicht nicht paßte. So durfte es mir zum Beispiel nicht darauf ankommen, ob dieser oder jener „Namen“ in der Anthologie vertreten war oder wieviele Gedichte von diesem oder jenem Autor aufgenommen wurden – vielmehr kam es, unabhängig vom Namen, auf die *Aussage* des jeweiligen Gedichtes an. Deshalb habe ich, um ein Beispiel zu nennen, viele Gedichte des 12. und 13. Jahrhunderts ausgeschieden, an denen mein eigenes Herz hängt; die ritterliche Frauenverehrung ist aber nicht mehr unmittelbares Erlebnis heutiger Menschen, und der Zugang zu dieser Dichtung fällt nur dem mit Literatur Vertrauten leicht, weil er es gewohnt ist, durch das Historische zum Grunderlebnis vorzudringen. Ebenso mußten aus allen Jahrhunderten bis zur Gegenwart jene Gedichte ausgeschieden werden, die den Liebenden als einen Künstler kennzeichnen, und auch solche, die auf andere Weise eine historische und persönliche Situation zum Hintergrunde haben, die nicht Eigenerlebnis des Lesenden sein kann. Um der Absicht dieser Anthologie willen mußte es hingenommen werden, daß manches wertvolle Gedicht, ja mancher teure Name in der Anthologie fehlte.

Natürlich ist es nicht möglich, hier für jedes Gedicht darzulegen, weshalb es aufgenommen wurde, und gänzlich unmöglich, bei den Abertausenden nicht aufgenommenen Gedichte das „Warum“ der Weglassung zu erklären. Vielleicht können aber zwei Beispiele meine Überlegungen einigermaßen deutlich machen. Nehmen wir etwa das schöne Gedicht „Alte Bank“ von Johannes R. Becher:

*Sie steht noch in dem Park, die alte Bank,
Er rührt sie an, sie ist's, und sagt ihr Dank.*

*Er sagt zu ihr: „Nun wär ich wieder hier.
Wie oft kehrt ich im Traume heim zu dir.“*

*Hier saß er Hand in Hand einst mit dem Glück.
Er kehrte heim. Kehrt auch d i e Zeit zurück?*

*Er hat das Bild noch bei sich aus der Zeit.
Das Bild und er, sie kehrten heim zu zweit.*

*Er setzt sich auf die Bank. Die Bank ist leer.
Von hier nach Rußland und von dort hierher.*

*Er nimmt das Bild und legt es neben sich
Und fragt das Bild: „Liebst du noch immer mich?!“*

*Es weht das Bild dahin, ein totes Blatt,
Als kehrt es heim in die gestorbene Stadt.*

*Es türmen Berge sich aus Schutt und Schrott.
„O Gott!“ sagt er . . . Auch Gott ist, nicht mehr Gott.*

Hier haben wir es mit jenem Fall zu tun, daß das starke und typische Erleben des Dichters nicht unmittelbar mit dem Erleben des Lesers zu identifizieren ist, das heißt, daß der Leser sich in eine Situation versetzen muß, die nicht die seine sein kann – außer in wenigen Fällen. Oder nehmen wir Heines Verse:

*Aus meinen großen Schmerzen
Mach' ich die kleinen Lieder;
Die heben ihr klingend Gefieder
Und flattern nach ihrem Herzen.*

*Sie fanden den Weg zur Trauten,
Doch kommen sie wieder und klagen,
Und klagen, und wollen nicht sagen,
Was sie im Herzen schauten.*

Dieses Gedicht spricht vom Dichter, also gewissermaßen von einem „speziellen Liebenden“. Auch hier ist eine unmittelbare Identifizierung nicht möglich. Obwohl es sich um eines der schönsten deutschen Liebesgedichte handelt, könnte es darum in meiner Auswahl nicht erscheinen.

Man kann nun fragen, ob die Prinzipien, nach denen ich vorgegangen bin, richtig sind. Diese Frage ist nur nach dem Ergebnis der Arbeit zu beurteilen, und dazu ist folgendes zu sagen: Es ist bekannt, daß Gedichtbände bei uns in der Regel wenig gekauft werden – die Anthologie „Verse der Liebe“, in zehntausend Exemplaren erschienen (der ursprüngliche Verlagsplan hatte eine viel höhere Auflage vorgesehen), war sehr schnell vergriffen, und der Bedarf war längst nicht gedeckt. Ich glaube, daß das mit meinem Prinzip der Auswahl zusammenhängt; eine literarhistorische Anthologie hätte zu dieser Breitenwirkung wahrscheinlich nicht geführt. Wohl aber hoffe ich, daß die Verbreitung der „Verse der Liebe“ helfen wird, die Teilnahme an Lyrik, an Dichtung überhaupt, zu stärken und manchen Leser anzuregen, auch andere Lyrik zu lesen, sowohl Gedichte der Vergangenheit als auch der Gegenwart.

Das zweite Werk, über das ich sprechen möchte, ist meine im Kinderbuchverlag erschienene Auswahl von Märchen der Brüder Grimm. Seit 1945 bin ich dafür eingetreten, daß unseren Kindern eine solche Märchensammlung gegeben werde. Ich stand mit dieser Auffassung jahrelang fast allein; nicht ein einziger der späteren Kritiker meiner Ausgabe hat sich früher für die Herausgabe der Grimmschen Märchen eingesetzt, und das heißt also: hat damals die Notwendigkeit einer solchen Veröffentlichung erkannt. Bei der Herausgabe von Grimms Märchen ist zu unterscheiden zwischen einer solchen, die für Erwachsene, und einer solchen, die für Kinder bestimmt ist. Eine Ausgabe für Erwachsene muß unbedingt vollständig und wortgetreu sein, mindestens nach der letzten Originalausgabe, möglichst nach allen Fassungen. Gibt man die Märchen für Kinder heraus, so gilt es drei verschiedene Gesichtspunkte zu vereinen: erstens den einer Erhaltung der literarischen Gestaltung durch die Brüder Grimm, soweit sie überhaupt möglich ist, zweitens den einer Erhaltung des echten Volksmärchencharakters, und drittens den einer Ausgabe, die pädagogisch und psychologisch dem Kinde dienlich ist. Das letztgenannte Prinzip ist unbedingt zu beachten, es ist besonders wichtig, weil sich in Grimms Märchen manches findet, was negative Wirkungen für das Kind mit sich bringen kann. Man könnte sagen, daß die betreffenden Märchen ausgeschieden werden müßten. Das ist zuweilen wirklich nötig, wie zum Beispiel bei dem literarisch hervorragenden „Machandelboom“, das mit seinem Vorwiegen des Grausigen und Grausamen eine Schädigung für die Kinderseele bringen kann. Aber es gibt bei sehr vielen, und gerade bei sehr wertvollen und sehr bekannten Märchen einzelne Momente, die schädlich wirken, so daß das Prinzip des Ausscheidens nicht genügt. Darum ist es zuweilen nötig, mit großer Behutsamkeit zu ändern. Hin und wieder muß ein unverständlich gewordenes Wort durch ein verständliches ersetzt werden, wobei kein Stilbruch entstehen darf, es muß zuweilen ein Wort wegfallen, ja, es kommt sogar vor, daß wirklich geändert werden muß.

Für diese weitestgehende Notwendigkeit seien zwei Beispiele gegeben: der Schluß des schönen Märchens vom „Rumpelstilzchen“, der manchem Kinde Angstträume verursacht hat, und der Schluß von „Sneewittchen“ mit dem Zu-Tode-Foltern der bösen Königin. Im ersten Falle zeigte sich die glückliche Möglichkeit, den bekannten Schluß durch einen sehr hübschen anderen zu ersetzen, der aus einer früheren Grimmschen Fassung stammt. In „Sneewittchen“ heißt es bei Grimm: „Und wie sie hineintrat, erkannte sie Sneewittchen, und vor Angst und Schrecken stand sie da und konnte sich nicht regen. Aber es waren schon eiserne Pantoffeln über Kohlenfeuer gestellt und wurden mit Zangen hereingetragen und vor sie hingestellt. Da mußte sie in die rotglühenden Schuhe treten und so lange tanzen, bis sie tot zur Erde fiel.“ Ich denke, es ist – besonders nach den Jahren des Faschismus – nicht not-

wendig zu sagen, weshalb diese Stelle unmöglich bleiben konnte. Bei mir heißt es: „Und wie sie hineintrat, erkannte sie Sneewittchen, und vor Angst stand sie da und konnte sich nicht regen. Da ward sie vor Schrecken so häßlich, so häßlich, kein Mensch mochte sie mehr ansehen, und sie mochte selbst nicht mehr in den Spiegel schauen . . .“ Hier ist also ein echtes altes Märchenmotiv, das auch bei Grimm angedeutet ist, nämlich das der „Versteinerung“ und Verhäßlichung des Bösen durch den Schrecken, verwendet worden. Zugleich ist es wohl die verletzendste und damit gerechteste Strafe für die eitle Königin, die die Schönste im Lande sein will, daß sie nun die Häßlichste ist.

Mit diesem einen Beispiel möchte ich zeigen, worauf es bei den Änderungen ankam: sie mußten möglichst den Grimmschen Sprachstil bewahren, durften nicht aus der Vorstellungswelt des Märchens heraustreten und sollten jeweils aus dem betreffenden einzelnen Märchen heraus entwickelt werden. Änderungen solcher Art setzten nicht nur eine jahrzehntelange Beschäftigung mit dem Märchen voraus, sondern auch die tätige Mithilfe der Kollegen vom Kinderbuchverlag und viele Diskussionen mit Fachleuten und Laien. Manchmal waren Wochen nötig, um über die Änderung eines einzigen Wortes Klarheit zu gewinnen. Interessant ist es vielleicht, daß in einem Falle, bei dem verhältnismäßig weitgehende Änderungen notwendig waren („Die drei Federn“), während einer Diskussion in größerem Kreise nur zwei Fachleute, die mit dem Original genau vertraut waren, überhaupt erkennen konnten, was geändert worden war. Hervorzuheben ist jedoch, daß die überwiegende Zahl der Märchen unverändert aufgenommen werden konnte, und wo unbedingt bearbeitet werden mußte, da geschah es, genau wie zum Beispiel in sowjetischen Märchensammlungen, auf solche Weise, daß den Kindern dennoch die wirkliche Welt Grimms und des Volksmärchens eröffnet wurde.

Gemeinsam ist bei aller Verschiedenheit der Aufgaben den beiden erwähnten Arbeiten, daß sie von dem Wunsch getragen sind, der Kultur der Massen zu dienen:

Günther Deicke

Drei neue westdeutsche Kriebsromane

Gert Ledig: „Die Stalinorgel“, Claassen-Verlag, Hamburg 1955; Hans Hellmut Kirst: „Null-Acht Fünfzehn bis zum Ende“, Verlag Kurt Desch, Wien-München-Basel 1955; Karl Ludwig Opitz: „Mein General“, Ernst Tessloff-Verlag, Hamburg, und Mitteldeutscher Verlag, Halle 1955.

Es gibt in Westdeutschland eine literarische Opposition, die versucht einen Beitrag zur menschlichen Gesittung zu geben, indem sie sich, von verschiedenen weltanschaulichen Standpunkten aus, kritisch und selbstkritisch mit dem faschistischen Krieg und seinen Folgen auseinandersetzt. Mit drei neuen Büchern dieser Art wollen wir uns hier beschäftigen.

Auf dem Klappentext des Romans „Die Stalinorgel“ von Gert Ledig wird mitgeteilt: „Der Verfasser, der mit diesem Buch zum ersten Male an die Öffentlichkeit tritt, übereignet sein Honorar einem Waisenhaus, weil er mit dem Tod kein Geschäft machen will.“ Diese Haltung stimmt so völlig mit dem Charakter des Buches überein, daß es absurd wäre, hier an eine raffinierte Form der Reklame zu denken. Gert Ledig, ein Arbeiter, wie uns berichtet wurde, hat hier Erlebnisse aus der Schlacht vor Leningrad mitgeteilt, Erlebnisse, die einem sensiblen Menschen wohl zwölf Jahre lang auf der Seele liegen können. Daß er sie jetzt der Öffentlichkeit preisgibt, denen, die den Krieg erlebten, wieder ins Gedächtnis ruft, der Jugend von heute mahnend vor Augen hält: „So war es – und so kann es wieder sein!“ das

scheint uns angesichts der politischen Entwicklung in Westdeutschland kein Zufall zu sein.

Das Buch hat keine Handlung, ein achtundvierzig Stunden währendes Chaos rollt vor uns ab. Es hat auch keine handelnden Personen im eigentlichen Sinn, die „Handlungen“ der Menschen sind triebhaft, unkontrolliert; dabei ist bezeichnend, daß diese Menschen (mit Ausnahme zweier sowjetischer Offiziere) keine Namen tragen, nur Dienstgrade – „der Major“, „der Gefreite“, „der Melder“ usw. Nur in einer einzigen Szene – wo es in der Tat um eine Entscheidung geht – werden Namen genannt: der Hauptmann gerät in Gefangenschaft, Leutnant Trupikow bittet ihn, eine eingeschlossene Gruppe deutscher Soldaten zur Übergabe aufzufordern; bei dem Gespräch über den Graben hinweg müssen zur Identifikation Namen genannt werden: „Hauptmann Waldmüller“, „Major Schnitzer“, „Melder Braun“; aber es fällt keine echte Entscheidung; die Gestalten kehren zurück in die Anonymität. Ein Feldwebel, der andere Soldaten sinnlos in den Tod geschickt hat, um seinen Druckposten zu halten, fällt der „ausgleichenden Gerechtigkeit“ zum Opfer, der – Treppowitz des Schicksals – faschistischen Feldpolizei; ein Major, der den Tod seiner Frau und seines Kindes an seinen eigenen Soldaten rächen wollte, wird in der vordersten Front an den Rand des Selbstmords getrieben – und bleibt durch einen Zufall am Leben; der Melder, der ohnehin überlaufen wollte, wird zwar bei der

Gefangennahme verprügelt, kommt dann aber auf einen sowjetischen Verbandsplatz, wird sorgfältig behandelt, so daß er glaubt, „endlich den besten Fleck dieser Erde gefunden zu haben“; dennoch flieht er wieder zurück zur eigenen Truppe, zurück in den Krieg. Es ist ein *circulus vitiosus*.

Es geht Gert Ledig um den Krieg als solchen, den Materialkrieg, als dessen Charakteristikum er die Stalinorgel empfand, weniger geht es ihm um den faschistischen Charakter des Krieges, gar nicht um seine Ursachen; nur einmal, in einer vagen Überlegung des sowjetischen Leutnants, wird angedeutet, daß die deutschen Soldaten als Eroberer ins Land gekommen sind.

Ledig scheint diese Probleme kaum durchdacht zu haben, sonst hätte er die Gegenseite – die er, das muß betont werden, ohne Haß betrachtet – nicht so unscharf und zum Teil sogar falsch gesehen. Die russischen Soldaten sind bei ihm die gleichen armen Opfer wie die deutschen, die nicht wissen, worum sie kämpfen, nur Figuren auf dem Schachbrett der Generalität; die beiden sowjetischen Offiziere Sostschenko und Trupikow, mit relativ menschlichen Zügen ausgestattet, sind ausführende Organe und Opfer zugleich; und der sowjetische Kommissar spielt die gleiche fragwürdige Rolle wie auf der Gegenseite etwa ein Offizier der Feldgendarmarie, nur um einen Schein dämonischer, so etwa wie ihn die faschistische Propaganda als Gespenst in die Köpfe der Soldaten gepflanzt hatte. Alle Menschen aber stehen in einem Schicksal, dem sie nicht entgehen können.

So bekommt der ganze Roman einen nihilistischen Grundzug, der allerdings nicht „gemacht“ erscheint; es ist dem Autor zu ernst, um mit literarischen Mätzchen zu arbeiten. Sprache und Stil des Romans, so sehr der Autor bemüht ist, auch in den Dialogen dem grellen Naturalismus zu entgehen, sind dem Sujet verfallen. Das „Lasset alle Hoffnung fahren!“ steht unsichtbar über diesem Buch. Hoffen wir, daß es in Westdeutschland eine heilsame Schockwirkung ausübt und mithilft, die

Jugend vor einem neuen Höllenabenteuer zu bewahren.

*

Nach relativ kurzer Frist hat Hans Hellmut Kirst den dritten Band seines Romanwerkes „Null-Acht Fünfzehn“ vorgelegt. Es trägt den in mehrfacher Hinsicht bezeichnenden Untertitel „Der gefährliche Endsieg des Soldaten Asch“. Ein „Endsieg“, der freilich gefährlich war, damals im Jahr 1945 – und der, dem Autor vielleicht unbewußt, erst heute wirklich gefährlich zu werden beginnt. Darüber später.

Es ist schwer, die turbulente Handlung nachzuzählen. Der nunmehr zum Leutnant avancierte Asch ist mit seiner Batterie und einer Infanterieeinheit von amerikanischen Truppen eingeschlossen. Ein Oberst Hauk und ein Oberleutnant Greifer, beides Offiziere eines sogenannten „Fliegenden Standgerichts“, wollen aus diesem Kessel hinaus und setzen die eingeschlossenen Soldaten unter dem Vorwand eines Durchbruchversuchs aufs Spiel. Sofort, nachdem sie in einem Wagen davongerast sind, gefolgt lediglich vom Obergefreiten Kowalski, schließt sich der Kessel wieder. Der Durchbruch ist für die Soldaten mißlungen, aber siebzehn Tote und fünfundzwanzig Verwundete sind dabei auf der Strecke geblieben. Major Hinrichsen, Befehlshaber der Infanterieeinheit, faschistischer Offizier aus „Idealismus“, will seine Soldaten rächen und stellt sich zu diesem Zweck mit Leutnant Brack, einem deutschen Offizier aus dem Stab Luschkes, der aber einen einflußreichen amerikanischen Vater hat (noch dazu, wie sich später herausstellt, mit einem hohen Offizier des CIC verschwägert ist) dem CIC zur Verfügung. Asch entläßt seine Soldaten und macht sich bei Nacht und Nebel auf den Heimweg, das heißt zunächst auf die Suche nach Hauk und Greifer. Die beiden haben zuerst die Schwester eines Stabszahlmeisters, später den Stabszahlmeister selbst ermordet. Den einen Mord entdeckt Asch, den anderen Kowalski. Beim Cafétier Asch trifft die

alte Garde zusammen: Asch, Kowalski und Hauptmann Wedelmann mit seiner Braut. Kowalski hat sich ein wenig an Soefts Geschäften beteiligt; dieser, nachdem er sich im Krieg mehrere Bauernhöfe und Luxusvillen ergaunert hat, handelt jetzt mit Menschen; er sammelt „alte Kämpfer“ und hohe faschistische Funktionäre und versteckt sie – gegen Wertgegenstände, versteht sich. Hauptmann Schulz, Ortskommandant und Endsiegstrategie, mobilisiert den Volkssturm und bereitet alles zur Verteidigung vor; zu allem Überfluß erhält er noch von dem in die Garnison heimgekehrten General Luschke völlig unklare Befehle, die man auslegen kann wie man will (was, wie kann es anders sein, zu einem Zusammenstoß zwischen Schulz und Luschke führt). Inzwischen wird Greifer gefaßt und nach kurzer Gerichtsverhandlung hingerichtet. Die Amerikaner rücken ein, finden den Erhängten, halten ihn für einen Widerstandskämpfer und verhaften Luschke als Kriegsverbrecher. Da werden dessen ehemalige Offiziere aber böse; sie inszenieren einen Scheinaufstand und befreien Luschke; Hauk und Hinrichsen veranlassen bei Scheinwerferbeleuchtung auf dem Kasernenhof ein Duell mit Maschinenpistolen und töten sich gegenseitig. Kowalski bleibt freiwillig im Gefangenenlager; er möchte (rein aus Spaßvergnügen) seinem Hauptmann Schulz, der (gelernt ist gelernt) Lagerkommandant geworden ist, das Leben noch ein wenig sauer machen.

Das Ende der Handlung muß man auf der Zunge zergehen lassen. Die Amerikaner kommen und wollen Leutnant Asch und Hauptmann Wedelmann (den Jungverheirateten, dem noch nicht einmal eine Hochzeitsnacht vergönnt war) gefangen nehmen. Da legt der Cafetier Asch seinen letzten Trumpf auf den Tisch: er bietet zum Austausch einen Gauleiter und einen Reichsleiteradjutanten an, zwei Funktionäre, die Soeft aus Platzmangel bei ihm untergebracht hatte. Das wird natürlich angenommen, und der Weg ins zivile Dasein für unsere beiden Helden ist frei.

Man sieht, es geht alles zu wie im Märchen; und mit einer Abart des Märchens haben wir es hier in der Tat zu tun. Der dritte Band des Romans „Null-Acht Fünfzehn“ ist nun wirklich bei der Kolportage gelandet. Was als Gefahr schon früher aufgetaucht war, im dritten Buch ist es geschehen: der Roman ist mit dem Autor durchgegangen. Kirst blieb nichts anderes übrig, als auf den vielfach verschlungenen Spuren seiner Helden zu bleiben, aber er hatte überall das Nachsehen. Die interessante Problematik des zweiten Bandes, hervorgerufen durch einen echten Konflikt, ist im dritten Band einer oberflächlichen Kriminalstory gewichen. Echte menschliche Konflikte, die das Buch tragen könnten, gibt es hier nicht mehr, keine Person auch, die sich weiter entwickelt hätte – wenn man nicht die Erkenntnis Luschkes, daß er ein Kriegsverbrecher ist, als Entwicklung nehmen will.

Kirst gibt mit seinem dritten Band den Zusammenbruch als Tragikomödie; das entspricht seinem schriftstellerischen Temperament und dagegen wäre nichts zu sagen, wenn er nicht die satirischen Elemente zugunsten der schwankhaften unterdrückt hätte, wenn er es verstanden hätte, seine Personen richtig zu führen. Zugegeben: es gibt auch in diesem Buch wieder Situationen, die treffend sind. So ist das Durcheinander des Rückzugs ziemlich genau eingefangen, die Gestalten des Schulz und des Soeft werden bis zum Paktieren des einen und zum Geschäftemachen des andern mit den Amerikanern konsequent zu Ende geführt; auch bei Luschke findet die Sympathie des Autors einen gangbaren Weg. Seine positiv angelegten Hauptpersonen jedoch – Asch und Wedelmann – sacken im dritten Band geradezu ab, da vermag auch die Aufklärung eines Verbrechens durch Asch nichts zu retten. Sie sind Einzalgänger, und als Einzalgänger beschließen sie den Krieg: als Leutnant Brack sie bittet, sich kurz vor dem Einmarsch der Amerikaner noch dafür einzusetzen, daß durch sinnlose Verteidigung nicht unnötiges Blut vergossen wird, leh-

nen beide das mit dem Hinweis ab, für sie sei der Krieg zu Ende. Das mag für Durchschnittsgestalten zutreffen und verständlich sein. Für Menschen aber, die ein Autor durch schwere Erlebnisse zur Klarheit führen will, gelten schärfere Gesetze.

Es mag Kirst selbst unbehaglich gewesen sein. In einigen Sentenzen am Ende des Buches versucht er, die Proportionen ein wenig zu korrigieren. Asch: „Die Satten wissen nicht, was Hunger ist, aber sie urteilen über die Hungrigen... Wer den Krieg in einem Landhaus überstanden hat, kann nicht wissen, daß es möglich ist, auch die Mora! auszubomben. Und der Krieg macht gierig und willig und haltlos... Es waren nicht viele, die ich getötet habe. Aber ich habe getötet... Man kann wohl durch einen Krieg reicher werden, auch klüger, auch härter – aber sauber bleibt keiner.“ Wedelmann: „Ich will die Gerechtigkeit suchen und mich dann für sie einsetzen... ich will nur noch tun, was recht ist, mit klarem, wissendem Verstand.“

Diese etwas verschwommenen Erkenntnisse und Vorsätze am Ende sind gewiß gut gemeint, besser wäre es gewesen, schon in der Handlung die Gestalten so zu vertiefen und zu entwickeln, daß diese guten Worte nicht nur als Sentenzen auftreten. In der Rede des Hauptmanns Schulz, die „An Stelle eines Nachworts“ angefügt ist, stellt sich Kirst eindeutig gegen die Refaschisierung und Remilitarisierung in Westdeutschland. Die Absicht, die Kirst mit seiner Romantrilogie verfolgt, wird somit völlig deutlich. Aber daß Kirst ein solches „Nachwort“ braucht, offenbart die künstlerischen Schwächen seines ganzen Romanwerks. Hier nämlich bekommt der Untertitel „Der gefährliche Endsieg des Soldaten Asch“ seine Doppelbedeutung. Denn dieser „Endsieg“ ist die Rettung ins Privatleben ohne gesellschaftliche Konsequenzen, so daß ein Schulz wieder seine Reden halten kann, ermuntert durch die kleinbürgerliche Passivität der Aschs. Von der „Revolte“ Aschs im ersten Band her gesehen, kann das nicht in der Absicht

Kirsts gelegen haben, sonst hätte er ihn auch in den folgenden Büchern kritischer betrachtet. So bleibt am Ende nichts als die unfreiwillige Entlarvung des deutschen Kleinbürgers par excellence (Asch, Wedelmann, Kowalski) in seiner gesellschaftlichen Untauglichkeit. Kirst hat durch eine gewisse reißerische Manier sein Romanwerk selbst um die politischen Wirkungsmöglichkeiten gebracht, die er sich vermutlich vorgesetzt hatte. An der Oberflächlichkeit muß das beste Unternehmen scheitern; ja, dieser dritte Band läßt sich mit wenigen Strichen in sein Gegenteil verkehren.

Wir wollen damit nicht am Talent Kirsts zweifeln, das sich bis jetzt vor allem im Fabulieren, im Erfinden von effektvollen Situationen gezeigt hat. Es bleibt nur zu wünschen, daß Kirst auf seine künftigen literarischen Arbeiten mehr Zeit und Sorgfalt verwende, daß er es auch lernen möge, seine Einzelbeobachtungen in größere Zusammenhänge zu stellen.

*

Auch Karl Ludwig Opitz, nachdem er mit seinem „Barras“ bereits einen Bericht über den Krieg und gegen den Krieg gegeben hatte, kommt noch einmal auf das Kriegserlebnis zurück, nun aber von einer ganz anderen Seite und mit einer völlig neuen Perspektive. Dieser neue Roman trägt den Untertitel „Der undisziplinierte Bericht eines Stabsfeldwebels“. Der berichtende Stabsfeldwebel ist ein Landsknechtstyp vom reinsten Wasser, der General ein Militarist vom Scheitel bis zur Sohle. Auch Kirst hat ähnliche Typen, aber was bei ihm im Schwankhaft-Humoristischen steckenbleibt und sich damit seiner beabsichtigten politischen Wirksamkeit beraubt, das führt Opitz zur echten satirischen Überspitzung; bei Kirst ist die Situationskomik häufig um ihrer selbst willen da, bei Opitz entlarvt sie Charaktere oder gesellschaftliche Zustände.

Der Stabsfeldwebel fährt den General durch den Krieg, äußerlich stramm, inner-

lich respektlos. Er beginnt ein Liebesverhältnis mit der Tochter des Generals, und als der Krieg zu Ende, der General als Kriegsverbrecher nach Frankreich ausgeliefert ist, verdient sich das Liebespärchen mit schwarzgebranntem Schnaps so viel Geld, daß die Teilhaberschaft an einer Maschinenfabrik dabei herauspringt. Erste Produktion nach dem Wiederaufbau: Kochtöpfe aus Stahlhelmen; letzte Produktion: Stahlhelme. Kann eine gesellschaftliche Entwicklung mit solch einfachen Mitteln schlagender charakterisiert werden? Der zurückgekehrte General widmet sich ganz „seinem Beruf“. Dabei kommen sogar dem Stabsfeldwebel Erkenntnisse: „Erstaunt stellte ich fest: er ist nicht als General zur Welt gekommen, wir haben ihn erst dazu gemacht.“

Selbstverständlich kann auch ein Bundestreffen der alten Landser nicht fehlen; die Gespräche, die da geführt, die Reden, die gehalten werden, kennzeichnen die neofaschistische Situation in Westdeutschland in voller Schärfe. Bei einem anschließenden „Herrenabend“ widerspricht einer der ehemaligen Offiziere dem General sehr energisch. Darüber wird der General verrückt. Er wird ins Irrenhaus eingeliefert und glaubt, ins Amt Blank einzuziehen: „Der General watschelte aufgeregt durch die Diele, und die Männer aus der Irrenanstalt zwinkerten sich verstohlen zu. Der General stierte sie an: ‚Sie wollen mir ein Kommando anbieten, nicht wahr?‘ wisperte er. ‚Ich weiß, ich weiß. Ich werde es akzeptieren.‘“

Der Schluß gibt die Lösung dieser frapierenden Überspitzung, klappt ihren doppelten Boden auf:

„Da geht er dahin, mein General, dachte ich. Er ist glücklich und zufrieden. Es wird ihm nicht schwerfallen, die Klapsmühle für

einen Generalstab zu halten. Niemals wird er Langeweile haben. Die Aktentasche steckte voller Arbeit. Mein General wird mit gewaltigen Plänen beschäftigt sein, die er bis in die kleinsten Einzelheiten ausfügelt. An alles wird er denken: an Panzer und Soldaten und an Bomben und Granaten. ‚Heiliger Erzengel Michael, du Schutzpatron des deutschen Volkes und aller Heiligen, beschütze diesen alten Krieger. Denn er hat das Ritterkreuz mit Eichenlaub und Schwertern‘, betete ich.

Der General stiefelte über die letzten Stufen.

Keuchend rannte er durch die Diele, hinaus in den Garten, auf den Wagen zu, der vor dem Tor stand.

Die Irrenwärter flitzten hinter ihm her.

Der Arzt seufzte und zog die Handschuhe an. ‚Liebe gnädige Frau‘, tröstete er die Generalstochter, ‚Ihr guter Vater leidet an einem manisch depressiven Irresein. Das ist die Berufskrankheit der Militäristen.‘“

Kann es deutlicher gesagt werden?

Es gibt in diesem Buch Stellen von geradezu peinlichem Naturalismus, wenn man sie isoliert betrachtet. Im ganzen gesehen, entstammen sie dem brutal-nackten Landsknechtsjargon des Stabsfeldwebels ebenso wie der betont nachlässige Stil; und nur so schluckt man sie auch.

Der neue Roman von Opitz ist ein gescheites und mutiges Buch. Ich kenne keine in Westdeutschland erschienene Verlagspublikation, die dem westdeutschen Militarismus und Neofaschismus so treffsicher mit der geballten Faust ins Gesicht schlug. Von den drei hier besprochenen Büchern ist es das konsequenteste. Das gültige realistische Werk über diesen Ausschnitt deutscher Wirklichkeit muß allerdings noch geschrieben werden.

Rabelais und „Doktor Rabelais“

Ernst Sommer: „Doktor Rabelais“, Greifenverlag, Rudolstadt 1954.

Rabelais, seit vier Jahrhunderten zu den größten Namen der französischen Literatur zählend, gelangte 1953 zu erneutem und erweitertem Ruhm, als ihn für dieses Jahr der Weltfriedensrat unter die zu feiernden Kulturbringer und Wohltäter der Menschheit aufnahm. Ob mit der Erweiterung auch eine Vertiefung des Ruhmes verbunden war, ist schwer zu sagen. Denn da man unter philosophischem und politischem Gesichtspunkt naturgemäß alles Licht auf den gloriosen Vorkämpfer der Renaissance richtete, so blieben seine tiefe Verbundenheit mit dem Mittelalter und die gerade hierin wurzelnde ungeheure *vis comica* seines dichterischen Genies ein wenig im Schatten. Was wiederum zur Folge hatte, daß westlicher- oder bürgerlicherseits, insbesondere von französischer Fachforschung, eben diese Seite seines Wesens und seiner Kunst sehr stark betont, wenn nicht gar überbetont wurde, bewußt oder unbewußt ein wenig zum Schaden des fortschrittlichen und originellen Denkers.

Datenmäßig ging der Weltfriedensrat davon aus, daß Rabelais am 9. April 1553 gestorben sei. Das ist eine Annahme, die als wahrscheinlich, aber nicht als erwiesen gilt. Rabelais, der damals längst ein berühmter, für viele ein berüchtigter Autor war, scheint unter den Zeitgenossen spurlos verschwunden; es ist auch ganz ungewiß, wie alt er im Augenblick dieses Untertauchens war: kaum über die fünfzig, meinen die einen, schon über die sechzig hinaus, die andern. Und wie um die Grenzdaten, ebenso steht es um weite Strecken dieses Lebens. Ganz offenbar hatte Rabelais oft genug allen Anlaß, nicht „aufzufallen“, noch besser, irgendwo gänzlich unterzutauchen, und das ist ihm denn auch

so gut gelungen, daß die exakteste moderne Spezialforschung wohl einige hübsche Legenden zu zerstören, aber in positiver Hinsicht das Dunkel über diesem Lebenslauf nicht durchweg aufzuhellen vermocht hat.

Unter solchen Umständen mußte es einen Erzähler reizen, von sich aus mit dem Recht des Dichters die Geschichtsschreibung im historischen Roman zu ergänzen. Gleichzeitig mit dem „Gargantua und Pantagruel“ in vielfach neuer deutscher Übertragung von K. und L. Wächter veröffentlichte der Greifenverlag 1954 den Roman „Doktor Rabelais“ von Ernst Sommer.

Will man diesem umschichtig erfreulichen und befremdenden Werk gerecht werden, so ist an der Grundfrage nach dem Wesen des historischen Romans als Gattung nicht vorbeizukommen. Von dem positivistischen französischen Geschichtsforscher Seignobos wird anekdotisch berichtet, er habe als Professor alle Geschichtswerke aus dem Lesesaal seines Instituts entfernen und dort nur Aktensammlungen stehen lassen, weil er alles, was die nackten Tatsachen innerlich erklärt und verknüpft, alles, was sie körperlich vor Augen stellt, zum Gebiet der Kunst rechnete. Es ist klar, daß diese äußerste Einschränkung des Begriffs Geschichte sie gerade als Wissenschaft aufhebt, denn Wissenschaft wird sie ja eben dadurch, daß sie den Zusammenhang der Geschehnisse und ihre Entwicklung aus den vorhandenen und sich wechselseitig bedingenden gesellschaftlichen und individuellen Kräften darstellt. Zugleich aber wird an dieser absurden Einengung deutlich, daß es eine absolute Trennung zwischen Historie und Dichtung nicht gibt. Nur daß es der Dichter von Berufs wegen in gleichem Maße leichter und schwerer hat als der Historiker. Leichter, denn er kann vorhandene Lücken der Überlieferung, äußere wie innere, nach

eigenem Ermessen ausfüllen – nur freilich daß dies eigene Ermessen dem Gesamthabitus der Epoche nicht widersprechen darf; sein Werk verhält sich dem Geschichtswerk gegenüber sozusagen wie ein Trolleybus zur Trambahn, es hat etwas, aber eben nur etwas mehr Bewegungsfreiheit. Schwerer wiederum hat es der Historiendichter als der Historiker, denn ungleich weniger als dem Historiker wird ihm eine innere Unbelebtheit seiner Gestalten vergeben werden; und in ungleich höherem Maße als an den Historiker schlechthin wird man an ihn die Doppelforderung stellen, gleichzeitig der neubelebten Vergangenheit und der eigenen Gegenwart Treue zu halten, das heißt am unverzerrten Bild der Vergangenheit eben das ins Licht zu rücken, was sie mit dem Heute verbindet, was sie dem Heute gleichnishaft, sei es zum Vorbild, sei es zur Warnung, dienen läßt.

Innerhalb der modernen deutschen Literatur haben zwei Dichtungen diese Aufgabe des historischen Romans, jede auf ihre Art, beide in großartiger Weise erfüllt: Heinrich Manns „Henri Quatre“ und Feuchtwangers „Waffen für Amerika“. Seinem Wesen und seiner Thematik nach muß man Sommers „Doktor Rabelais“ hieran messen, obwohl es hart ist für das Talent, am Genie gemessen zu werden.

Legt man also diesen Maßstab an, dann treten am „Doktor Rabelais“ in seiner Eigenschaft als historischer Roman einige schwere und durchgehende Mängel hervor.

Vor allem: der Mensch Rabelais bleibt in dieser Darstellung undeutlicher als in seiner eigenen Dichtung, obwohl Sommer wiederholt durch eigenes Fabulieren biographische Zusammenhänge zu schaffen oder zu ergänzen sucht. Weder in seiner Einheitlichkeit, die offenbar in seiner unverwüstlichen Lebensbejahung, seinem unverwüstlichen Erkenntnisdrang, seinem beglückten pantheistischen Materialismus besteht, noch in seiner Widersprüchlichkeit, in der sich der Übergang von mittelalterlicher zu moderner Kultur spiegelt, wird

dieser Charakter deutlich. Sondern von Szene zu Szene hat man einen völlig anderen Menschen vor sich (sofern man nicht überhaupt den Menschen vermißt): bald einen Märtyrer und Sentimentalen, bald einen „kichernden“ Faun – kichern ist das Verbum, das am wenigsten zu Rabelais paßt, der ebenso schallend zu lachen wie geistvoll zu spotten weiß –, bald einen eiskalten Beobachter und Forscher. Dabei werden die deutlichsten und interessantesten Hinweise, die im „Gargantua und Pantagruel“ am Tage liegen, unbegreiflich vernachlässigt. Wie Rabelais mitten in gelehrter Arbeit in Lyon die Freude am alten Volksschwank entdeckt, wie er dem ideenlosen groben „Gargantua“ des Mittelalters zuerst die erstaunliche Fortsetzung „Pantagruel“ gibt, danach erst von sich aus dem genialen Sohn einen ebenbürtigen Vater, den eigenen Gargantua, findet; wie er Jahre später das „tiers livre“, das dritte Buch, als einen ganz neuen Roman unter ganz neuem Gesichtswinkel schreibt und im Gegensatz zu seiner idealistischen Anfangshaltung jetzt den ausgelassen ketzern den Realismus seiner Ehebetrachtingen dem aristokratischen Troubadourüberschwang der Epoche entgegenstellt; wie erst ganz zuletzt, als der menschenmörderische konfessionelle Fanatismus im kalvinischen Genf nicht viel weniger wütet als im katholischen Frankreich, der so lange nur gutmütig belustigte Spötter über mönchische und scholastische Rückständigkeit erbittert antikerikale Töne anschlägt, zugleich aber auch mit dem ganzen Fortschrittswillen seiner Jugend das Heldenlied der Renaissance wieder aufnimmt: alles das läßt sich Sommer entgehen.

Wiederum, und dies ist der zweite große Mangel des Buches, beschränkt er sich keineswegs darauf, nur das zu schildern, was ihn dichterisch ergreift, sondern lange Strecken seines Buches pflastert er, wie mit unbehauenen Steinen, mit Geschichtsbrocken und gelehrten Einzelheiten, die Seignobos nicht aus seinem Lesesaal hätte zu verbannen brauchen. Und wenn dann zur Erwärmung des Lesers lyrische

Ergüsse folgen, so klingt ihre heidnische Erotik und Sexualität weder sehr heidnisch noch sehr renaissancehaft und erinnert eher ein wenig an Wiener Rokokotöne aus dem Anfang unseres Jahrhunderts.

Nein, ein durchkomponiertes Ganzes und ein wirklicher historischer Roman ist der „Doktor Rabelais“ nicht. Und doch ist es bestimmt kein Werk, dem man in Bausch und Bogen den allgemeinen dichterischen oder den beabsichtigten Spezialwert absprechen darf. Denn immer wieder stößt man auf Einzelszenen, in denen mit wirklicher Kunst der und jener Zug, die und jene Gestalt der gewaltigen Epoche festgehalten ist. So ist besonders geglückt, was den Titel „Doktor Rabelais“ rechtfertigt. Die seltsame Art des damaligen Medizinstudiums, das sich vielfach auf die Erklärung griechischer Fachtexte stützt und beschränkt, während die Sektion einer Leiche noch eine gewagte Ausnahme bildet, der Zustand der Krankenhäuser, die chirurgischen Eingriffe, bei denen der Arzt dem Messerführenden nur Anweisungen erteilt, weil selber zu schneiden unter seiner Würde wäre – all das in seinem Grauen und rührenden Bemühen tritt sehr anschaulich

hervor. Und gelungen sind auch etliche Szenen des tatsächlichen Prozesses um Fischereirechte an der Loire, aus dem Rabelais' groteske Phantasie den Abwehrkrieg seiner friedliebenden Helden gegen den eroberrungssüchtigen Nachbarkönig gestaltet hat, gelungen ein Kapitel der Ketzerverbrennung, ein theologischer Disput, eine Humanistenzusammenkunft und manche andere Einzelschilderung. Und schließlich drängt sich auch jenes allgemeinere Faktum manchmal auf, daß dieselbe Kirche in ihren leitenden Persönlichkeiten den Humanismus und die Renaissance mächtig fördert und dem Doktor Rabelais freundlich beisteht (wie er selber auch niemals ernstlich mit ihr bricht), und doch auch wieder den blutigen Ketzerverfolgungen der französischen Gerichte und der fanatischen Bildungsfeindlichkeit der Sorbonne freie Hand läßt.

So ist Sommers Buch eine häufig geglückte Bilderfolge aus dem Leben der französischen Renaissance und ihres großen Dichters – aber der historische Rabelais-Roman, den zu schaffen eine sehr umfassende und lohnende Aufgabe wäre, dieser Roman bleibt noch zu schreiben.

Achim Roscher

Erzählungen aus unserer Zeit

Harry Thürk: „Treffpunkt Große Freiheit“, Erzählungen, Thüringer Volksverlag, Weimar 1954.

Harry Thürk hat gegenüber vielen anderen jüngeren Autoren einen großen Vorzug: er ist mutig. Dies beweist sein jüngst erschienenenes schmales Bändchen Erzählungen, die sich ausnahmslos mit unserem augenblicklichen Grundproblem, der unglückseligen Spaltung Deutschlands, beschäftigen. Doch sei gleich vorausgeschickt: es ist Thürk leider nicht in jedem Falle

gelungen, wichtige menschliche Konflikte als symptomatische Auswirkungen dieser Situation vor Augen zu führen.

Stark in der Fabel ist die Erzählung „Die Straße des Gesindels“. Eine Flüchtlingsfrau aus Schlesien, Rosa, die in der Pfalz eine neue Heimat gefunden hat, erkennt in einem der Posten, die ein amerikanisches Kohlenlager bewachen, den Mörder ihrer Tochter, einen gewissen Novak. Wie früher für die polnischen Nationalisten, so tut er heute Dienst für die Amerikaner; er ist ein Mensch ohne Prinzipien, ohne

Gesinnung, ohne Herz. Rosa verprügelt ihn auf der Stelle, wird gefangengenommen, eingesperrt und zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt. Außer einer Prostituierten hat sie als Zellengenossin eine Kommunistin. Von dieser erfährt sie in nächstlichem Gespräch Dinge, von denen sie bisher noch nie gehört hat: zum Beispiel, daß nicht die polnischen Kommunisten in der Zeit nach der Befreiung Polens die Deutschen schlecht behandelt haben, sondern daß dies asoziales und faschistisches Gesindel war. Die Kommunisten standen damals in der Armee, oder sie arbeiteten, oder sie lagen im Krankenhaus mit Leiden, die sie sich in den Konzentrationslagern geholt hatten. Zu jenem Gesindel gehört auch der Mörder von Rosas Tochter, Novak, denn: „Wenn er ein anständiger Pole wäre, würde er jetzt in Warschau Häuser bauen.“

Rosa schwört sich, Novak eines Tages doch zu erwischen. Aus dem Gefängnis entlassen, stellt sie sich immer wieder vor das Kasernentor, und jedesmal schließen sich ihr mehr Menschen an, denn Rosas Schicksal ist in der kleinen Stadt bekannt geworden. Novak kann sich nicht mehr auf die Straße trauen; und der Feldwebel Zymersky, ein Schurke wie Novak, sagt am Ausgang der Erzählung: „Ich will dir sagen, wovor ich Angst habe . . . Wenn sie eines Tages dahinterkommen und alle so vor der Kaserne stehen . . .“

Die Fabel mag geschickt konstruiert sein, ihre künstlerische Ausführung aber läßt manchen Wunsch offen. Wenn man von der Heldin absieht, sind die Gestalten unzureichend geschildert und in ihrem Handeln und in ihrer Argumentation recht fragwürdig. So ist zum Beispiel wenig plausibel, daß der Mörder Novak in der Gerichtsverhandlung seinem Kumpan zuflüstert: „Wenn ich nicht bald einen Schnaps kriege, schieße ich auf das ganze Gerede hier und auf die abendländische Freiheit dazu . . .“ Es ist irrig, zu glauben, man müsse eine negative Figur am besten dumm, ungeschickt, frech und ungehobelt darstellen. Thürk aber praktiziert diese Methode wiederholt.

Dies kann man beispielsweise auch an der Erzählung „Das Modell“ beobachten. Ein junger westdeutscher Kunstmaler, der am Tage Reklameschilder malt, damit er sich nachts seiner künstlerischen Arbeit widmen kann, sucht ein Aktmodell, um den Auftrag eines amerikanischen Besatzungssoldaten ausführen zu können. Eine junge Laborantin ist bereit, ihm Modell zu stehen, sie will sich auf diese Weise für ihr Studium etwas Geld verdienen. Beim ersten Gespräch zwischen den beiden beginnt in jedem ein Kampf zwischen materieller Not und persönlicher Ehre, den Thürk literarisch gut zu gestalten vermocht hat. Doch dieser innere Zwiespalt, dieser Konflikt, ist nicht wirklich zwingend, und die ganze weitere Führung der Fabel wird zweifelhaft, weil Thürk die negative Gegenfigur, den Amerikaner, zu oberflächlich behandelt. Der Maler will nicht malen und das Mädchen will sich nicht malen lassen, weil der Auftrag von einem Amerikaner stammt, dessen Charakteristikum es ist, daß er einen Aktspleen hat, dick ist, großspurig tut und unbeholfen radebrecht (ein abgebrauchtes und unzureichendes Gestaltungsmittel, nebenbei bemerkt). Und die Lösung kommt allzu unvorbereitet, als der Maler zu seinem Freund, mit dem er über Land radelt, um antimilitaristische Lösungen anzubringen, sagt: „Ich glaube, es wird nicht lange dauern, und sie (das Mädchen) wird mit uns zusammen losziehen.“

Trotzdem ist diese Erzählung eine der besten des Bandes, weil sich der Autor hier mehr als in den übrigen um die innere Entwicklung der handelnden Personen bemüht und aus seinen Figuren Menschen von Fleisch und Blut zu schaffen bestrebt ist. Auch die Sprache ist in dieser Erzählung am meisten durchgefeilt; man darf es Thürk hoch anrechnen, daß er im wesentlichen der Gefahr einer äußerlichen, nur agitatorischen Sprache zu entgehen weiß. Allerdings heißt das nicht, daß er nicht noch manches zu lernen hätte; gerade kleine und kleinste Unzulänglichkeiten stören dann am meisten, wenn ein Kunstwerk als Ganzes gelungen scheint. Thürk sagt zum Beispiel von dem Mädchen, es trage „eine

zwar nicht erstklassige, aber immerhin recht moderne Kleidung“. Weshalb greift er die Gelegenheit nicht beim Schopfe und *beschreibt*? Der Leser will sich ja gerade einen ganz *bestimmten* Menschen vorstellen, er will ihn vor sich sehen.

Ähnliches ließe sich auch über die anderen Erzählungen sagen. Die Fabel ist stets einfach geführt, ohne größere komplizierte Reflexionen, was zweifellos richtig und gut ist, wenn man, wie Thürk, noch nicht über die Erfahrung eines gereiften Schriftstellers verfügt. Die Dialoge muten manchmal etwas starr und unwirklich an, wahrscheinlich darum, weil der Autor nicht aufmerksam genug beobachtet. Zum Beispiel sagt in der Erzählung „Sonnenzeichen“ ein junges Mädchen zu ihrem Freund, der ihr von den Weltjugendfestspielen ein Halstuch mitgebracht hat: „Du...! Eine größere Freude konntest du mir gar nicht machen. Das ist... einfach wunderbar!“ Die drei Punkte, die eine erregte und stockende Redeweise andeuten sollen, können nicht darüber hinwegtäuschen, daß das Mädchen *so* gewiß nicht gesprochen hat.

Die Erzählung „Das liebe Leben“ ist die schwächste in dem Bändchen. Der Flieger Richard Bonk stürzt bei einem Schulflug ab, bleibt wie durch ein Wunder am Leben, wird von Bauern geborgen und von der Tochter eines Bahnwärters gesundgepflegt. Bevor er wieder völlig genesen ist, heiratet er seine Pflegerin. Monate später – Richard ist unterdessen an der Front – wird er von sowjetischen Jägern abgeschossen. Wieder kommt er mit dem Leben davon: er kann sich mit dem Fallschirm retten und gerät in Gefangenschaft. Eines Tages repariert er einem sowjetischen Posten die Uhr. Diese Hilfeleistung ist der Anfang einer Freundschaft zwischen beiden, die für Richards weiteren Lebensweg bestimmend wird: zum erstenmal hört er vom Sozialismus und vom Kommunismus, und je mehr er darüber erfährt, desto stärker haßt er die eigene Unwissenheit. Er wird auf eine Schule für antifaschistische Kriegsgefangene delegiert. Seine Mutter und seine Frau daheim halten ihn indessen für tot.

1949 kehrt Richard nach Deutschland zurück und beginnt als Mechaniker und Seminarleiter in einer Grube des Altenburger Kohlenreviers zu arbeiten. Aber alle seine Versuche, Frau und Kind aus Westdeutschland zu holen, scheitern, weil einerseits der Parteisekretär (Richard ist unterdessen Kandidat der Sozialistischen Einheitspartei geworden) Richards Angelegenheit zu wenig Aufmerksamkeit widmet und überdies nicht fähig ist, eine richtige Entscheidung zu treffen, und weil andererseits seine Frau den Argumenten und Raffinessen ihrer katholischen Schwiegermutter, ihres Pfarrers und des Bürgermeisters unterliegt, sich einschüchtern läßt und sich weigert, „zu den roten Teufeln“ zu gehen. Schließlich schleicht Richard illegal über die Grenze. In Westdeutschland findet er keine Arbeit, wird als Republikflüchtiger aus der Kommunistischen Partei ausgeschlossen, und nach einiger Zeit – da er trotzdem unbeirrt für die Partei weiterarbeitet – von der reaktionären Justiz drei Monate eingesperrt. Mit der Gewißheit, daß er und seine Frau noch einen schweren Weg vor sich haben, daß dieser Weg sie aber in eine bessere Zukunft führt, endet die Erzählung.

Es ist ein unbestreitbares Verdienst Thürks, daß er sich an ein so wichtiges und schwieriges Thema herangewagt hat. Die Idee dazu ist ohne Zweifel aus dem Leben gegriffen. Aber es ist ihm nicht gelungen, die Konflikte glaubhaft zu entwickeln und zu lösen. Auffällig sind schon die wenig ernst zu nehmenden retardierenden Momente, wenig ernst zu nehmen deshalb, weil die Wirklichkeit anders aussieht. Thürk nimmt alltägliche Stromschnellen des Lebens, kompliziert sie und gibt sie für Konflikte aus. Der Mann, der seine Frau nur wenige Wochen – während sie ihn gesund pflegte – um sich hatte, der von ihr dann fast ein Jahrzehnt nichts gehört hat, schreibt ihr mehrere mit Schlagwörtern verbrämte ungeschickte Briefe, „daß er sich entschlossen habe, in der DDR zu bleiben, und daß sie sich darauf vorbereiten solle, schleunigst nach Altenburg umzusiedeln“. Den Eindruck, den die Frau vom ersten

dieser Briefe bekommt (sie rechnet ja kaum noch damit, daß ihr Mann lebt!), schildert Thürk wie folgt: „Ursula las den Brief erst einmal nur flüchtig. Sie war außer sich vor Freude und begriff nicht sofort die Tragweite von Richards Entschluß. Sie . . . küßte den kleinen Peter . . . und rief nur immer wieder: „Doch ist er noch gekommen, der Vati . . .!“ Abgesehen davon, daß dies das Schwächste ist, was man aus einem – wenn auch nur schriftlichen – Wiederfinden nach vielen Jahren gewaltsamer Trennung herausholen konnte, beweist die Szene auch, wie wenig sich der Autor in die Lage seiner Personen versetzt, wie wenig er die Situation nachempfunden hat.

Ursula ist schließlich bereit, in die DDR überzusiedeln. Aber die Schwiegermutter, der Pfarrer und der Bürgermeister, die haben's in sich. Briefe hin und her. Rücksprachen beim Parteisekretär, von dem Thürk sagt, daß er „kein besonders guter“ Sekretär, „dazu noch sehr jung“ sei. Die Frage, wie es kommt, daß niemand die Unfähigkeit des Parteisekretärs erkennt, bleibt unbeantwortet. Der Konflikt zwischen dem Sekretär und Richard ist rudimentär. Hätte Thürk ihn ausgetragen, so wäre es nicht nötig gewesen, Richard so hirnverbrannt darzustellen; denn man glaubt nur sehr schwer, daß Richard keinen anderen Ausweg aus seinen Nöten findet als den, bei Nacht und Nebel zu fliehen.

Und was zunächst so kompliziert aufgebaut ist, wird in der Folge allzusehr

vereinfacht: der Mann kommt nach dem Westen; eitel Freude bei Weib und Kind; die Frau kennt schon die drei Kommunisten ihres Dorfes, ist selbst bereit, mitzuarbeiten, nachdem Richard ihr erzählt hat, weshalb er Kommunist geworden ist, und arbeitet sehr aktiv, während er im Gefängnis sitzt. Aber diese ganze Wandlung der Frau – vom leicht beeinflussbaren, zweifelnden und hilflosen Geschöpf bis zur bewußten Kämpferin – ist kaum erzählt, geschweige denn gestaltet.

Auch sonst läuft alles wie am Schnürchen: Richard wird durch seine politische Tätigkeit schnell berühmt, gegen seine Verhaftung protestieren eine Menge Menschen, diese werden auseinandergeknüppelt, er wird verurteilt, nach drei Monaten wieder freigelassen, brüderliche Grüße, es lebe der Friede! Nein, so geht es wirklich nicht. Was Thürk hier auf ein paar Seiten geschehen läßt, kann man auf so wenig Raum in dieser Art nicht geschehen lassen, ohne flach und klischeehaft zu werden. Und das Klischee schaut dann überall hervor, in der Methode der Verdichtung der Fabel, im Gedankeninhalt und besonders augenfällig in der Sprache.

Der Weg, den Harry Thürk bei der Wahl seiner Themen geht, ist richtig. Aber bei der Ausführung sollte er mehr Fleiß und Geduld aufwenden. Und etwas mehr Selbstkritik und kritischen Abstand zu den eigenen Arbeiten möchte man ihm wünschen. Es lohnt sich, für ihn und für uns.

F. C. Weiskopf

Sprachliteratur — Literatursprache

Eine kleine Übersicht

Zu Beginn unseres kurzen Berichts über einige neue Bücher, die sich mit dem Kunstwerk der Sprache oder der Sprache des Kunstwerks beschäftigen, muß voller Bedauern festgestellt werden, daß bei uns Veröffentlichungen dieser Art sehr selten sind, seltener als beispielsweise in Westdeutschland, wobei allerdings die Frage nach der Qualität der dort erscheinenden Bücher hier nicht gestellt wird. Aber es ist eine Tatsache, die uns zu

denken geben sollte, daß in Westdeutschland während der letzten Monate drei größere Bücher erschienen sind („Die Sprache“ von Karl Kraus*, „Das Wagnis der Sprache“ von Fritz Martini** und „Das sprachliche Kunstwerk“ von Wolfgang Kayser), denen wir keine ähnliche Neuerscheinung gegenüberstellen können. Unsere großen Verlage, der Schriftstellerverband und unsere Akademien sollten sich ernsthaft mit der Frage befassen, wie diesem Mangel abzuhelpfen wäre. Könnte man nicht einen unserer zahlreichen, beinahe zu zahlreichen Literaturpreise in eine Stiftung zur Förderung von Werken über unsere Literatursprache umwandeln? Den Schriftstellern entginge dadurch nichts, im Gegenteil, sie würden aus einer Vermehrung der Sprachliteratur großen Nutzen ziehen.

Wolfgang Kayser: „Das sprachliche Kunstwerk“, Francke Verlag, Bern und München 1954.

Wolfgang Kayser, einer der führenden Literaturwissenschaftler in Westdeutschland, nennt sein Buch im Untertitel „Eine Einführung in die Literaturwissenschaft“. Für ein Werk von beinahe 500 Seiten in Großformat klingt das mehr als bescheiden. Bei der Lektüre wird einem freilich schnell klar, daß sich die Bescheidenheit des Verfassers nur auf die Wahl des Untertitels bezieht. Sein Werk ist alles weniger als bescheiden, stellt es sich doch neben der Aufgabe, den Leser „in die Arbeitsweisen einzuführen, mit deren Hilfe sich die Dichtung als sprachliches Kunstwerk erschließt“, auch noch die andere: ihn zu den „ewigen Gesetzen“ zu führen, „nach denen sich das sprachliche Kunstwerk bildet“. Um dies zu erreichen, bedient sich der Verfasser einer Betrachtungs- und Untersuchungsweise, die im Gegensatz zu empirischen oder historisch-materialistischen Forschungsmethoden „in den innersten Kern des Kunstwerks“ dringen, es „von innen her“ zeigen und in seinem „Geheimnis“ aufspüren will. Damit sind auch schon die Grenzen und Schwächen des Werkes umrissen. Überall dort, wo sich Wolfgang Kayser, der über ein reiches Fachwissen und ein feines Sprachgefühl verfügt, darauf beschränkt, von den Gegenständen der literaturwissenschaftlichen Analyse (zum Beispiel vom Stoff, Motiv, Leitmotiv usw.), oder von Problemen des Aufbaus oder von gewissen

Fragen der Stilistik zu sprechen, bietet er dem Leser eine Fülle interessanter Kenntnisse und Anregungen. Allerdings wählt er seine Proben und Exempel nur aus einem Teil der deutschen und der westeuropäischen Literatur. Die slawischen Literaturen, von den orientalischen gar nicht zu reden, sind für ihn *Terraincognita*. Das führt zu einer seltsamen Einengung des Blickfeldes, einem Fehler, den Kayser übrigens mit fast allen westdeutschen Literaturwissenschaftlern teilt. An der Elbe hört für ihn die Literatur auf, auch die neue deutsche! Und zu dieser grotesken „Kurzsichtigkeit“ kommt noch die bereits angedeutete „Farbenblindheit“, die ihn die Bezüge der Literatur zur Geschichte, zur Gesellschaft, zur wirklichen Welt nicht bemerken läßt. Dichter und Dichtung werden derart unter eine Glasglocke gestellt. Indem Wolfgang Kayser aber so vorgeht, indem er die nationalen, historischen und sozialen Wurzeln der Literatur außer acht läßt, begibt er sich vom festen Boden in die Wolken. Das führt zu sonderbaren Purzelbäumen, zum Beispiel wenn der Verfasser einerseits behauptet, daß „Tendenzliteratur als Randgebiet der Dichtung“ gilt, deren „Wesen in ihr getrübt scheint“, andererseits dem „Don Quijote“ und dem „Gulliver“ trotz ihrer unbezweifelbaren Zugehörigkeit zur Tendenzliteratur die Qualität „echter Dichtung“ zuspricht.

* „Die deutsche Sprache“, Lehr- und Übungsbuch für Fachschulen und Erwachsenenbildung, verfaßt von einem Autorenkollektiv, Fachbuchverlag, Leipzig 1954.

Dieses für den Schulgebrauch bestimmte Buch, das auch „den Werktätigen als Nach-

* Siehe „Neue Deutsche Literatur“, Heft 1/1955.

** Eine Besprechung dieses Buches werden wir noch bringen.

schlagewerk in der Praxis" dienen soll, erfüllt die ihm gestellte Aufgabe recht gut. Übersichtlich gegliedert, bietet es in sechs Teilen eine knappe und doch genügende Einführung in die Orthographie, Grammatik, Interpunktionslehre, Sprachgeschichte, Stilistik und Sprecherziehung.

Die Grammatik hält sich an ältere Vorbilder, geht vom Laut aus, anstatt sich die moderne Auffassung zu eigen zu machen, die zum Beispiel der „Kleinen Grammatik“ des Dudenkollektivs zugrunde liegt (Ausgangsposition: der Satz). Hier könnte bei einer Neuauflage manches geändert und verbessert werden.

In dem Kapitel über die „Stil- und Aufsatzlehre“ wird die „Neue Deutsche Literatur“ des öfteren zitiert (bisweilen auch ohne als die Quelle der Zitate genannt zu werden). Einige der Zitate – aus dem ersten Jahrgang unserer Zeitschrift – dienen sozusagen der Abschreckung: sie zeigen Stilfehler, die freilich schon von der Redaktion oder von ihren Mitarbeitern als solche „aufgespießt“ worden sind. Daß sie hier nun zum zweitenmal hervorgeholt und sogar in gewissem Maße „verewigt“ werden, könnte unseren Redaktionslehrling Schwejk beinahe zu dem Schluß kommen lassen, daß es besser sei, sich nicht an der eigenen Nase zu fassen, weil so vermieden wird, daß ein Autorenkollektiv, anstatt sich der Mühe zu unterziehen, selbst Beispiele für Stilfehler zu suchen und zu finden, einfach die von fremder Selbstkritik zutagegeforderten benutzt.

*

E. Riesel: „Abriß der deutschen Stilistik“, Verlag für fremdsprachige Literatur, Moskau 1954.

Hier haben wir die erste brauchbare, auf den Erkenntnissen marxistischer Sprach- und Literaturwissenschaft fußende, deutsche Stilistik vor uns, die – bis auf weiteres – eine fühlbare Lücke in unserer Literatur ausfüllt.

Nach einer knappen Einleitung, die den Gegenstand und die Aufgaben der Stili-

stik umreißt, werden in zehn Kapiteln die vom Wortschatz und dem Vorrat an Redewendungen gebotenen Ausdrucksmittel der deutschen Sprache behandelt; in weiteren fünf Kapiteln die grammatischen beschrieben; und schließlich in zwei Kapiteln und einem Anhang die phonetischen Ausdrucksmittel und die Erscheinungen der Metrik untersucht.

Die Verfasserin beherrscht ihren Stoff ausgezeichnet. Nur manchmal wird sie durch eine gewisse akademische Überseriosität daran gehindert, Stil- und Sprachqualitäten als das zu erkennen, was sie sind, nämlich Produkte einer aufs Ironische gerichteten Dichterphantasie. Die mit leisem Tadel als literarisch nicht einwandfrei hingestellten „lexisch morphologischen“ Mißbildungen auf dem Gebiete „des adjektivistischen Gebrauchs adverbaler Wortpaare“ (Uff, uff!), wie sie bei Thomas Mann vorkommen („mit gang und gäber Schwärmerei“), sind einfach sprachliche Mittel jener Ironie, die der Verfasser von „Lotte in Weimar“ auf die verschiedenste Weise handhabt und blitzen läßt.

Und dasselbe gilt von der Verwendung bayrischer Ausdrücke in der Erzählung „Die vertauschten Köpfe“, die in indischem Milieu spielt. Der Ausruf „So eine Gaudi!“ Ist das eine Gaudi!“ aus dem Munde eines Inders – von Frau Riesel mit Befremden notiert: „Warum Thomas Mann, selbst Norddeutscher, der allerdings lange Jahre in München gelebt hat, gerade das Bayrische auswählt, ist nicht verständlich.“ – setzt der Ironie noch besondere Lichter auf. Ähnliche Wirkungen erzielt Thomas Mann in seinem Josephsroman, indem er die amerikanische Grußformel „So long – So lange!“ nach Ägypten an den Hof des Pharaos Amenhotep verpflanzt. (Über den scherzhaften Sinn solchen Sprachgebrauchs hat er selbst in einem Brief gesprochen, den ich an anderer Stelle, in dem Buch „Unter fremden Himmeln – Abriß der deutschen Literatur im Exil“, Seite 39, zitiert habe.)

Auch in einer zweiten Beziehung scheint uns Frau Riesels Buch der Verbesserung

bedürftig. Bei der Wahl ihrer Beispiele aus der älteren deutschen Literatur übergeht die Verfasserin völlig solche großartigen Stilisten wie Kleist und Keller. Aber gerade ihre Werke liefern Exempel für den Gebrauch von Bildern, wie wir sie uns nicht besser wünschen können, ganz zu schweigen von Beispielen für den Prosarhythmus. Doch dieser wird in dem Rieselschen Abriß überhaupt sehr stiefmütterlich behandelt. Zu Unrecht, wie uns angesichts der großen Rolle dünkt, die er bei Thomas Mann, Joseph Roth, Leonhard Frank, Heinrich Mann und vielen anderen spielt. Es geht einfach nicht an, die Bedeutung des rhythmischen Elements mit der Bemerkung abzutun, die „literarische Prosa“ sei in den meisten Fällen „rhythmisch unorganisiert“.

Und schließlich sei hier noch ein dritter Einwand vermerkt. Frau Riesel gibt uns immer wieder Beispiele aus der neuen und neuesten deutschen Literatur. Das ist vortrefflich. Aber die Beispiele sollten nicht nur zahlreich sein, sie sollten auch mannigfaltigen Quellen entstammen.

Es wirkt nicht nur eintönig, sondern ergibt auch ein verzeichnetes Bild der Literatur, wenn immer wieder auf dieselben Autoren und Werke zurückgegriffen wird. Warum finden wir beispielsweise keine Exempel aus dem Schaffen eines unserer besten Stilisten – Bertolt Brecht? Auch wäre es ratsam, etwas mehr von Leonhard Frank und etwas weniger von Falada zu zitieren. Und es gibt in unserer neuen deutschen Literatur nicht noch ein paar Autoren, von denen Proben in eine moderne deutsche Stilistik gehörten? Schließlich sollten, wenn schon Beispiele aus Zeitungsartikeln gebracht werden, die betreffenden Stellen nicht – neben den zu illustrierenden Stileigenschaften – grobe Fehler aufweisen, die geeignet sind, zur weiteren Verrottung unserer ohnehin schon genug bedrohten Muttersprache beizutragen.

Aber von diesen Schönheitsfehlern abgesehen ist der „Abriß“ eine verdienstvolle Leistung. Er sollte von einem unserer Verlage herausgebracht werden – freilich schon in einer verbesserten und ergänzten Fassung.

Derjenige, dem der Beruf eingeboren ist, dereinst die Schöne Literatur seines Volkes zu bereichern, wird sich seine Muttersprache früh auf eine besondere Art angelegen finden. Das Wort, das da ist, das allen gehört und das doch ihm in einem innigeren und beglückenderen Sinn, als jedem andern, zu gehören scheint, es ist sein erstes Staunen, seine früheste Lust . . .

Thomas Mann

Howard Fast

Literaturbriefe aus New York

Fünfter Brief

Faulkner, Steinbeck und Hemingway in einem Atemzug als die besten bekannten Vertreter der amerikanischen zeitgenössischen Literatur zu bezeichnen, ist günstigstenfalls ein ungeschicktes Unterfangen, denn wie ein Riese überragt William Faulkner – trotz seiner Verworrenheit und seiner Tragik – die beiden anderen. Während wir es bei Steinbeck und Hemingway günstigstenfalls mit oberflächlicher Klugheit zu tun haben, steht uns in Faulkner ein Schriftsteller gegenüber, der sich sowohl durch Tiefe als auch durch Ernst auszeichnet, ein Mensch, der auf tragische Weise darum ringt, sich mit einer dreidimensionalen Welt auseinanderzusetzen. Die Tragödie dieses Mannes aus dem heutigen Amerika, ist weitaus dramatischer und bewegender als die literarischen Tragödien, die er schafft. Den Zugang zu seinem Werk zu finden, ist äußerst schwierig, wenn man nicht wenigstens einigermaßen den Menschen William Faulkner und jene seltsame Welt zu ergründen sucht, die ihn in seinen Träumen und Erinnerungen wie auch in seinem wirklichen Leben dort unten im Süden, in einem kleinen abgelegenen Dorf, gefangenhält. Wie ich hörte, besuchte ihn einst ein berühmter europäischer Schriftsteller, der Amerika bereiste. Dieser war äußerst bestürzt, als er feststellen mußte, daß Faulkner weder von ihm gehört noch eines seiner Bücher gelesen hatte. Dabei hätte dieser Schriftsteller eigentlich gar nichts anderes erwarten dürfen, denn nur sehr wenige amerikanische Schriftsteller sind belesen oder gut informiert (sie kennen nicht einmal die Literatur ihres eigenen Landes), und Faulkner ist es vielleicht weniger als alle anderen. Wie er das Kaffeehausleben in den großen Städten gemieden hat – die Krönung der Laufbahn aller „großen“ amerikanischen Schriftsteller –, genauso ist er den gewaltigen politischen Auseinandersetzungen unserer Zeit ferngeblieben. Als gebildeter Geist, als hervorragender Beobachter und Erzähler hat er es vorgezogen, sich in einem kleinen Ort im Süden, in Mississippi, zu vergraben, dem Alkohol und der Selbstbeobachtung zu frönen und quälerische, Nachtmahr-ähnliche Romane zu schreiben, in denen er den Süden, den er kennt und wo er arbeitet, in surrealistischen Bildern vorstellt.

Um so bemerkenswerter ist folgende Tatsache: Als die fortschrittlichen Kräfte Amerikas um das Leben von Willie McGhee kämpften, gegen den man, getreu der Tradition der Südstaaten, einen Rassenprozeß inszeniert und den man schließlich zum Tode verurteilt hatte, da war – von den fortschrittlichen Schriftstellern abgesehen – William Faulkner die einzige literarische Persönlichkeit in ganz Amerika, die ihre Stimme zur Verteidigung des verurteilten Negers erhob. Und als kürzlich auf dem Flugplatz Idleport eine italienische Verkehrsmaschine bei der Landung in Trümmer ging, weil die automatischen Vorrichtungen versagten und weil sich das Personal im Kommandoturm des Flughafens gleichgültig und stur verhielt, da schrieb William Faulkner voller Erbitterung und Em-

pörung einen Brief an die „New York Times“. In diesem Brief verurteilt er eine Zivilisation, die sich in stumpfsinniger Weise völlig auf die Technik verläßt, technische Erzungenschaften anbetet und dabei den Menschen fast zu einem Nichts herabwürdigt. Er schließt mit folgenden Worten: „Wir täten besser daran, all jene Menschen zu beklagen, die einer Kultur untertan sind, in der ein Mechanismus höher bewertet wird als ein Mensch, und zwar nur deshalb, weil jener eben ein Mechanismus und daher unfehlbar ist, während dieser nur ein Mensch und daher der Gefahr von Irrtümern ausgesetzt ist.“

Sollte der Leser dazu neigen, in diesen beiden öffentlichen Stellungnahmen nichts Ungewöhnliches zu sehen, so möchte ich bemerken, daß es heute einfach unvorstellbar ist, etwa Steinbeck oder Hemingway oder Caldwell oder irgendeinen anderen amerikanischen Schriftsteller, der bei der Bourgeoisie Ruhm und Ansehen genießt, auf gleiche oder andere Weise von seinem sozialen Gewissen Zeugnis ablegen zu sehen. Nicht ein einziger von ihnen hat während der vergangenen fünf Jahre in einem ähnlichen Falle Protest erhoben.

Unter diesen Umständen wird es verständlich, daß Faulkner als Thema seines neuen Romans „A Fable“ die Frage des Friedens gewählt und dabei den Versuch unternommen hat, den Krieg, die Menschen, die für Kriege verantwortlich sind, und die Menschen, welche die Kriege führen, sowie die Sinnlosigkeit, die Grausamkeit und den Wahnsinn eines Krieges zu brandmarken. Schon das ist bedeutsam – allerdings bleibt es nur ein Versuch, denn das Werk ist seiner Ausführung wie auch seinem Inhalt nach eine einzige Tragödie: die Tragödie William Faulkners, ja mehr noch, die Tragödie des atomkrieg-besessenen Amerikas und jener Männer, die in Washington sitzen und gewissenlos ihr gefährliches Spiel mit Wasserstoffbomben treiben. Abgesehen von meinem „Silas Tiberman“, ist „A Fable“ der einzige mir bekannte Roman der zeitgenössischen amerikanischen Literatur, in dem die Frage „Krieg oder Frieden?“ einen wesentlichen Bestandteil des Inhalts bildet.

„A Fable“ spielt während des ersten Weltkrieges und erzählt die Geschichte eines französischen Regiments, das dem Angriffsbefehl zuwiderhandelt – es meutert nicht etwa, es greift einfach nicht an. Das Regiment ist des Krieges überdrüssig und will nicht mehr kämpfen, nicht einmal angesichts einer Entscheidung des Oberkommandos, derzufolge jedem Angehörigen des Regiments die Hinrichtung droht. Diesem Vorspiel folgt ein langer Roman, der seines verworrenen Aufbaus und des Gedankenwirrwarrs wegen vielleicht beispiellos in unserer Literatur ist. Inmitten dieses Wirrwarrs taucht plötzlich, verschwommen und zusammenhanglos, ein Gleichnis aus dem Neuen Testament auf, es ist die Rede von Jesus und seinen Jüngern, von Maria Magdalena, Pontius Pilatus und anderen – modern, mit vielen Anspielungen und angedeuteten Möglichkeiten. Mit einer gewissen verworrenen Würde steuert der Roman seinem Höhepunkt zu: der Wille zum Frieden, der Haß gegen den Krieg greifen auf alle beteiligten Armeen über, und diese Entwicklung verknüpft sich mit dem Höhepunkt des realen Geschehens: dem Abschluß des Waffenstillstands. Mehr kann über die Fabel des Romans kaum gesagt werden, denn nur hin und wieder werden die langen, verworrenen und unverständlichen Passagen durch eine Prosa von solcher Klarheit und Schönheit unterbrochen, daß man sie als nahezu unerreicht bezeichnen möchte. Doch wird das Buch durch diese hervorragenden Stellen nicht wirklich lesbar und verständlich. Als Roman ist „A Fable“ ein beklagenswerter Versager, der einen vor Scham und Ärger darüber, daß ein so kenntnisreicher Mensch und ein so großes Talent auf solche Weise stranden mußte, weinen lassen möchte.

Wenn auch dieser Gedankenwirrwarr jeden Wunsch, den Roman zu verstehen, zum Scheitern verurteilt, so sind die Qual und die Verwirrung des Autors doch verständlich. Man muß sich vergegenwärtigen, daß Faulkner, ein äußerst humaner und sensibler Mensch, im Amerika von heute lebt. Er weiß – was auch wir alle wissen –, daß eine realistische Darstellungsweise verpönt ist, daß die Wahrheit unnachsichtig verfolgt wird

und daß der Wille zum Frieden und der Haß gegen den Krieg als schlimmste aller Sünden gelten.

Doch kann er sich nicht solchem Unsinn ergeben, wie ihn Steinbeck und Hemingway ihren Lesern bieten. Er kann nicht seine Kunst für ein Linsengericht verkaufen. Er fühlt sich zu sehr mit ihr verbunden, ja die Kunst ist ein Teil seiner selbst. Er lebt in dem Staat wo die Rassenhetze ihre größten Triumphe feiert. Dennoch hat er in all seinen Büchern gezeigt, daß Rassenhetze etwas Erbärmliches ist, das er instinktiv haßt. Im Banne des Realismus stehend, eines Herrn, der nichts neben sich duldet und den er selbst nicht dulden möchte, kämpft er vergebens gegen ihn an. Deshalb verzerrt er ihn. Und da er nicht in eine Welt der Unwirklichkeit und des Firlefanz entrinnen kann, verzerrt er die reale Welt bis zum Wahnsinn – zum Wahnsinn eines gequälten Menschen mit Gewissen, den der Wille beseelt, zu verstehen, dem aber das Verständnis versagt ist. Dieser Prozeß ist nicht neu; er kommt nicht erst in „A Fable“ zum Ausdruck. Schon vor langer Zeit hat Faulkner diesen Weg beschritten. Im Vorwort zu einer Ausgabe seines berühmten Buches „Sanctuary“ sagte er einmal, daß er, bedrückt durch das Mißlingen mehrerer Romane, „Sanctuary“ aus einer abscheulichen persönlichen Situation geschrieben habe. Die Wahrheit aber ist, daß er bei dem Versuch, die Realität unverfälscht und ehrlich darzustellen, scheiterte, und sie deshalb so wiedergab, wie es ihm möglich war.

Untersuchen wir nun den Roman „A Fable“. Instinktiv fühlt sich Faulkner zu den schlichten, einfachen Menschen hingezogen; doch er kennt diese Menschen nicht. Er sieht nur ihre Niederlage und ihre Ohnmacht. Er selbst hat sich von ihnen gelöst. Beschreibt er eine Menge, dann ist er großartig. Beschreibt er aber einen einzelnen Menschen aus der Menge, dann gibt er ihn der Verachtung preis, einer Verachtung, die ihren Ursprung in Faulkners eigener mangelhafter Kenntnis vom Menschen hat. Er haßt die militärischen Führer, aber er weiß nicht, warum man sie hassen muß. Er weiß, daß die einfachen Menschen, welche die Kriege auszufechten haben, sich von den Generalen, den Kabinettsministern und den Rüstungsbaronen wesentlich unterscheiden; weshalb aber und warum, das weiß er nicht, denn er hat keinerlei Ahnung von den Theorien des Klassenkampfes oder der historischen Entwicklung. Philosophisch betrachtet, gehört seine Sympathie den Unterdrückten, aber er kennt sie nicht. Er haßt den Krieg, aber er kann nicht einmal mutmaßen, wodurch Kriege entstehen. Aus eigener Erfahrung weiß er, daß fast alle Soldaten den Krieg hassen und höchst ungern kämpfen, deshalb ist die Tatsache, daß es trotzdem sinnlose Kriege gibt und daß trotzdem Soldaten kämpfen müssen, nur noch unverständlicher. Er kann kein echter Friedenskämpfer sein, trotz seiner zutiefst humanen Gesinnung, und da ihm die Einsicht eines Kämpfers fehlt, manövriert er sich selbst tiefer und tiefer in den Morast der eigenen Verwirrung hinein.

Mit anderen Worten: Faulkner ist das Ergebnis einer einmaligen Situation, der Situation des gebildeten Analphabetentums. Er ist ein Mann von Bildung und Talent und zugleich von einer abgrundtiefen Unwissenheit. Und deshalb sage ich, daß William Faulkners Tragödie die Tragödie Amerikas ist.

Aber kann man denn einen Schriftsteller groß und talentiert nennen, auf den dies alles zutrifft. Worin besteht Faulkners Talent? Nun, lassen Sie mich einen Satz aus seinem Buch zitieren. Nicht einen jener langen, fast zusammenhanglosen Sätze, in denen die Absurdität das wenige überwiegt, was man daraus an innerem Gehalt gewinnen könnte, sondern einen kürzeren Satz, der zu verstehen ist:

„Denn für gewöhnlich glaube ich unfähig zu hoffen; er hielt sich nur für fähig, ohne Furcht oder Bedenken oder Bedauern dem eisernen, einfachen Schicksal zu trotzen, das – wie er glaubte – ihn so lange nicht verraten würde, wie er ihm weiterhin ohne Frage oder Bedenken oder Bedauern trotzte, das ihn aber trotzdem im Stich gelassen

und ihm nur die Fähigkeit bewahrt hatte, dennoch zu trotzen, bis vor zwei Tagen, als der Kommandeur des Korps nach ihm geschickt hatte.“

Nur bei erstmaligem Lesen erscheint das zusammenhanglos; liest man es ein zweites Mal, und zwar sehr sorgfältig, so beginnt sich in diesem fast aufs Geratewohl herausgegriffenen Satz die Wesensart des Schriftstellers abzuzeichnen; die Natur seines Konfliktes und seiner Verwirrung wird sichtbar.

Faulkner mit ein paar wegwerfenden Worten abzutun, wäre ein schwerwiegender Fehler und eine noch größere Ungerechtigkeit. Es ist vielmehr unsere Pflicht, ihn zu begreifen, selbst wenn wir ihm nicht helfen können; denn er ist nur ein Teil eines größeren Etwas, und das müssen wir verstehen. Von seinem Roman „A Fable“ sind viele tausend Exemplare verkauft worden. Aber mit Ausnahme eines hervorragenden amerikanischen Marxisten, eines führenden Mitgliedes unserer Friedensbewegung, habe ich nicht einen einzigen Menschen getroffen, der dieses Buch gelesen hätte. Die amerikanischen Geldsackintellektuellen verstehen Faulkner nicht, und sie lesen ihn auch nicht. Dennoch loben sie ihn über den grünen Klee, weil sie in ihm einen erstrangigen Verteidiger der Verwirrung und des Obskuren sehen, weil er Nobelpreisträger ist und weil er ihnen mit seiner Unverständlichkeit Ehrfurcht einflößt. Sie analysieren sein Werk nur sehr selten, denn es entzieht sich ihrem Verständnis, und im übrigen haben sie ein bißchen Angst vor ihm. Sie verzeihen ihm seinen Friedensroman, weil dieser so mystisch und obskur ist. Und sie verhätscheln ihn wegen seiner Einsamkeit, seiner Seltsamkeit und einer gewissen abenteuerlichen Eigenheit, die sie ihm zuschreiben.

Seine Tragödie sehen sie überhaupt nicht. Diejenigen, die ihn zerrüttet haben, vergießen dieser Zerrüttung wegen keine Träne.

Deutsch von H. E.

Geburtsstagskind: Recha Rothschild

Zu ihrem Fünfundsiebzigsten am 28. Juni

Würde man sie, wenn sie spricht, nicht sehen, so glaubte man, daß es eine junge Frau ist und nicht eine Fünfundsiebzighjährige: ihr Geist blieb jung. Ich kenne sie nicht anders als so, wie ich sie vor wenigen Tagen antraf, da ich sie nach langer Zeit wieder einmal besuchte; aber man kann sich leicht vorstellen, wie sie früher gewesen sein mag.

Sie erzählte aus ihrem Leben: von der Kindheit in Frankfurt am Main, von ihrer Schulzeit im jüdischen Mädchenpensionat, vom Lehrerseminar, von ihrer Arbeit in einem Volkskindergarten, von der Studienzeit (Nationalökonomie, später Geschichte als Hauptfach) in München, Heidelberg, Berlin, Paris. Ihr ohnehin starkes soziales Empfinden wurde durch die Mitarbeit in

Jugendämtern gefördert (in Frankfurt am Main als Fürsorgerin, in Dresden wenige Jahre später als Leiterin der gesamten Jugendfürsorge); während des ersten Weltkrieges arbeitete sie aktiv in der Frauenbewegung. „Aber erst die Oktoberrevolution wies mir Weg und Ziel“, erzählte sie, „am 14. März 1918 trat ich in die USPD ein, am 1. Mai 1919 stieß ich dann zur KPD, zu den Spartakusleuten.“ Sie hielt zu sprechen inne, nippte an ihrem Glas, trank die Neige in einem Zug (ich hab sie nie anders gesehen als mit Selters und Zigaretten), holte eine frische Flasche: „Das sind meine Lebensgeister – Selters, Zigaretten und Pfefferminz. Rauchst du?“

Sie lernte Clara Zetkin kennen, arbeitete im Aktionskomitee gegen den Kapp-Putsch

in Frankfurt am Main, wurde von der Polizei gesucht, ging illegal nach Stuttgart. Sie arbeitete am Organ der Kommunistischen Partei in Düsseldorf mit; dann folgten Essen, Mannheim, Augsburg und wiederum Berlin als Stationen ihres Wirkens. Sie war stellvertretender Chefredakteur der „Hamburger Volkszeitung“, schrieb Artikel zur Parteitaktik, lernte Thälmann kennen, wurde Mitglied des Bundes proletarischer Schriftsteller. 1929 war sie wieder in Berlin, arbeitete als Parteistrukteur und wurde einige Zeit später Fraktionssekretär der kommunistischen Schriftsteller (bis 1932).

Nach der faschistischen Machtaneignung mußte sie in die Illegalität. Sie blieb zunächst in Berlin, arbeitete weiter. Ein volles Jahr ging alles gut, dann wurde sie erkannt, verhaftet und zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt. An die Haftzeit schloß sich ein kurzer Ferienaufenthalt in der Schweiz an, Krankheit und Entbehrung hatten sie ausgesogen. Doch schon kurze Zeit später war sie in Frankreich und arbeitete für die illegale Parteipresse. 1948 kehrte sie nach Deutschland zurück, und seitdem ist sie

Lektor (besonders für französische und italienische Texte) am Dietz Verlag.

Das ist in Riesensprüngen das Leben Recha Rothschilds. Mehr über sich selbst zu berichten hatte sie keine Zeit: auf dem Schreibtisch lag neben dem geöffneten Federhalter aufgeschlagen das frisch übersetzte Manuskript von Antonio Gramscis Briefen aus dem Gefängnis, das sie noch fertig kontrollredigieren wollte, bevor sie in Urlaub fuhr. Jetzt, da der Geburtstagsgruß eben gedruckt ist, erholt sie sich irgendwo in Mecklenburg, „paar Tage bloß, ich hab sie nötig“. Dann sprach sie noch von Arbeiten, die sie vor sich hat, nach dem Urlaub. Apropos Arbeit: wir, die Jüngeren, die wir von ihr durch zwei Generationen getrennt sind, bestaunen sie; es ist fast unglaublich, welch umfangreiches und vielseitiges Arbeitspensum sie trotz ihres Alters und trotz ihrer Kränklichkeit bewältigt. Es scheint, als müsse man die Arbeit mit zu ihren Lebensgeistern rechnen: Selters, Zigaretten, Pfefferminz und Arbeit.

Wir wünschen Dir, liebe Recha Rothschild, von Herzen alles Gute! *ar*

Arnold Zweig

Dem Andenken Alfred Polgars

Kein Zufallswort hatte mir verraten, als ich mich im vorigen Jahre zweimal mehrere Tage in Zürich aufhielt, daß daselbst noch einer der feinsten Stilisten und Kritiker der deutschen Literatur unseres Jahrhunderts lebte – der Wiener Alfred Polgar.

Wir empfanden ihn als Klassiker des kleinen Lebens; niemand so wie er fühlte das Gewicht der unscheinbarsten Vorgänge, die den Alltag des Großstädtlers ausmachen. Und das Deutsch, das er schrieb, hätte in jedes Lesebuch aufgenommen werden können, aus so gut wie jedem Bande seiner gesammelten Kleinigkeiten, um Zeugnis davon abzulegen, welch hohes

Niveau aus Einsicht, Nachdenklichkeit, Zartgefühl und heiter sensiblem Sprachgeist dem Glossendichter unserer Zeitschriften zur Verfügung stand. Polgar wäre für jedes Volk ein kostbares Juwel im Schmucke des Reliquienschreins gewesen, der die dauernden wie die vorübergehenden Gestaltungen unseres Kulturguts bewahrt; unser Deutsch erst recht, das von so vielen Mißbräuchen befleckt wurde, dem Jargon der Gründerjahre wie dem des Expressionismus und des sich selbst karikierenden Preußentums – unsere kostbare Muttersprache hatte in Alfred Polgar den zärtlichsten und zugleich unerbittlichsten Verwalter.

Irgend einmal wird es wieder eine klassische Nationalbibliothek geben, eine Auswahl des Besten, das unsere bürgerliche Endepoche hervorgebracht hat, und darin wird der Band Polgar, in Leder gebunden, von denjenigen immer wieder zur Hand genommen werden, die das menschlichste Gefühl und den feinsten, stählernsten Ausdruck im Bewerten dessen zu lieben vermögen, was an Tages- und literarischen Ereignissen unsere Öffentlichkeit beschäftigte. Im Frieden freilich und aus der Perspektive eines Zeitgenossen, der das kriegerische Ungetüm unserer reaktionären Herrenschichten nur ironisch zur Kenntnis nehmen konnte. Als man Deutschland den

Hitlerhorden überlieferte, versagte Polgar die Stimme. Wie gerne hätte ich ihm noch einmal die Hand gedrückt, ihn und uns dazu beglückwünscht, die braune Sintflut überlebt zu haben – nicht einmal wissend, ob er seinen achtzigsten Geburtstag noch vor oder schon hinter sich hatte. Wie beendete doch sein Landsmann und Schicksalsgenosse Franz Blei im „Großen Bestiarium der Literatur“ den kurzen Absatz über „Die Polgar“?: „Mit schönen roten Blutkörperchen eines bessern Lebens baut das Polgar Viennensis aparte Gedankenester, die man wegen ihrer seltsamen Zusammensetzung aus Fragilität und Dauer Filigranitkunstwerke nennt.“

Franz Hammer

Sturm voran, mein Gedicht

Wäre der größte Dichter des ungarischen Proletariats, Attila József, nicht zweiunddreißigjährig aus dem Leben geschieden, hätte er am 11. April dieses Jahres seinen fünfzigsten Geburtstag gefeiert. In ganz Ungarn wurde dieser Tag gewürdigt, denn neben Sándor Petöfi und Endre Ady gibt es keinen Lyriker, der in Ungarn so verehrt und geliebt wird wie der bei uns kaum bekannte Attila József. Hätte Stephan Hermlin im vergangenen Jahr nicht einige seiner Gedichte ins Deutsche übertragen und in „Sinn und Form“ veröffentlicht, würde der Kreis derer, die wenigstens eine annähernde Vorstellung von Józsefs Bedeutung haben, noch kleiner sein.

In Ungarn kennt man nicht nur seinen Namen, man kennt auch seine Gedichte. So kann es vorkommen, daß man in der Nähe einer Ausflugsstätte im Grünen liegt und plötzlich hinter einem Busch einen jungen Menschen seinen Freunden ein Gedicht von Attila József vortragen hört. Oder der Fahrer des Wagens, der einen ausländischen Gast am Plattensee vorüberfährt, vermag der Dolmetscherin ein Ge-

dicht des auf tragische Weise so frühverstorbenen Dichters vorzutragen, daß sie es dem Gast übersetzen kann:

*Vater weg und Mutter tot,
hab' nicht Heimatland und Gott,
Wiege nicht, noch Totenhemd,
Kuß und Liebste sind mir fremd.*

*Seit drei Tagen ess' ich nicht,
kein Stück Brot und kein Gericht.
Zwanzig Jahre sind mein Reich,
zwanzig, die verkauf' ich euch.*

*Kauft sie keiner von den Herrn,
nimmt der Teufel sie doch gern:
Raub' ich dann, mein Herz ist rein,
töt' ich dann, so muß es sein.*

*Fängt man mich, werd' ich gebeckt,
in geweihte Erd' versenkt:
Aus dem schönen Herzen strebt
Totengras, das leise bebt.**

Dieses Gedichtes wegen, das sehr schnell berühmt wurde, war Attila József

* Nachdichtung von Eduard Zak; in „Ungarn erzählt“, Verlag Volk und Wissen, Berlin 1954.

von der Universität Szeged verwiesen worden. Professor Antal Horger, bei dem der Student die Prüfung in ungarischer Grammatik ablegen sollte, hatte entrüstet erklärt, solange er, Antal Horger, lebe, werde Attila József kein Mittelschullehrer werden, weil man Menschen, die solche Verse schreiben, die Erziehung der kommenden Generation nicht anvertrauen könne. Wenn sich auch József über diese Äußerung insgeheim lustig machte, so hat er doch sehr unter ihr gelitten.

Dabei sind diese Verse voller Bitterkeit doch kein wirklich revolutionäres Gedicht, sondern gleichsam nur der Aufschrei eines jungen Menschen, der als Sprecher seiner Generation der herrschenden Gesellschafts-schicht seinen Protest entgegenruft. Aber der Verfasser des Gedichtes war den Herren Professoren zuvor schon anrühlig gewesen, denn man hatte bereits den Neunzehnjährigen wegen eines antiklerikalen Gedichtes vor Gericht gestellt. Zwar war man gezwungen gewesen, ihn freizusprechen, allein „gebrandmarkt“ blieb er, und das um so mehr, als aus dem jungen Dichter immer stärker und entschiedener die Stimme seiner Klasse sprach.

Attila József war Proletariersohn. Als er 1905 in einer Budapester Vorstadt geboren wurde, schufte sein Vater als Hilfsarbeiter in einer Seifenfabrik. Als Attila drei Jahre alt war, verließ der Vater die Familie, ging nach Rumänien und wanderte später nach Amerika aus. Da die Mutter allein nicht drei Kinder ernähren konnte, war sie gezwungen, die beiden Jüngsten dem staatlichen Kinderschutz anzuvertrauen, der Attila nach Öcsöd zu armen Bauern in Pflege gab, wo er als Schweinehirt selbst sein Brot verdienen mußte. Als Attila sieben Jahre alt war, holte ihn die Mutter wieder nach Budapest, denn sie hatte sich unterdessen eine „Existenz“ als Wasch- und Aufwartefrau schaffen können.

Attila blieb ohne jede Aufsicht – die Mutter kam selbst sonntags spät nach Haus –, schwänzte die Schule und trieb sich mit Gassenjungen umher. „Doch da

fand ich im Lesebuch der dritten Klasse eine interessante Geschichte vom König Attila und verlegte mich von da an aufs Lesen. Mich interessierte die Geschichte vom König der Hunnen nicht nur wegen meines Namens, sondern auch aus einem anderen Grunde. Meine Pflegeeltern in Öcsöd hatten mich Pista genannt. Nach eingehender Beratung mit der Nachbarschaft hatten sie, was mir völlig unverständlich war, festgestellt, daß es den Namen Attila gar nicht gäbe. Ich glaube, daß die Entdeckung der Geschichte vom König Attila einen entscheidenden Einfluß auf all mein künftiges Streben hatte, und letzten Endes führte mich gerade dieses Erlebnis zur Dichtung, weil es mich nachdenklich machte und zu einem Menschen formte, der sich die Meinung anderer wohl anhört, aber diese in sich überprüft; dieses Erlebnis ließ mich zu einem Menschen werden, der auf den Namen Pista so lange hört, bis sich das, was er selbst denkt, als richtig erweist, nämlich, daß er eigentlich Attila heißt ...“

Als der erste Weltkrieg ausbrach, ging es der ohnehin schon darbenden Familie noch schlechter: „Mitunter war es so, daß ich mich abends um neun Uhr vor dem Lebensmittelgeschäft in die wartende Schlange stellte – und früh um halb acht Uhr, als ich fast an der Reihe war, wurde ausgerufen, daß das Fett ausverkauft sei ...“ Attila half, den kargen Verdienst der Mutter etwas aufzubessern, soweit es in seinen Kräften stand: „Ich verkaufte Wasser im Világ-Café, stahl Holz und Kohle vom Bahnhof Ferencváros, damit wir zu heizen hatten. Dann wieder fertigte ich bunte Papierschlangen an und verkaufte sie an Kinder, die in besseren Verhältnissen lebten. In den Markthallen schleppte ich Körbe, Pakete usw.“ Später handelte er mit Zeitungen und Briefmarken. Er erlebte die Räterepublik und deren Zerschlagung mit Hilfe der Interventionen; war während der rumänischen Besetzung Brötchenjunge in einem anderen Budapester Café; kam 1919, nach fünf Jahren Volksschule, auf die Mittelschule ...

Da starb Weihnachten desselben Jahres die Mutter.

Nun war Attila völlig auf sich selbst angewiesen. Im Frühjahr und im Sommer 1920 arbeitete er auf Donauschleppdampfern – nebenbei las und studierte er so fleißig, daß er, ohne die Schule besucht zu haben, die Prüfung zur vierten Klasse der Mittelschule bestand. Durch Vermittlung seines künftigen Schwagers, eines linksgerichteten Rechtsanwaltes, kam er auf das Gymnasium in Makó, einer kleinen Stadt in der ungarischen Tiefebene. Er wohnte im Internat des Gymnasiums und erhielt durch seinen Fleiß eine Freistelle. Im übrigen lebte er vom Stundengeben.

Obwohl er die sechste Klasse mit Auszeichnung beendete, hielt er es auf dem Gymnasium nicht länger aus. Er verdingte sich als Feldhüter und Tagelöhner und fand schließlich ein kümmerliches Auskommen als Hauslehrer. Zwei seiner Professoren jedoch hatten ihn nicht aus den Augen gelassen; sie drangen ihn, doch das Abitur zu machen. Attila bewältigte innerhalb von drei Monaten das Pensum der siebenten und achten Klasse und legte ein Jahr früher als seine gleichaltrigen Kameraden erfolgreich das Abitur ab. Um diese Zeit erschien sein erstes Gedichtbändchen „Bettler des Schönen“.

Zum Studium fehlte vorerst das Geld. Attila arbeitete als Vertreter einer Buchhandlung und kurze Zeit später als Angestellter einer Budapester Privatbank. Da die Bank Konkurs machte, entschloß sich Attila József „endgültig, Schriftsteller zu werden und eine Stellung zu suchen, die eng mit der Literatur verbunden ist“. Mittelschullehrer war das Rechte, und so ging er an die Szegeder Universität. „Ich schluckte die Tage und bezahlte meine Wohnung von Honoraren, die ich für meine Gedichte erhielt...“ Doch dauerte auch dies nicht lange, und Attila mußte aus politischen Gründen die Universität in Szeged wieder verlassen. Er ging nach Wien, wo sich zu jener Zeit die Zentrale der ungarischen Emigranten befand, die

vor der Gegenrevolution ins Ausland geflüchtet waren, und ließ sich an der dortigen Universität immatrikulieren. „Ich lebte davon, daß ich am Eingang vom Rathauskeller Zeitungen verkaufte und die Wohnungen der in Wien lebenden ungarischen Akademiker säuberte. Selbst hauste ich in einem furchtbaren Elendsquartier, wo ich vier Monate lang nicht einmal ein Bettlaken hatte.“ Sein literarischer Mäzen, der Ästhetiker Lajos Hatvany, nahm sich, als die Not am ärgsten war, des jungen Dichters an und schickte ihn für kurze Zeit nach Paris an die Sorbonne.

Im Sommer 1927 kehrte Attila József nach Budapest zurück und ließ sich an der Universität eintragen. Er lernte eine junge Studentin aus wohlhabender Familie kennen und lieben, und er brach zusammen, als die Eltern das Mädchen nach London schickten. Er mußte, nervenkrank, in ein Sanatorium. Später schrieb er in einem Gedicht:

*„Ich hatte ein Mädchen aus gutem Stande.
Da hat ihre Klasse sie mir gestohlen...“*

1929 erschien sein dritter Gedichtband, „Vater weg und Mutter tot“. Wie auch der vorhergehende, „Nicht ich rufe“, wiesen seine Gedichte noch immer leicht dekadente Züge auf. „Aber bei aller Verspielt-heit der Verse entstand in den Gedichten schon das Bild des ungarischen Dorfes, des Elends und der Verlassenheit der armen Bauern – dies alles in einer wunder-vollen, ganz eigenartigen Liedform, als vereine er das Anschauliche der ungarischen Volkslieder mit den Gedankenver-bindungen des Surrealismus...“ (László Bokor)

Indessen war unter dem Horthy-Regime das Elend in den Städten ins Unerträgliche gestiegen – von dem Elend der „drei Millionen Bettler“ auf dem Lande ganz zu schweigen –, und die wachsende Arbeitslosigkeit entfachte die Kampfentschlossenheit der Arbeiterklasse. Am 1. September 1930 marschierten Hunderttausende, unter ihnen Attila József, durch die Straßen Budapests und verlangten nach Arbeit

und Brot; sie wurden durch Polizei und Soldateska auseinandergetrieben, Arbeiterblut färbte das Pflaster... Darauf entstanden die beiden großartigen Gedichte „Massen“ und „Sozialisten“, und von Begeisterung erfüllt sang er:

*„Stürm voran, mein Gedicht,
ein Klassenkämpfer wie ich –
steig mit den Massen empor...!“*

Der Einzelgänger und Rebell kam in engere Berührung mit seiner Klasse. Er nahm an der illegalen Parteiarbeit teil, wurde Lehrer in Parteiseminaren und sprach auf illegalen Massenveranstaltungen seine Gedichte. Der Gedichtband „Stürzt das Kapital und jammert nicht!“, der 1931 erschien, wurde sofort beschlagnahmt; einige hundert Exemplare retteten die Buchdruckergenossen. Damals wurden die beiden Führer der illegalen Kommunistischen Partei, Imre Sallai und Sándor Fürst, verhaftet und zum Tode verurteilt. Gemeinsam mit Gyula Illyés und einigen anderen Schriftstellern gründete Attila József einen „Bund gegen die Todesstrafe“ und protestierte in Flugblättern – leider erfolglos – gegen die Hinrichtung der Genossen.

Da fanden einige Genossen mit Proletkult-Geschmack Józsefs Gedichte nicht revolutionär genug und verrissen seinen fünften Gedichtband, „Vorstadtnacht“, in der „Sozialen Rundschau“, der halblegalen Zeitschrift der Partei. Hinzu kam, daß Attila József in jener Zeit sich stark mit Freud beschäftigte: er versuchte, sein Magenleiden, das er sich durch langanhaltendes Hungern zugezogen hatte, mit Hilfe der Psychoanalyse zu heilen und kam dann von Freud nicht mehr los. (Abgesehen davon war das Eindringen der Freudschen Theorie in marxistische Kreise damals eine europäische Zeiterscheinung.) Außerdem trug zur Verschlechterung des Verhältnisses zwischen Attila József und der illegalen Partei schließlich noch Józsefs kritisches Verhalten gegenüber den sektiererischen Fehlern der Partei bei, die in bezug auf die zu schaffende Einheitsfront

auf breiter nationaler Basis erst später korrigiert wurden.

Dessenungeachtet blieb József dem Kampf der Klasse treu und schuf ihr seine herrlichsten Gedichte. Während er früher vom Elend der Dorfarmen berichtet hatte, wurden jetzt in seinen Gedichten die Elendsviertel Budapests lebendig. Doch „es ist nicht die Poesie des Elends, die er besingt. Er faßt die rauhe Wirklichkeit fest ins Auge und gibt eine umfassende realistische Schilderung von der Lage der werktätigen Schichten im Ungarn der dreißiger Jahre.“ (László Bokor)

Zeugnis für Józsefs mitreißende Art gibt eines seiner besten Gedichte „Am Rande der Stadt“, in dem es heißt:

*„Hinauf mit den Herzen! Über Werk
und Fabrik!*

*Ein Herz, das so rußig und groß,
hört nur, wer die Sonne ersticken schon
sah*

*in der Schlotte qualmendem Stoß,
wer in Schächten und Minen erbeben
gespürt
der Erde gesegneten Schoß.*

*Hinauf! Nur hinauf! Gar zu schmäblich
verteilt*

*ist die Welt, doch es stöhnt schon vor
Schmerz*

*und taumelt und splittert Gebege und
Zaun*

*wie in Wettern des stürmischen März!
So stürmt unser Atem – wir blasen mit
Macht:*

*Hoch oben, dort qualme das Herz!“**

Aber Attila József brachte die Weltanschauung der Arbeiterklasse nicht nur in solchen Gedichten zur Geltung, sondern auch dort, wo er von den Beziehungen von Mensch zu Mensch, von Mensch zu Natur sang. „Mit der größten Leichtigkeit und Natürlichkeit übertrug er die Idee in die Sprache der Dichtung und wendete sie auch auf die scheinbar privatesten Belange der Dichtkunst an. Darum sind bei ihm Land-

* Übertragen von Arthur West.

schafts- und Liebesgedichte und Gedanken-
lyrik ebenso wie spielerische Lieder, wenn
auch thematisch verschieden und ver-
schieden in der Tonart, alle einheitlich
Träger eines neuen Humanismus . . .“
(László Bokor)

Im Januar 1937 kam Thomas Mann zu
einer Vorlesung nach Budapest. Attila
József schrieb ein Begrüßungsgedicht, das
zu Beginn der Vorlesung gesprochen wer-
den sollte, jedoch von der Horthy-Polizei
verboten wurde. Es schloß mit den Worten:

*„Erzähl, was schön ist und was Tränen bringt.
Laß, nach der Trauer, endlich Hoffnung haben
uns, die wir Kosztolányi grad begraben . . .
Ihn fraß der Krebs nur. An der Menschheit Saat
frißt tödlich schrecklicher der Dschungel-Staat.
Was hält die Zukunft noch in ihrem Schoß?
Wann bricht das Wolfsgeschmeiß gegen uns los?
Kocht schon das neue Gift, das uns entzweit?
Wie lang noch steht ein Saal für dich bereit?
Das ist's: wenn du sprichst, brennt noch unser Licht,
es leisten auf ihr Mannsein nicht Verzicht
die Männer, Frauen lächeln wunderbar,
noch gibt es Menschen (doch sie wurden rar) . . .
Setz dich! Fang an! Laß uns dein Märchen hören!
Und manche – doch sie werden dich nicht stören –
schaun dich nur an. Sie wollten zu dir gehn,
den Europäer unter Weißen zu sehn . . .“**

Die Entbehrungen langer Elendsjahre
und der schier aussichtslose und nerven-
zerreibende Kampf gegen den Faschismus
hatten seine Gesundheit derart unter-
graben, daß er abermals in ein Sanatorium
mußte. Als im Dezember 1937 seine Schwe-
stern den Schwerkranken und von Ver-
zweiflung Erfaßten von dort an das liebe-
liche Ufer des Plattensees holten, warf er
sich in einem unbewachten Augenblick
vor einen Lastzug . . .

Im befreiten Ungarn wird Attila József
als der größte Dichter der ungarischen
Arbeiterklasse gefeiert. Straßen, Plätze,
Schulen und Betriebe tragen seinen Namen.
Als 1947 zum ersten Male der Kossuth-
Preis, die höchste Auszeichnung Ungarns,
vergeben wurde, war es Attila József, der,
posthum, als erster mit ihm ausgezeichnet
wurde. Außerdem trägt ein Literaturpreis,
der etwa unserem Heinrich-Mann-Preis
entspricht, seinen Namen.

In einem Brief an die ungarischen
Schriftsteller erinnerte sich Thomas Mann

jüngst seiner Begegnung mit Attila József
im Januar 1937: „Der Eindruck von der
Sanftheit und vornehmen Bescheidenheit
seines Wesens, von dem reinen und leiden-
schaftlichen Idealismus, der ihn erfüllte,
bleibt mir unvergeßlich . . .“ So wird er
jedem unvergeßlich bleiben, der mit ihm
und mit seinem Werk je in Berührung
kam. Daß er auch in die mahnende und
verehrende Erinnerung unseres Volkes
aufgenommen werden möge, sei zum
Schluß als Wunsch an jene ausgesprochen,
die berufen wären, durch eine Nachdich-
tung seiner besten Gedichte ihn auch den
deutschen Lesern lieb und vertraut zu
machen.

Ehrung für Schriftsteller

Wir glauben im Namen unserer Leser
zu sprechen, wenn wir Willi Bredel,
Eduard Claudius, Werner Eggerath, Otto
Gotsche und Recha Rothschild herzlich
zu ihrer Auszeichnung mit dem Vater-
ländischen Verdienstorden in Silber gratu-
lieren.

* Übertragen von Stephan Hermlin.

Blick in eine lateinamerikanische Literaturzeitschrift

Vor uns liegt eine Ausgabe der in Costa Rica erscheinenden Literaturzeitschrift „Repertorio Americano“ aus dem Jahre 1954. „Repertorio Americano“ ist eine jener Veröffentlichungen des spanisch sprechenden Amerikas, die sich das Ziel gesetzt haben, über die Grenzen des eigenen Landes hinaus zu wirken und einen Teil der geistigen Strömungen zu vereinen.

Gewiß wird diese Aufgabe durch die Gemeinsamkeit der Sprache erleichtert. Aber der kulturellen Entwicklung Lateinamerikas stehen ernsthafte Hemmnisse entgegen. Die auf vielen Gebieten zurückgebliebene wirtschaftliche Entwicklung Süd- und Mittelamerikas, dessen Staaten zu meist nur der Form nach frei und selbstständig sind, beeinflußt notwendigerweise auch die Kultur und somit auch die Literatur. Um so erfreulicher ist es, daß sich unter den zahlreichen Publikationen Lateinamerikas auch solche wie die vorliegende finden, die eine positive Entwicklung erstreben und allen Hindernissen zum Trotz ihre Gedanken verbreiten.

„Repertorio Americano“ umfaßt 16 Seiten in mittelgroßem Format. Mehrere Seiten des uns vorliegenden Heftes sind dem Gedenken an den ekuatorianischen Schriftsteller und liberalen Revolutionär Federico Proaño gewidmet, der unter dem Pseudonym „Rico de Fe“ („Der Glaubensreiche“, durch Buchstabenvertauschung aus dem Vornamen gebildet) berühmt wurde. Das Heft enthält ferner Artikel über zeitgenössische Autoren. Aus der Zuschrift eines Lesers ist zu ersehen, daß die Zeitschrift sich auch zum Sprachrohr der Verfolgten macht. Unter der Überschrift „Ich klage an“ schreibt Manuel Arroyo am 20. Mai 1954 aus San Juan, Puerto Rico: „Unser gemeinsamer Freund, der Journalist, Schriftsteller und Dichter José Enamarado Cuesta, ist seit dem 6. März im Staatsgefängnis Rio Piedra, Puerto Rico, unter der Anklage inhaftiert, gegen das faschi-

stische Maulkorbgesetz (Gesetz 53 vom Jahre 1948) verstoßen zu haben. Die Anklage stützt sich auf Äußerungen in seiner Zeitschrift ‚Puerto Rico Libre‘ (‚Freies Puerto Rico‘), die im vergangenen Jahr nur einmal veröffentlicht werden konnte. Die Presse- und Gedankenfreiheit ist gefährdet, wenn nicht die freiheitsliebenden Menschen Lateinamerikas etwas unternehmen, um den puertorikanischen Agenten des Yankeeimperialismus das Handwerk zu legen; auch zu euch würde der Keim des Faschismus gelangen. Während man der Welt einreden möchte, hier herrsche Demokratie, werden Patrioten verfolgt, die auf dieser unglücklichen Insel für die Unabhängigkeit kämpfen.

Es ist augenscheinlich, daß die Behörden einen Racheakt an José Enamarado Cuesta planen . . . Dies kann nur verhindert werden, wenn die gesamte spanischsprachige Presse sich für ihn einsetzt.

Möge Gott Costa Rica vor den Wohltaten des Yankeeimperialismus beschützen.“

An anderer Stelle des Heftes finden wir ein Bild von Ethel und Julius Rosenberg mit einem Protestgedicht von Alfredo Cardona Peña (Mexiko) gegen die Hinrichtung der beiden Unschuldigen.

Der argentinische Dichter José Pedroni wendet sich mit seinem Vortrag „Die Kunst entwickelt sich in der Atmosphäre der Freiheit“ an seine Nation und setzt sich für den Zusammenschluß aller Intellektuellen ein. „Die bei uns herrschende Krise der Intelligenz wird nicht gelöst werden“, schreibt Pedroni, „solange eine Literatur der Abgeschlossenheit besteht, die ein Kind des Pessimismus, der Anmaßung, der Abneigung oder der Feigheit ist. Die Intellektuellen dürfen sich nicht nach ihren Leidenenschaften und Interessen aufsplintern, sie müssen sich vielmehr zu dem Zweck zusammenschließen, das legitime Recht des Volkes auf ihre Hilfe, Orientierung und Schutz zu befriedigen. Und damit diese

unumgängliche Pflicht erfüllt wird, hat das Volk nur zwei Bedingungen gestellt: Ehrlichkeit und Menschenliebe. Alle Intellektuellen, in deren Bewußtsein der Wille zur Erhaltung unserer demokratischen Traditionen lebt, aber auch alle anderen Menschen, die an unserem sozialen Fortschritt auf dem Wege der gemeinschaftlichen Arbeit, des Gesanges und des Friedens interessiert sind, müssen sich daran beteiligen.“

Ähnliche Gedanken äußert der Bolivianer Luis Terán Gómez in seinem Artikel „Geistiger Austausch zwischen den Völkern Amerikas“. Er schreibt, daß sich die Menschen Lateinamerikas wohl über viele belanglose Ereignisse in Asien, Afrika und Europa unterrichten, daß es aber zum Beispiel „selbst heute noch fast ausgeschlossen ist, in Santiago oder in La Paz, das Werk eines kolumbianischen oder kostarikanischen Autors zu erhalten, oder in Tegucigalpa oder La Habana das Buch eines bolivianischen oder chilenischen Schriftstellers zu lesen“.

Von dem mexikanischen Geistlichen Manuel Torre stammt eine in dem Heft veröffentlichte Parabel („Der Löwe und der Drache“), die sich gegen den Krieg und gegen die Regierung despotischer Diktatoren richtet.

Aus den bei uns erschienenen Übersetzungen kennen wir bereits einige Dichter und Schriftsteller, die in der lateinamerikanischen Literatur die realistische Richtung vertreten, und in absehbarer Zeit werden wir weitere Werke neuer sowie schon bekannter Autoren lesen können. Um diese Bücher besser zu verstehen, müssen wir uns einmal vor Augen führen, unter welchen Bedingungen ein Schriftsteller auf jenem Kontinent lebt. Es ist ihm unmöglich, von seiner literarischen Arbeit zu existieren, weil es keine Massen gibt, die seine Bücher kaufen und lesen könnten: von den rund 150 Millionen Bewohnern Süd- und Mittelamerikas kann nämlich nur knapp die Hälfte lesen und schreiben (in einigen Ländern ist das Verhältnis etwas günstiger, in anderen sind von fünf

Menschen vier Analphabeten). Außerdem sind in den letzten Jahren die Lebenshaltungskosten derart gestiegen, daß die Löhne der Arbeiter und die Gehälter der kleinen Angestellten längst nicht mehr ausreichen, um den dringendsten Bedarf zu decken. Da die allgemeine Preisteigerung natürlich auch die Druckerzeugnisse betrifft, hat der überwiegende Teil der Bevölkerung „kaum die Möglichkeit, gute Bücher zu erwerben. Somit bleibt die Literatur in erster Linie der reichen Oberschicht, der herrschenden Klasse vorbehalten. Und daß die Vertreter dieser Schicht sich nicht gerade an der „Grünen Hölle“ von Fallas, an den Romanen von Jorge Amado oder an den Versen Pablo Nerudas begeistern, ist erklärlich. An dieser Stelle sei eingeschaltet, daß die sozialen Unterschiede in Amerika weitaus krasser sind, als wir sie uns allgemein vorstellen. Es gibt nur Reiche und Arme, eine „Mittelschicht“, wie wir sie bei uns kennen, fehlt; die herrschende Oberschicht (Großgrundbesitzer, Unternehmer usw.) macht weniger als zehn Prozent der Bevölkerung aus.

Grob gesehen, haben sich in der Literatur des spanisch sprechenden Amerikas zwei Hauptrichtungen herausgebildet: die „genehme“ Literatur, d. h. die Art der Unterhaltung, wie die herrschenden Kreise sie wünschen, und die Literatur derjenigen Autoren, die mit größerer oder geringerer Begabung ehrlich die Ausbeutung anprangern, die unter dem Deckmäntelchen von Scheindemokratie und Scheinchristentum betrieben wird.

Es ist in diesem Zusammenhang interessant, die Lebensverhältnisse der Autoren zu betrachten. Nehmen wir als erstes Beispiel die jungen, noch unbekannten Schriftsteller oder Dichter. Sie kommen auch bei uns aus verschiedenen Berufen. Es ist hierbei besonders bemerkenswert, daß es in Spanisch-Amerika viele Volksdichter und Volksänger gibt – angesichts des Analphabetentums ein wichtiger Faktor. Sie greifen die sie bewegenden Themen auf und behandeln sie in Liedern und Gedichten, die schnell beliebt werden. Be-

sondere Erwähnung verdient hierbei die chilenische Tageszeitung „El Siglo“, die regelmäßig eine ganze Seite den Volksdichtern widmet. Die meisten dieser jungen Autoren können sich jedoch nicht behaupten, und auch die wenigen, denen es gelingt, bekannt zu werden, müssen irgendeinen anderen Beruf ausüben. Besonders verbreitet ist die Erscheinung, daß Schriftsteller als Journalisten arbeiten und sich gezwungen sehen, neben ihren Berufsaufgaben ihre literarischen Arbeiten sozusagen als „Risikogeschäft“ zu erledigen. In den meisten Fällen muß nämlich der Schriftsteller seine Werke selbst verlegen und trägt unter den geschilderten Umständen alle Unkosten. Es braucht nicht hervorgehoben zu werden, wie sich dies auswirkt. Selbstverständlich gibt es auch Verleger, die in beschränktem Maße ein wirtschaftliches Risiko zu übernehmen bereit sind, aber auch ihnen sind Grenzen gesetzt.

Als Beispiel einer anderen Kategorie von Schriftstellern mag ein Südamerikaner erwähnt werden, von dem kürzlich ein Buch in deutscher Übersetzung erschien. Sicherlich auf Grund unvollständiger Informationen wurde der Autor als fortschrittlicher politischer Emigrant bezeichnet. Wie sieht es aber in Wirklichkeit aus? Der zweifellos begabte Autor hatte in einem von den USA ausgeschriebenen kontinentalen Wettbewerb den ersten Preis davongetragen. In dem betreffenden Buch finden sich viele gute Ansätze zur Kritik an den herrschenden Zuständen. Dieser Schriftsteller spielt, seit er in jenem Literaturwettbewerb den Preis erhielt, eine zweideutige Rolle und hat nach vorliegenden Berichten kein Werk von literarischer Bedeutung mehr geschaffen.

Eine dritte Gruppe Autoren schließlich ist Anhänger des *l'art pour l'art*. Diese Richtung wird durch die Erscheinung charakterisiert, daß die Verfasser das Papier mit einem Wust klangvoller Phrasen füllen.

Nur am Rande seien hier die Apologeten der bestehenden „gottgewollten“

Ordnung erwähnt, die es selbstverständlich ebenfalls in reichlichem Maße gibt. Aber zusammenfassend darf doch gesagt werden, daß sich realistische Tendenzen in der Literatur immer mehr durchsetzen. Die von ihnen geprägten Werke bilden wertvolle Beiträge zum Kampf der südamerikanischen Nationen um ihre wirtschaftliche und politische Unabhängigkeit.

Aus unserer Korrespondenzmappe

Liebe NDL!

Im Märzheft haben Sie auf Seite 166 unter der Überschrift „Englisch für Deutsche“ Rudolf Pechels „Deutsche Rundschau“ zitiert, in die sich ein ketzerisches Versehen verirrt hatte, das so gar nicht zu dem sonstigen brav bundesdeutschen Ton der Zeitschrift paßt. Gerade für derartige Journale ist es stets peinlich, an Meinungen erinnert zu werden, die sie noch vor wenigen Jahren vertreten haben – zu einer Zeit, als es schicklich und ratsam schien, nicht unbedingt die Kriegstrompete zu blasen. So schrieb die „Deutsche Rundschau“ im April 1950 unter der Überschrift „Kling, Klang und Gloria“ (S. 290):

„Insoweit könnte man also beruhigt sein. Beunruhigend ist jedoch die Tatsache, daß auch im englischen Parlament und vor allem im Oberhaus die Remilitarisierung der Deutschen Bundesrepublik gefordert worden ist – nicht zuletzt von Winston Churchill. Auch in Amerika häufen sich die Stimmen, die unsere Remilitarisierung fordern oder sogar in Aussicht stellen. Von allen außenpolitischen Überlegungen abgesehen, glaubt man sich wieder in die Atmosphäre versetzt: ‚The Germans to the Front‘. – Doch wir müssen die Dinge nüchtern betrachten und nehmen uns das Recht, mit dem französischen Außenminister Schuman unsere Remilitarisierung als eine außenpolitische Unmöglichkeit und als militärisch für Europa unwirksam zu betrachten, und fügen hinzu, daß sie für Deutschland das Ende des sehr bescheidenen Beginns eines neuen Denkens und Seins wäre. Außerdem sollte man einmal

die jungen Menschen fragen, die morgen „nur mit leichten Waffen ausgerüstet“ zwischen Elbe und Rhein kämpfen sollen. Die Landsknechte, die kein Gewissen und nichts zu verlieren haben, werden „ja“ sagen, die anderen – und das wird die übergroße Mehrzahl sein – werden sich versagen. Es wird etwa die gleiche Stimmung in einem deutschen Heer von morgen bestehen, wie sie in der französischen Armee von 1939 bestanden hat. Wir müssen wachsam sein, denn das alte verderbenbringende Karussell beginnt schon wieder sich zu drehen . . .“

Hier wäre schon damals verschiedenes hinzuzufügen gewesen, beispielsweise auf die angebliche Rolle Schumans als „Warner“ vor dem deutschen Kommiß. Immerhin: das, was tatsächlich seit geraumer Zeit in Westdeutschland geschieht, wird wahrheitsgemäß als „Ende des sehr bescheidenen Beginns eines neuen Denkens und Seins“ bezeichnet. Das Karussell, heißt es, beginne sich wieder zu drehen . . . Wer das vorausgesehen hat und sich trotzdem mitdreht – richtet der sich nicht selbst?

W. S.

Mißverständnisse

Aus einer westdeutschen Großstadt wird uns geschrieben:

Sehr geehrte Herren!

Seit einigen Monaten lese ich Ihre Zeitschrift mit Interesse. Regelmäßig habe ich die jeweilige Monatsnummer von meinen Verwandten erhalten und sie aufmerksam und mit Freude gelesen. Es besteht für mich kein Zweifel, daß die Redaktion bemüht ist, durch ihre Beiträge der Ost-West-Verständigung zu dienen. Sie sollte aber nicht vergessen, daß im Westen unseres Vaterlandes Menschen wohnen, die sich nicht so ohne weiteres in die Mentalität des Ostens hineinendenken können, ja es wohl auch nicht in *jeder* Beziehung wollen. Darum kann man aber keineswegs behaupten, daß solche Menschen einer brüderlichen Verständigung abgeneigt wären.

Im Aprilheft der „Neuen Deutschen Literatur“ stehen unter der Rubrik „Um-

schau“ zwei kleine Notizen, die mir Veranlassung geben, darauf hinzuweisen, daß eine Verständigung mit dem Westen durch Ihre Zeitschrift nur möglich ist, wenn Unrichtigkeiten und Geschmacklosigkeiten vermieden werden.

Zunächst Unrichtigkeiten: Unter der Überschrift „Entdeckung eines sagenhaften Theaterstückes“ wird bezweifelt, daß in Köln Bertolt Brechts „Galileo Galilei“ aufgeführt sei. Wie demnächst in Frankfurt a. M. Brechts „Kaukasischer Kreidekreis“ seine Erstaufführung für Westdeutschland erfährt, so ist inzwischen in Köln Brechts „Galilei“ aufgeführt worden. Müßte die „Neue Deutsche Literatur“ diese beiden Tatsachen nicht freudig begrüßen? Ich möchte es glauben. Besonders erfreulich erscheint mir die Tatsache, daß der Frankfurter Intendant Harry Buckwitz den „Kreidekreis“ aufführt, obgleich die Frankfurter CDU-Fraktion im Stadtparlament die Absetzung des Stückes forderte.

Zum Thema Geschmacklosigkeiten:

Unter der Überschrift „De mortuis nihil nisi vere“ wird der Tod Plieviers gemeldet. Einmal davon abgesehen, daß hier ein Zitat verändert ist – verändert, ohne es zu sagen. Der Satz lautet bekanntlich „De mortuis nil nisi bene“ (nil ist die poetische Form für nihil). Bene heißt Gutes. Nun verstehe ich, daß die „Neue Deutsche Literatur“ nicht gerade mit Begeisterung Gutes über den Dichter Plievier sagen wird. Aber mit dem Wörtchen „vere“ trifft sie keineswegs die Wahrheit. Tatsache nämlich ist, daß Plievier durch die beiden Werke „Moskau“ und „Berlin“, den Ergänzungsbüchern zu „Stalingrad“, bekannt wurde. Ich müßte „vere“-gemäß sagen: in der Welt bekannt wurde. Er konnte demnach nicht „schon mehrere Jahre zuvor aufgehört haben zu leben“.

Auch ohne geschmacklos zu werden, konnte die „Neue Deutsche Literatur“ von Plievier Abstand wahren, wenn sie seinen Tod anzeigte. Eine sachliche Auseinandersetzung mit seinen Büchern wäre angebracht gewesen. Im Jahre 1945 erschien

im Aufbau-Verlag sein Buch „Stalingrad“, es wurde von der Presse begrüßt. Die Schilderungen Plieviers in seinem Buch „Moskau“ über Zustände in der Sowjetarmee und über die Bevölkerung in der UdSSR zu widerlegen, dürfte für einen Kritiker aus der DDR keine Schwierigkeiten bedeuten. Material stände ihm genügend zur Verfügung.

Wer Verständigung wünscht, der darf keinen Haß säen. Er muß den Mut aufbringen, dem Gegner in fairer Weise zu begegnen. Dabei kann es durchaus einmal zu einer scharfen Formulierung kommen – niemals aber zu einer Schmähung.

Sie müssen verstehen, wenn ich im Interesse meiner Verwandten, die in West-Berlin wohnen, aber im Osten arbeiten, meinen vollen Namen nicht unter diese Zeilen setze. Ich möchte sie keinen Unannehmlichkeiten aussetzen.

Mit freundlichen Grüßen
A. B.

Sehr geehrter Herr A. B.

Es ist gut, daß Sie uns Ihre Bedenken mitgeteilt haben, nur so haben wir Gelegenheit, darauf einzugehen. In Ermangelung Ihrer Anschrift tun wir es öffentlich.

Die kleine Glosse über die Kölner Auf-führung des „Galileo Galilei“ drückte keineswegs einen Zweifel an der Wahrheit der Meldung aus. Vielmehr ist sie ein freundschaftlicher Nadelstich, der niemandem anders galt als dem Autor des Stückes, Bertolt Brecht in Person. Wir sind ganz sicher, daß er selbst sie so verstanden hat. Er weiß nämlich, wie sehr wir darauf warten, daß ein Berliner Theater, zum Beispiel das Brecht nicht ganz fernstehende „Berliner Ensemble“, das Stück „entdeckt“ und aufführt. Der Sinn unserer Glosse war – für andere westdeutsche Leser, die uns vielleicht aus Unkenntnis der Berliner Verhältnisse ebenso mißverstanden haben, sei es gesagt –, den Theaterleiter Brecht auf den Autor Brecht aufmerksam zu machen, dessen „Galilei“ insofern sagenhaft ist, als wir von dem Stück wissen, es aber bisher nicht kennengelernt haben.

„Und nun zum Thema Geschmacklosigkeiten.“ Sie werden bemerkt haben, daß wir in unserer Notiz zwischen dem Schriftsteller, der Plievier einmal war, und dem „Verfasser von Büchern“, der er in den letzten Jahren seines Lebens wurde, unterschieden haben. „Stalingrad“ war das Werk eines Schriftstellers. „Moskau“ und „Berlin“ sind Pamphlete, durch die ein Renegat sich bei seinen neuen Freunden anzubiedern sucht. „Stalingrad“ war aus einer großen Idee heraus entstanden, aus einer Revolte des Menscheingeistes. „Moskau“ und „Berlin“ sind niedrige Konjunkturprodukte. Diesen Gedanken drücken wir aus, als wir schrieben, der „Verfasser von Büchern“ sei soeben verstorben, der „Schriftsteller“ schon einige Jahre zuvor. Dies ist in der Tat unsere Meinung. Sie ist scharf formuliert, aber wir sehen darin keine Schmähung. Den lateinischen Spruch, der die Überschrift unserer Notiz bildet, haben wir nicht verändert, sondern bewußt abgewandelt; der gleiche Gedanke findet sich übrigens bei Voltaire: „On ne doit aux morts que la vérité.“ Die Rücksicht auf die Wahrheit, die man gerade den Toten schuldet, macht es uns unmöglich, Plievier jene Nachsicht entgegenzubringen, die der lateinische Spruch fordert, zumal, da wir ihn mit eigenen Ohren zum Krieg gegen das Land haben aufrufen hören, das ihm in den Jahren des Exils ein freundliches Asyl geboten und von dem er nach vollzogener „Westorientierung“ erklärt hatte: „Ich werde nie vergessen, was ich der Sowjetunion verdanke; eher soll mir die Zunge im Munde verdorren, als daß ich ein Wort gegen sie sage.“

Selbstverständlich, sehr geehrter Herr A. B., ist es Ihr volles Recht, unsere Auffassung über Plievier nicht zu teilen. Eine Meinungsverschiedenheit über diesen, vielleicht auch noch über manchen anderen Punkt, braucht und darf uns nicht hindern, gemeinsam an der Ost-West-Verständigung zu arbeiten, die Ihnen wie uns, dessen sind wir sicher, gleichermaßen am Herzen liegt.

Mit freundlichen Grüßen

Neue Deutsche Literatur.

Die amerikanische Zeitschrift „Time“, die zum Konzern des Mr. Henry R. Luce gehört und im allgemeinen das Lob des amerikanischen Jahrhunderts singt, brachte kürzlich einen aufschlußreichen Artikel über die Lage der Schriftsteller in den USA.

Die Zeitschrift führt das Beispiel eines erfolgreichen Schriftstellers an, der vor mehreren Jahren einen gutgehenden Roman geschrieben hat und jetzt am Rande von Chicago in einem kleinen Sommerhaus wohnt. Sein Verleger zahlt ihm in monatlichen Raten einen Vorschuß, so daß er an einem neuen Buch arbeiten kann. Dann heißt es über den Romanautor wörtlich:

„Da Algren mit seinem Vorschuß im allgemeinen nicht auskommt, pflegt er zweimal in der Woche zu pokern, und zwar in dem Kellergeschoß eines Hauses in der North Michigan Avenue. Höchster Einsatz: zwei Dollar. Algren schätzt, im vergangenen Jahr beim Pokern rund 1000 Dollar gewonnen zu haben.“

Nach dieser Darlegung über den Zusammenhang von Literatur und Pokerspiel bemerkt die Zeitschrift lapidar: „Verglichen mit anderen amerikanischen Schriftstellern unserer Tage geht es Algren noch verhältnismäßig gut.“

Im Jahre 1950 wurden nach dem Bericht der „Time“ in den USA über 16000 Schriftsteller gezählt, darunter mehr als 6000 Frauen. Wirtschaftlich, so heißt es, gehören sie einer „großen, grauen Mittelschicht“ an. Es gibt aber auch einige Ausnahmen: „Einige wenige Schriftsteller – keineswegs die besten – bringen es noch fertig, in Verhältnissen zu leben, von denen die meisten nur träumen. So rast James Jones mit seinem Kabriolett durch die Umgebung von Marshall im Staate Illinois, und Frank Jerby verbringt seine Tage zwischen der Riviera und Long Island. Besitzer von ‚Romanfabriken‘ wie Erle Stanley Gardner leben genauso gut

wie Fabrikbesitzer. Doch das sind eben nur Ausnahmen.“

Interessant ist auch die Feststellung, daß noch nicht einmal 50 Prozent der Neuerscheinungen einen Absatz von 5000 oder mehr Exemplaren zu verzeichnen haben. Im vergangenen Jahr waren es höchstens 25 Romane, die in mehr als 5000 Exemplaren verkauft wurden.

Über das Verhältnis von Autor und Verlag sagt die Zeitschrift: „Letzten Endes wird die wirtschaftliche Lage des Schriftstellers vom Verleger bestimmt. Noch immer halten die Verlage nach einem Roman Ausschau, der auf geradezu magische Weise die Massen anzieht. Dessen ungeachtet sind die Vorschüsse niedriger als vor zehn Jahren (Durchschnitt 1500 Dollar).“

Das Schwergewicht hat sich auf Fachliteratur verlagert, die sozusagen maßgerecht verkauft wird. Der kaufmännische Leiter eines Verlages meint dazu: „Unser erstes Prinzip: Läßt sich dieses Buch gut verkaufen? Zweites Prinzip: Wer kann uns dieses Buch schreiben, und zwar gut?“

Für den durchschnittlichen Schriftsteller, meint die Zeitschrift abschließend, gibt es heute „vielleicht weniger Sicherheit als früher“. Die „Time“ macht sich auch wenig Gedanken darüber, wie man die soziale Sicherheit für den Schriftsteller erhöhen und seine materielle Lage eventuell verbessern könnte. Es bleibt also eigentlich nur der Hinweis auf die Methode des Schriftstellers Algren, beim Pokerspiel jährlich etwa 1000 Dollar zu gewinnen. Die Zeitschrift des Mr. Luce neidet ihm diesen Pokergewinn nicht. Was er und andere Schriftsteller jedoch tun könnten, wenn sie beim Pokern nicht 1000 Dollar gewinnen oder sogar mit Verlust spielen sollten, das sagt die Zeitschrift des Mr. Luce nicht. Die Literatur als Pokerspiel – das ist der Weisheit letzter Schluß

Lemuels II. Reisen in fernegelegene Länder

Der Ruhm des wetterfesten Wundarztes, später Kapitäns mehrerer Schiffe, Lemuel Gulliver, der seine „Reisen in verschiedene fernegelegene Länder der Erde“ durch die Vermittlung eines gewissen Jonathan Swift zu Papier brachte, hat den (unsere Lesern bereits sattem bekannten) Mister Editor des Druckereiproduktes „Der Monat“ nicht schlafen lassen. Da sleeping pills offenbar of no Nutzen waren, hat er sich decided, eine Reise „tief in die Deutsche Demokratische Republik“ zu unternehmen, notwithstanding der ihm von geheimnisvoller Seite zugeflüsterten Warnungen, er würde bei uns „ohne viel Federlesens verhaftet“ und sogar „in Oel gebraten“ werden. Well, er trotzte allen dangers und fuhr nach Leipzig zur Messe. Seine adventures hat er in einem „Leipziger Tagebuch“ zur Erbauung des Lesers seines sheet niedergelegt. Wir erfahren da indeed meist merkwürdige things über das Leben bei uns.

Seit acht Jahren hat sich in Leipzig nichts verändert. „Allüberall die gleiche niederziehende Schabigkeit, das eingefrorene Signum der Armut.“ Immerhin tat er sich in Auerbachs Keller und in der Bar von „Perner“ götlich. Im Hotelzimmer flackerte spät nachts das Licht, woraus Lemuel II. messerscharf auf eine Krise der Elektrizitätsversorgung schloß. Was hätte er erst getan, wenn ihm dasselbe passiert wäre wie uns in Hamburg, wo das Licht nicht nur flackerte, sondern entirely ausging? Aber zurück zu den Leipziger horrors. Schallplatten gab es nur auf Russisch zu buyen, und am Zeitungskiosk kriegte er „bloß die ‚Tägliche Rundschau‘ vom gleichen, die ‚Prawda‘ vom vorigen Tage und ein einziges Exemplar des ‚Daily Worker‘ aus London“. Ja, so sehen bei uns die Zeitungskioske aus.

Eine fünfstündige sight seeing tour durch die Messehallen zeigte ihm zwar „allerlei blanke und eindrucksvolle Endprodukte“ aus allen Teilen des von ihm in Anführungsstriche gesetzten Weltfrie-

denslagers, aber sein durchdringendes eye sah ihnen sofort an, daß sie in „strenger Fron“ produziert worden waren. Und überhaupt handelt es sich ja only um eine „neuezeitliche, wenn auch leicht verspätete industrielle Revolution“. Daß die leichte Verspätung etwas mit der segensreichen Wirkung amerikanischer und anderer westlicher Kolonialpolitik zu tun haben könnte – einer Politik, von der Nehru kürzlich sagte, daß sie „mit allen Mitteln versucht, die Industrialisierung Asiens zu hintertreiben, um der größeren Profite des Kolonialimperialismus willen“ –, verschweigt unseres admirably adroit reporters Höflichkeit.

In der Buchmesse sah er neben einer größeren Ausstellung westdeutscher und amerikanischer Bücher auch solche, die man nicht hatte ausstellen wollen, darunter ein lobenswertes Werk über Ernst Jünger, den Barden des Neofaschismus. Was für eine Gelegenheit, sich über den Mangel an freedom zu ereifern. Da ist man in des Mister Editors Kolonialländchen westlich der Elbe much more Freiheit loving, dort gibt es auf der Frankfurter Buchmesse nicht einmal Stapel nichtausgestellter Bücher aus der Deutschen Demokratischen Republik – unsere Verlage dürfen dort nämlich überhaupt nicht ausstellen.

Den Abschluß der travel notes unseres neuzeitlichen, wenn auch leicht verzweigten Lemuel bildet die Schilderung eines Wortwechsels zwischen Straßenpassanten und einem Volkspolizisten, der den Verkehr regelt. Ganz vergessend, daß die Deutsche Demokratische Republik ein police state ist, in dem die Einwohner stumm und downtrodden unter der Fuchtel totalitärer Volkspolizisten einherhuschen, ruft Lemuel der Kleine aus: „Kann man sich vorstellen, daß in einem westlichen Lande sich jemand gleich mit einem Polizisten herumzuschlagen Lust hätte, nur weil er mit dem Lichtwechsel eines Verkehrszeichens nicht einverstanden ist?“

Lincoln Steffens, ein großer amerikanischer Publizist, hat, ohne den Mister Editor des „Monats“ zu kennen, ihn und seine ganze Art trefflich charakterisiert: „Es gibt Reporter, die sehen nur, was sie sehen wollen; und wenn das, was sie sehen wollen, nicht da ist, so erfinden sie es, freilich nicht sehr geschickt.“ *isk*

Aussonderung der Intelligenz

Es kennzeichnet die Lage der deutschen Demokratie, also die Gesinnung ihrer Polytechniker und die Trägheit ihrer Glieder, daß folgendes der Fall ist:

Betrifft: Wehrdienstfragen

Entschließung Plenum XXXII/7a

Die Westdeutsche Rektorenkonferenz (29./30. Januar 1955 in Freiburg) hat einstimmig die folgende Entschließung angenommen:

„In tiefer Sorge um die Ausbildung der akademischen Jugend erklärt es die Westdeutsche Rektorenkonferenz für unerlässlich, daß, im Falle der Wiedereinführung der Wehrpflicht, den Studierenden, wie auch in anderen Ländern, durch Gesetz die Möglichkeit gesichert wird, den Zeitpunkt der Ableistung des Wehrdienstes bis zum Abschluß des Studiums frei zu wählen.

Die Westdeutsche Rektorenkonferenz bedauert es, daß ihr Präsident im Amte Blank, trotz mehrfacher Bitten, den Standpunkt der Rektoren mündlich darlegen zu können, nicht empfangen worden ist.“

Vielleicht ist es falsch, den Widerstand gegen das Amt Blank beim Bürovorsteher beginnen zu lassen. Jedoch – die Subalternität! Selbst unter Intellektuellen!

Hoffentlich weiß man jetzt, daß die Intellektuellen von der Macht ausgeschlossen sind. Ihrer ist das Antichambrieren.

(Aus der Zeitschrift „Augenblick“, Stuttgart.)

Kellner ohne Trinkgeld

„Was geschieht mit den amerikanischen Buchläden herkömmlicher Art?“ fragt die Zeitschrift „Time“ und antwortet: „Sie

sterben... Von den ungefähr 1100 Mitgliedern der Buchhändlervereinigung verdient kaum die Hälfte noch, von einem Verlagsagenten besucht zu werden. Warenhäuser, Zeitungsstände, Buchklubs, Drugstores (eine Mischung von Apotheke, Imbißstube und Parfümerieladen) verdrängen die Buchläden... Der Herausgeber der größten literarischen Wochenschrift 'The Saturday Literary Review' rät den Buchbändlern, ihrem Geschäft Reise- und Wettbüros und Telegrafentagenturen anzugliedern, um flott zu bleiben... Ein Veteran unter den Buchhandelsangestellten (40 Dienstjahre in den größten Läden) sagt: Der Umsatz in Angestellten ist größer als der Bücherumsatz. Wir sind nur Kellner ohne Trinkgeld!“

Welcher Körperteil?

Die Gütersloher „Neuen Deutschen Hefte“ lieben es, Aphorismen zu veröffentlichen. Im Aprilheft ist Georg Schneider mit drei Dutzend Gedankensplittern an der Reihe. Wenn man sie liest, kann man sich genau vorstellen, was Karl Kraus gemeint hat, als er einmal von einem Gernegeistreichen sagte: er sprüht Leder.

Pröbchen gefällig? Bitte sehr!

„Das Leben ist ein Nadelkissen, auf dem mit Perlen eingestickt steht: Ruhe sanft! Darunter ein wenig kleiner, verschämt und boshaft: Nur ein Viertelstündchen!“

„Das Licht in der Hand dessen, der stehenbleibt, brennt nieder. Das Licht in der Hand dessen, der vorwärtseilt, wird vom Wind ausgeblasen. So oder so: der letzte Sinn des Lichtes ist die Dunkelheit.“

„Der Intellektuelle: ein Torso, bei dem nur der Kopf übriggeblieben ist.“

Wenn man diese Definition auf ihren Autor anwendet, findet man, daß er kein Intellektueller ist. Was von ihm übrigbleibt, kann beim besten Willen nicht als Kopf bezeichnet werden, eher schon als..., aber wir wollen der Vorstellungskraft des Lesers in bezug auf den Körperteil, der von Georg Schneider da übriggeblieben ist, keinerlei Schranken setzen.

O diese Sprache!

Rückfälligkeit

Vor einiger Zeit konnten wir berichten, daß sich die Redaktion des Allgemeinen Deutschen Nachrichtendienstes unsere Hinweise auf ihre Sprachverbrechen zu Herzen genommen und ihre Mitarbeiter zu größerer Sorgfalt im Umgang mit unserer Muttersprache angehalten habe. In der Tat schien sich manches zu bessern. Aber jetzt wird man leider wieder rückfällig. Das folgende Satzungenetüm findet sich in einer ADN-Meldung von insgesamt vier Sätzen:

„Anlässlich des zehnten Jahrestages der Wiedererrichtung der Republik Österreich im Ergebnis der Befreiung Österreichs von der Hitlerherrschaft durch die Sowjetarmee sowie von dem Wunsch geleitet, zur weiteren Festigung der Freundschaft und der Zusammenarbeit zwischen dem sowjetischen und dem österreichischen Volk beizutragen, hat das Präsidium des Obersten Sowjets es für möglich erachtet, 613 österreichische Bürger, die in der Sowjetunion ihre Strafen verbüßten, vorzeitig zu entlassen und ihnen zu gestatten, nach Österreich zurückzukehren.“

Hier ist alles zu finden, was an Mißhandlung der Sprache nur denkbar ist: Länge und Gespreiztheit, grammatische und stilistische Sünden („im Ergebnis“), unnötige Flickwörter („sowie“), nachlässige Konstruktion. Wenn der um die Gestaltung von Schwulst ringende Redakteur im Ergebnis seiner Bemühung um Erstellung einer möglichst langen Satzbildung in Erwägung gezogen hätte, durch Unterteilung in mehrere Sätze dem Leser eine Erleichterung andeuten zu lassen, hätte er es zum Beispiel so sagen (und auf diese Weise die Erarbeitung einer Einsparung von 21 Wörtern erzielen) können:

„Von dem Wunsche geleitet, die Freundschaft und Zusammenarbeit zwischen dem sowjetischen und dem österreichischen Volk zu festigen, hat das Präsidium des Obersten Sowjets beschlossen, am zehnten Jahrestag der Befreiung Österreichs durch die

Sowjetarmee 613 österreichische Bürger, die in der Sowjetunion Strafen verbüßten, vorzeitig zu entlassen und ihnen die Rückkehr in die Heimat zu gestatten.“

Oder verließ sich der Redakteur auf die Kollegen in den Zeitungsredaktionen, die wenigstens die ärgsten Schnitzer korrigieren würden? Wie sehr er dabei auf Sand gebaut hat, läßt sich auf der ersten Seite des „Vorwärts“ vom 25. April feststellen, dem wir das eingangs zitierte abschreckende Beispiel entnommen haben.

Der Gedanke liegt nahe, daß das schlechte Deutsch der ADN-Meldung ursprünglich gutes oder doch wenigstens passables Russisch war: es handelt sich ja offenbar um eine sowjetische offizielle Verlautbarung. In diesem Falle gehört neben den Redakteuren der Zeitung und des ADN noch der Übersetzer auf die Anklagebank. Sie alle sollten längst wissen, daß Buchstabentreue die untauglichste Form der Achtung vor einem zu übersetzenden Text ist.

Ein Hinweis etwas naseweis

Wir sind die letzten, anderen zu wehren, was wir selber gern praktizieren: nämlich, eine Sprachdummheit oder ein Stilungetüm aufzuspießen. Freilich muß die Dummheit eine Dummheit, das Ungetüm ein Ungetüm sein, sonst präsentiert sich der Aufspießende als Aufgespießter. Und gerade das ist unseren Kollegen von der Redaktion des „Sonntag“ passiert. Sie haben in einem „Hinweis“ dem Schriftstellerverband etwas am Zeuge flicken wollen, weil er seinen diesjährigen Mai-basar nicht Buch-, sondern Schriftstellerbasar genannt hat. „Wie aus zuverlässiger Quelle verlautet“, heißt es in dem Hinweis, „werden dort nicht, was der Name vermuten läßt, Schriftsteller verkauft, sondern Schriftsteller signieren und verkaufen ihre Bücher.“ In Dingen der Sprachkritik soll man sich jedoch nicht auf *Vermutungen* verlassen, lieber Sonntagskritiker, da ist's schon besser, zu *wissen*

oder *nachzuschlagen*. Werden etwa auf einem Bauernmarkt Bauern feilgeboten? Und handelt man auf dem Christenbasar in Damaskus mit Christen? Natürlich gibt's neben dem Bauernmarkt, auf dem Bauern verkaufen, auch den Obstmarkt, auf dem harte Nüsse verkauft werden. So kompliziert ist nun einmal unsere schöne Muttersprache – oder halten es die Hinweiser naseweise mit der Weise des Herrn Riccaut aus der „Minna von Barnhelm“? „Oh, was ist die deutsch Sprak für ein arm Sprak! Für ein plump Sprak!“ *isk*

Ein redaktioneller
Blind (est) gänger?

Lieber hk in der Redaktion NDL!

Vielleicht sind es die Achtung vor der deutschen Sprache und der geschliffene Stil – angenehme Merkmale Ihrer Beiträge in der NDL –, die mich im Tagungssaal der Schriftstellerbegegnung auf der Wartburg betroffen von meinem ehrwürdigen Holzstuhl hochfahren ließen, als ich auf Seite 8 in Heft 5 der NDL kurz vor Ihrem Namenszug einem jener gedankenlosen Superlative begegnete, die den Wert der Worte töten. Sie schreiben: „... es kann vielleicht nicht schaden, die Dinge so deutlich zu machen, daß auch der Blindeste sie mit dem Taststock erfühlt“ – obwohl Sie freilich wissen, daß man zwar blind oder tot, aber ebenso wenig toter oder am totesten wie blinder oder am blindesten sein kann.

Herzlichst Ihr *bb*

Schwarz eingerahmt

Parteihochschule
und Literatur

Es ist bekannt, daß die NDL sich nicht nur in der Deutschen Demokratischen Republik einen festen Kreis von Lesern und Freunden geschaffen hat, sondern auch in Westdeutschland und im Ausland immer stärkere Beachtung findet. Kein Geringerer

als Thomas Mann hat erst kürzlich in einem Brief an einen der Herausgeber unserer Zeitschrift nicht mit Anerkennung gespart und uns recht viele Leser gewünscht.

Bis zur Parteihochschule der SED in Kleinmachnow, die den verpflichtenden Namen von Karl Marx trägt, sind diese guten Wünsche Thomas Manns allerdings leider noch nicht gedungen. Die Buchhandlung der Parteihochschule schrieb unserem Verlag am 3. März dieses Jahres: „Anbei senden wir Ihnen 119 Exemplare der ‚Neuen Deutschen Literatur‘ zwecks Gutschrift zurück und bitten, die weitere Lieferung einzustellen.“

Aufstellung der zurückgelieferten Nummern:

1954	Heft 2	7	Exemplare
1954	„ 3	8	„
1954	„ 4	10	„
1954	„ 5	10	„
1954	„ 6	10	„
1954	„ 7	10	„
1954	„ 8	8	„
1954	„ 9	10	„
1954	„ 10	9	„
1954	„ 11	9	„
1954	„ 12	8	„
1955	„ 1	10	„
1955	„ 2	10	„

Mit sozialistischem Gruß
gez. Pfennig“

Aus diesen dürrn Zahlen ergibt sich – mit ebenso dürrn Worten sei es gesagt –, daß von 130 Exemplaren der „Neuen Deutschen Literatur“, die der Parteihochschule im Verlauf von dreizehn Monaten zugegangen, ganze 11 Exemplare einen Interessenten gefunden haben. Von den ersten beiden Heften des Jahrgangs 1955 ist nicht ein einziges Exemplar verkauft worden.

Es fällt uns schwer, zu glauben, daß an dieser Uninteressiertheit ausschließlich die Mängel unserer Zeitschrift schuld seien. Man könnte über die enttäuschende Bilanz auch leichter hinweggehen, wenn die Uninteressiertheit sich nur auf die NDL bezöge. Leider will uns scheinen, daß hier zugleich eine Uninteressiertheit an der

Literatur überhaupt zum Ausdruck kommt. Wie aber soll die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands, die Partei der Arbeiterklasse, die führende Partei unseres Staates, ihren Aufgaben auf dem Gebiet der Kultur gerecht werden, wenn die Schüler der Parteihochschule, ihre künftigen Funktionäre also, keine Lust oder keine Zeit haben, sich mit Fragen der deutschen Literatur zu beschäftigen?

Es wäre gut, wenn die Leitung der Parteihochschule, die von alldem vielleicht ebenso überrascht sein wird wie wir, sich zum Inhalt des oben wiedergegebenen Briefes äußern würde.

Rotschwarz eingerahmt

Wie werde ich ein zweiter
Lessing?

Der „Sonntag“, die Wochenzeitung des Kulturbunds, hat in der Rubrik „Die Aussprache“ jüngstens Professor Kurt Magritz einige Überlegungen aussprechen lassen, denen Beachtung gebührt. Wir wollen hier nicht diejenigen Erkenntnisse über den Kampf zwischen „Realismus und Formalismus“ wiederholen, die bereits eine frühere Schaffensperiode von Professor Magritz ausgezeichnet haben, sondern unser Augenmerk auf das Neue richten. Auch Professor Magritz beklagt den Zustand unserer Kunstkritik: „Es ist richtig, daß es in unserer Kunstkritik viele Fehler gegeben hat.“ Später weist er auf Lessings Bedeutung hin und versichert: „Ich glaube, daß es keinen einzigen Kritiker gibt, der nicht immer wieder mit staunender Bewunderung das scharfsinnigste Meisterwerk der deutschen Kritik, Lessings Laokoon, liest.“ Interessant ist die Schlußfolgerung, die Magritz aus Lessings Laokoon-Kritik zieht: „Freilich bedurfte Lessing zur Entwick-

lung seiner meisterhaften Kritik auch eines wahrhaftigen Meisterwerkes.“

Sollte in diesem Satz die Erklärung dafür zu suchen sein, daß Magritz es in der Kritik nicht so weit wie Lessing gebracht hat? Man stelle sich vor, Lessing hätte nicht den „Laokoon“ kritisiert, sondern zum Beispiel Käthe Kollwitz oder Ernst Barlach. Zwar ist nicht anzunehmen, daß Lessing dann Magritz geworden wäre, aber umgekehrt wissen wir jetzt genau, warum Magritz noch nicht ein zweiter Lessing geworden ist. Künstler, Meister des Pinsels und des Hammers, schafft wahrhaftige Meisterwerke, die der breiten Entfaltung eines neuen Lessing dienen! Macht Schluß mit solchen Werken, die es Magritz nicht erlauben, ein zweiter Lessing zu werden!

Rot eingerahmt

Abschlagszahlung auf
eine Schuld

Im Dezemberheft 1954 fragten wir, wann der deutsche Leser endlich mit einigen besonders wertvollen Werken der zeitgenössischen polnischen Literatur bekannt gemacht werden würde. Wir nannten dabei unter anderem die Prosadichtungen von Jaroslaw Iwaszkiewicz. „Hier ist eine ebenso dringende wie dankenswerte Aufgabe für unsere Verlage und Übersetzer!“ hieß es am Schluß unseres Leitartikels.

Heute können wir mit Genugtuung vermerken, daß eine erste Abschlagszahlung auf die erwähnte Schuld geleistet worden ist. Der Thüringische Volksverlag in Weimar hat Iwaszkiewicz' „Rote Schilde“ in einer Übersetzung von Kurt Harrer herausgebracht. Nun warten wir auf gute Nachdichtungen Tuwimischer Gedichte und eine Übersetzung des Romans „Das Ahornhaus“ von Wilhelm Mach.

Diesem Heft ist als Kunstdruckbeilage eine Fotografie der Porträtplastik „Thomas Mann“ von Nationalpreisträger Professor Gustav Seitz vorangestellt.

NEUERSCHEINUNGEN

Belletristik

Thomas Mann: Gesammelte Werke in zwölf Bänden, Aufbau-Verlag, etwa 9264 S., Leinen etwa DM 165,—
Halbpergament etwa DM 240,—

Ludwig Bäte: Der Kurier der Königin, Verlag der Nation, 112 S. DM 4,20

Maximilian Scheer: Spieler, Reisebilder aus Westdeutschland, Aufbau-Verlag, etwa 218 S. etwa DM 4,80

Friedrich Schiller Stätten seines Lebens und Wirkens, Hrsg.: Nationale Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar und das Schiller-Nationalmuseum in Marbach in Gemeinschaftsarbeit, Volksverlag Weimar, etwa 80 S., mit 58 Tafeln etwa DM 3,50

Werner Stage: Hong-Chi, Vom Fremdenlegionär zum Vietnamoi, Kongreß-Verlag, etwa 230 S. etwa DM 4,50

Waltber von der Vogelweide: Lieder und Sprüche, Ausgewählt, aus dem Mittelhochdeutschen übertragen, mit Erläuterungen und einer Einleitung versehen von Richard Schaeffer, Philipp Reclam jun., etwa 148 S. DM —,40

F. C. Weiskopf: China singt (chinesische Nachdichtungen), Philipp Reclam jun., etwa 60 S. DM —,40

Ernst Moritz Arndt: Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn vom Stein

Theodor Fontane: Schach von Wuthenow
Johann Wolfgang von Goethe: Hermann und Dorothea

Eduard Mörike: Mozart auf der Reise nach Prag

Wilhelm Raabe: Die Gänse von Bützow (Kleine Bibliothek), 5 Bände, Verlag der Nation, zusammen in Kassette DM 11,80

Annette von Droste-Hülshoff: Die Judenbuche

Heinrich Heine: Briefe aus Berlin

Jean Paul: Des Luftschiffers Giannozzo Seebuch

Friedrich Schiller: Der Geisterseher

Ludwig Tieck: Des Lebens Überfluß (Kleine Bibliothek), 5 Bände, Verlag der Nation, zusammen in Kassette DM 11,80

Giovanni Verga: Don Gesualdo, Roman, Nachwort von Günther Cwojdrak, Aus dem Italienischen von Charlotte Sauer, Aufbau-Verlag, 444 S. etwa DM 8,10

Thomas Wolfe: Es führt kein Weg zurück, Aus dem Amerikanischen, Mitteldeutscher Verlag, 800 S. DM 15,—

Thomas Wolfe: Schau Heimwärts, Engel, Aus dem Amerikanischen, Mitteldeutscher Verlag DM 12,—

Hammer und Feder, Tribüne-Verlag, etwa 650 S. etwa DM 12,60

Kisch-Kalender, hrsg. von F. C. Weiskopf, Aufbau-Verlag, etwa 288 S., mit 23 Abbildungen auf Tafeln DM 7,50

Sprach- und Literaturwissenschaft

Alexander Abusch: Schiller — Größe und Tragik eines deutschen Genius, Aufbau-Verlag, etwa 336 S., mit 31 Abbildungen auf Tafeln DM 7,50

Karl Boost: Neue Untersuchungen zum Wesen und zur Struktur des deutschen Satzes, Akademie-Verlag, 88 S. etwa DM 3,50

Georg Lukács zum siebzigsten Geburtstag, Aufbau-Verlag, etwa 264 S., mit einem Bild von Georg Lukács DM 6,—

Hedwig Voegt: Die deutsche jakobinische Literatur und Publizistik (1789 bis 1800), Rütten & Loening, etwa 240 S., mit 9 Abbildungen etwa DM 11,90

ZEITSCHRIFTEN- UND ZEITUNGSSCHAU

Wir sind ein Volk (Rede des Ministerpräsidenten Otto Grotewohl zur Schiller-Ehrung der deutschen Jugend am 3. 4. 1955), ND 5. 4. 55/S. 3

Schiller und die französische Revolution, von Alexander Abusch, „Sonntag“ 24. 4. 55 S. 6

Schillers Demetrius-Fragment, von Johanna Rudolph, ND 28. 4. 55/S. 4

Schiller in Leningrad, von W. Wassiljew, TR 23. 4. 55/S. 4

Cervantes und sein „Don Quijote“, von Martin Andersen Nexö, TR 27. 4. 55/S. 4

Wallenstein (Eine nicht erfüllte Verpflichtung im Schiller-Jahr), von Heinz Hofmann, ThdZ H. 4. 55/S. 4

In Memoriam Paul Rilla, von Wolfgang Harich, SF H. 1. 55/S. 114

In Memoriam Paul Rilla, von Hans Mayer, SF H. 1. 55/S. 120

Revolutionäre deutsche Publizistik vor Ausbruch des Großen Bauernkrieges, von Dr. Gerhard Dunken, WA H. 4. 55/S. 219

Opposition und Lebensfreude in der Volksdichtung, „Der Morgen“ 14. 4. 55/S. 4

Abkürzungen

ND = Neues Deutschland

SF = Sinn und Form

TR = Tägliche Rundschau

ThdZ = Theater der Zeit

WA = Wissenschaftliche Annalen

„Neue Deutsche Literatur“, Zeitschrift des Deutschen Schriftstellerverbandes. Verlag Volk und Welt, Berlin W 8, Taubenstraße 1-2, Fernsprecher 22 58 51. Redaktion: Berlin W 8, Friedrichstraße 169/170, Fernsprecher 22 57 71. Nachdruck nur mit Genehmigung und Quellenangabe gestattet. Zuschriften, die den Inhalt der Zeitschrift betreffen, sind an die Redaktion, Zuschriften in Fragen des Vertriebs und Bezugs sind an den Verlag zu richten. Für unverlangt eingehende Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden. Anzeigenannahme: DEWAG WERBUNG, Berlin C 2, Prenzlauer Straße 47, Fernsprecher 51 01 61, sowie sämtliche DEWAG-Filialen.

Druck: IV-14-48 Volksstimme, Verlag und Druckerei, Magdeburg, Lizenz-Nr. 1313.